

Eva Weissweiler

VILLA VERDE  
ODER DAS HOTEL  
IN SANREMO

Das italienische Exil  
der Familie Benjamin

otb



EIN KLEINES HOTEL AN DER BLUMENRIVIERA  
WIRD IN DEN DREISSIGERJAHREN ZUM  
TREFFPUNKT VON EXILANTEN UND LITERATEN.

Die Villa Verde, ein kleines Hotel in Sanremo, war von 1934 bis 1940 im Besitz von Dora Sophie Kellner, der geschiedenen Frau Walter Benjamins. Dora, beruflich erfolgreich als Schriftstellerin, Übersetzerin und Journalistin, verließ nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten Berlin, um sich gemeinsam mit ihrem Sohn Stefan in Sanremo ein neues Leben aufzubauen. Ihre Villa Verde beherbergte Schriftsteller und Aristokraten, Maler und Journalisten, war Schauplatz von Intrigen und Liebesgeschichten, kleinen und großen Tragödien. Doch mit den geänderten politischen Verhältnissen in Italien bot auch dieses Haus keinen sicheren Hafen mehr.

Die renommierte Biografin Eva Weissweiler beleuchtet ein bisher wenig bekanntes Kapitel deutscher Exilgeschichte.

MIT EINEM NACHWORT VON MONA BENJAMIN,  
DER ENKELIN VON DORA UND WALTER BENJAMIN.

btb

ISBN 978-3-442-75982-8



22,00 € (D)  
22,70 € (A)

9 783442 759828



Die Geschichte der Villa Verde, eines kleinen Hotels in Sanremo, das von 1934 bis 1940 im Besitz von Dora Sophie Kellner war, der geschiedenen Frau Walter Benjamins. Dora, aufstrebende Schriftstellerin, Übersetzerin und Journalistin, verließ als Jüdin Berlin, nachdem Hitler an die Macht gekommen war. In Sanremo baute die ebenso praktische wie geschäftstüchtige Dora sich ein neues Leben auf, gemeinsam mit ihrem Sohn Stefan. Das Hotel, idyllisch auf einer Anhöhe über dem Meer gelegen, war ein großer Erfolg. Schriftsteller, Maler und Journalisten waren dort zu Gast, Aristokraten und Schieber, Spekulanten und Flüchtlinge, Theodor W. Adorno und seine Frau Gretel, der jüdische Nietzsche-Forscher Oscar Levy oder die Star-Journalistin Anita Joachim. Und auch immer wieder Walter Benjamin selbst, für den es »ein stiller Hafen« in den Jahren der Heimatlosigkeit wurde. Doch es spielten sich auch Dramen in diesem Haus ab: Eifersucht, Intrigen, Liebesgeschichten, kleine und große Tragödien des Exils. 1940 musste es schließlich unter dem Druck der italienischen Rassengesetze schließen, Dora selbst hatte sich und ihren Sohn Stefan 1938 nach London retten können.

Die renommierte Biografin Eva Weissweiler erzählt erstmals die Geschichte dieses Hauses, die in Benjamin-Biografien nur beiläufig erwähnt wird. Sie hat dazu viele unveröffentlichte Briefe, vor allem von Dora Sophie Kellner selbst, aber auch Unterlagen aus italienischen, israelischen, englischen und amerikanischen Archiven ausgewertet und entwirft ein ebenso fundiertes wie facettenreiches Bild vom Leben und Überleben in einer finsternen Zeit.



EVA WEISSWEILER, geboren 1951, Studium der Musikwissenschaft, Germanistik und Islamwissenschaft. Zahlreiche Veröffentlichungen, u.a. »Clara Schumann«, »Tussy Marx. Das Drama der Vatertochter«, »Die Freuds. Biographie einer Familie«, »Otto Klemperer. Ein deutsch-jüdisches Künstlerleben«, »Friedelind Wagner. Eine Spurensuche«, »Lady Liberty: Das Leben der jüngsten Marx-Tochter Eleanor«, »Das Echo deiner Fragen: Dora und Walter Benjamin«, Eva Weissweiler lebt als freie Schriftstellerin und Rundfunkautorin in Köln.

# Inhalt

## **Prolog**

Berlin 1933 ..... 7

## **Kapitel I**

«Die günstigste Winterstation der Riviera» ..... 29  
1933-1934

## **Kapitel II**

Palmen und Giftgas ..... 67  
1935-1937

## **Kapitel III**

Gruppenbild mit Gästen ..... 109  
1937-1939

## **Kapitel IV**

Das Ende der Villa Verde ..... 145  
1939-1940

## **Kapitel V**

Walters Stimme ..... 185  
1940-1972

Nachwort von Mona Benjamin .....	221
Danksagung .....	227
Literaturverzeichnis.....	228
Mitglieder der Familien Benjamin und Kellner in Kurz- biografien .....	233
Zeittafel .....	244
Benutzte Archive.....	259
Endnoten .....	260

## PROLOG

### Berlin 1933

#### Einmal herauskommen!

Im Juli 1933 war der Himmel über Berlin grau und bewölkt. Es regnete viel und war sehr kühl für die Jahreszeit, nicht einmal achtzehn Grad. An manchen Tagen musste Dora die grossen Räume in der Grunewald-Villa sogar heizen. Doch es war nicht nur das Wetter, das diese unbändige Lust, «einmal herauszukommen», in ihr weckte.<sup>1</sup> Es war die ganze verzweifelte Lage. Ihr Schwager, der Arzt Georg Benjamin, sass in Plötzensee ein und wurde, wie es hiess, schwer misshandelt, weil er nicht nur Jude, sondern auch Kommunist war. Sein Bruder, ihr geschiedener Mann, der Schriftsteller und Philosoph Walter Benjamin, hatte im März gerade noch rechtzeitig abreisen können, erst nach Paris, dann nach Ibiza, von wo er traurige Briefe schrieb. Er war krank, hatte kaum Geld, keinen guten Arzt und durfte nicht mehr für seinen Hauptauftraggeber, den Rundfunk, arbeiten, sondern nur noch für Zeitungen wie die «Vossische» oder die «Frankfurter», meistens unter Pseudonymen wie «Detlef Holz», «K.A. Stempflinger» oder «C. Conrad».

Sie waren von 1917 bis 1930 verheiratet gewesen und hatten

einen Sohn, Stefan, der 1918 in Bern geboren worden war. Es war eine intensive, wenn auch manchmal sehr schwierige Ehe, zum Schluss eigentlich nur noch eine Art Freundschaft, in der jeder sein eigenes Leben führte.<sup>2</sup> Dora, 1890 geboren, war zwei Jahre älter als Benjamin. Sie stammte aus Wien. Ihr Vater war der Zionist und Anglist Leon Kellner, ihre Mutter, Anna Kellner, geborene Weiss, eine anerkannte literarische Übersetzerin aus dem Englischen. Sie selbst hatte nach einem Elite-Abitur Chemie studiert, später auch Philosophie, erst in Wien, dann in Berlin, zusammen mit ihrem ersten Mann, Max Pollak, mit dem sie von Anfang an unglücklich gewesen war. Es war eine erzwungene Ehe. Ihre Eltern hatten diesen Mann, Sohn reicher jüdischer Eltern aus Bielitz,<sup>3</sup> der Heimatstadt ihrer Mutter, für sie ausgesucht, des Geldes und wohl auch des Anstands wegen. Denn Dora war gross, blond und langbeinig. Sie hatte zu viele Verehrer. Das durfte nicht sein. Darum musste sie schnell verheiratet werden. An ihr Glück hatte man dabei nicht gedacht, denn Pollak war psychisch krank und sehr aufbrausend. Die Ehe mit ihm wurde körperlich nie «vollzogen».<sup>4</sup>

Die erste Begegnung mit Benjamin war wie eine Offenbarung für sie. Es war im Frühjahr 1914 in Berlin: im «Sprechsaal» der «Freien Studentenschaft», einem Forum für junge, hauptsächlich jüdische Intellektuelle, in dem über Fichte, Nietzsche, George, Pädagogik, Erotik, Wandern, Natur, das Studentenleben, die Jugend und vieles andere diskutiert wurde, oft sehr heiss und bis tief in die Nacht. Hier hörte sie den jungen Studenten der Philosophie am 4. Mai 1914 über das Thema «Hilfe» sprechen, das sie selbst vorgeschlagen hatte.

*Es war wie eine Erlösung. Man atmete kaum. [...] Und zwar sagte Benjamin: Helfen sei nur möglich, wenn man sich liebe. Mir blieb das Herz stehen, ich erfasste ganz, was dies bedeute: dass man nur helfen dürfe, wenn man liebe und geliebt werde. Immer hatte ich die Möglichkeit gefühlt.<sup>5</sup>*

Sie hatten sich schnell ineinander verliebt, obwohl sie aus sehr unterschiedlichen Verhältnissen kamen, sie aus einem ostjüdisch geprägten Wiener Milieu, er aus grossbürgerlichem Berliner Elternhaus, in dem man zu Weihnachten einen Christbaum aufstellte und nur noch an Feiertagen in die Synagoge ging. Niemand sprach Jiddisch. Niemand war Zionist. Man bekannte sich zwar dazu, jüdisch zu sein, war aber, wie viele assimilierte Berliner Juden, nicht wirklich «religiös», auch wenn man fast ausschliesslich jüdische Freunde hatte. Sein Vater war als Rentier oder Privatier an verschiedenen Firmen beteiligt, einem Kunstbau, einem Bauunternehmen, einer Zichorien-Fabrik, am Berliner Eispalast. Die Geschäfte waren sehr unübersichtlich, jedenfalls für Benjamin, der nie so recht wusste, woher der Reichtum seines Vaters eigentlich stammte und wieso er sich dieses riesige Haus in Berlin-Grünwald, einer der besten Wohngegenden der Stadt, leisten konnte, ausgestattet mit Teppichen, Nippes und Kitsch, darunter ein Mohr, der auf einer Gondel stand.<sup>6</sup>



## Wie ein Traum?

Manchmal muss ihr das alles wie ein Traum vorgekommen sein. Die erste Verliebtheit, der Beginn des Krieges, die Trennung von Pollak, die ersten Wochen des Zusammenlebens mit Benjamin in Seeshaupt am Starnberger See, die Hochzeit mit den vielen, teilweise sehr unangenehmen Verwandten, die Jahre in Bern, wo er seine Dissertation «Über den Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik» geschrieben hatte, die Geburt von Stefan im Kantonsspital. Es war eine glückliche Zeit, die aber schon bald wieder vorbei war, spätestens 1920, als sie, da sie in der Schweiz kein Auskommen mehr hatten, in Benjamins Elternhaus zurückkehren mussten, in die Villa in Berlin-Grunewald an der Delbrückstrasse Nr. 23.

War es das Protzige, Steife dieses Ambientes? Die Fabrikbesitzer und Generaldirektoren in der Nachbarschaft? Die Feindseligkeit, die von seinen Eltern und seiner Schwester, die ebenfalls Dora hiess, ausging, während sein Bruder Georg, der schon länger nicht mehr zu Hause wohnte, sich eher zurückhielt? Vor allem war es natürlich das Geld, das er, Benjamin, nicht verdiente, weil er forschen und schreiben wollte, anstatt einen Brotberuf zu ergreifen, als Buchhändler, Lektor oder Bankkaufmann, wie seine Eltern es sich dringend gewünscht hätten. Dauernd gab es Streit um das Thema, bis sie schliesslich aus der Villa in Grunewald auszogen, um alsbald wieder einzuziehen, denn ihre finanzielle Not war zu gross, auch wenn sie, Dora, noch so viel arbeitete, als Übersetzerin, Redakteurin oder Journalistin. Sie war Autorin von Kurzgeschichten, Rezensionen, Satiren und Reportagen, schrieb für fast alle grossen Ullstein-Blätter und die «Literarische Welt»,

manchmal bis spät in die Nacht, durchaus erfolgreich, aber immer einen «einzigsten Kampf um die Mittel» führend,<sup>7</sup> der sie oft an den Rand des gesundheitlichen Ruins trieb.

Sie wurden sich fremd, verliebten sich heftig in andere, es war mehrmals von Trennung die Rede, aber dann kamen sie doch immer wieder zusammen, wenn auch nur als Freunde. Er war viel im Ausland, Paris, Capri, Neapel, Moskau. Sie blieb in Berlin, um Geld zu verdienen, für Stefan, für sich selbst, aber auch für Benjamin, der kaum Einkünfte hatte, bis er Ende der zwanziger Jahre das Medium «Rundfunk» für sich entdeckte und ein gefragter Autor von Rezensionen und Hörstücken wurde.

Und dann, 1930, die Scheidung wegen einer anderen Frau, der lettischen Schauspielerin und Regisseurin Asja Lacin, die ihn schon bald wieder verlassen würde.<sup>8</sup> Für Dora war das ein gewaltiger Schock. Sie hatte gedacht, es würde ewig so weitergehen, diese «Kameradschaftsehe», wie man es damals nannte, sehr modern, sehr freizügig, aber trotzdem von Dauer. Doch sie hatte sich bitter getäuscht. Es war ein schlimmer Prozess, in dem Benjamin plötzlich «die verachteten deutschen Gesetze gut genug» waren,<sup>9</sup> um ihren Ruf zu vernichten und ihr das Sorgerecht für Stefan, ja sogar die Wohnung zu entziehen, was ihm allerdings nicht gelang.<sup>10</sup> Seine Klage wurde abgewiesen, da man sie als nicht glaubwürdig und stichhaltig ansah.

Doch das war drei Jahre her. Sie hatten sich wieder versöhnt und im Übrigen andere Sorgen, die Weltwirtschaftskrise, die «Machtergreifung», die Repressalien gegen die Juden, die Existenzangst, die Geldnot, das Schicksal von Georg, den sie vielleicht

nie mehr wiedersehen würden. Zuerst hatten sie sich nur zögernd wieder einander genähert. Im Juli 1931, bei einem Abendessen mit Joseph Hergesheimer, einem amerikanischen Schriftstellerkollegen, den Dora in ihr Haus eingeladen hatte. Sie hatte einige seiner Romane übersetzt und eine enge Beziehung zu ihm entwickelt, die wohl weit über das Kollegiale hinausging, zumindest zeitweise. «Ich brauche Dir nicht zu sagen, dass meine Liebe und Sorge für Dich unverändert ist, und dass jetzt, da wir so weit voneinander getrennt sind, Dein Bild nichts von seiner Strahlkraft und Bedeutung für mich verliert»,<sup>11</sup> schrieb er in einem Brief aus dem Jahr 1935. Benjamin hatte sich durch die Nähe der beiden nicht irritieren lassen, sondern sich intensiv ins Gespräch mit Hergesheimer, den er sehr schätzte, begeben. Der fand ihn seinerseits nicht besonders beeindruckend, eher bedauernswert: wie jemanden, der «gerade von einem Kreuz herabgestiegen [war], um das nächste zu besteigen».<sup>12</sup>

Seit dieser Begegnung im alten Zuhause in Berlin-Grunewald sahen Dora und Benjamin sich wieder öfter oder schrieben sich Briefe. Es war alles wie früher, nur ohne Trauschein. Auch in der Unterhaltsfrage wurde eine Lösung gefunden. Dora bestand nicht auf ihren verbrieften Rechten – Rückzahlung der Mitgift und 300 Reichsmark Unterhalt im Monat –, sondern gab sich mit einer Hypothek auf das Haus zufrieden. Benjamin konnte aufatmen. Sie würde ihn nicht ruinieren. Alle ihre Ansprüche seien «in voller Höhe abgefunden», schrieb der Notar, bei dem sie die Vereinbarung trafen.<sup>13</sup> Beide mögen sich im Nachhinein gefragt haben, wozu diese Scheidung, die so viel Geld und Schmerzen gekostet hatte, überhaupt gut war.

## Eine tollkühne Idee

Dora, die sich seit der Scheidung nicht mehr Dora Benjamin, sondern Dora Sophie Kellner nannte, hatte zu Beginn des Jahres 1933 ihre Stellung verloren. Es war einer der vielen wechselnden Posten, die sie seit Mitte der zwanziger Jahre gehabt hatte, eine Redakteursstelle bei einer Radio-Zeitung, die bei Ullstein erschien. Doch seitdem der Verlag Schritt für Schritt «judenfrei» gemacht wurde, stand sie plötzlich ohne Einkommen da. Stefan war jetzt fünfzehn, ging aufs Grunewald-Gymnasium und wuchs so schnell, dass man meinte, zusehen zu können. Er brauchte dauernd neue Kleidung, neue Schulbücher, neue Schlittschuhe, neue Fahrräder. Dazu die Betriebskosten für das riesige Haus, das, in mehrere Wohnungen aufgeteilt, immer schwerer zu vermieten war, seitdem die meist jüdischen Mieter mittellos wurden oder das Land verliessen.

«Unsere Geldnot ist unbeschreiblich», schrieb Dora an Benjamin, der zu dieser Zeit auf Ibiza war, «beinahe so wie in den ersten Jahren nach unserer Rückkehr nach Berlin oder schlimmer, da wir da doch einen gewissen Rückhalt hatten. Aber man kann nichts dagegen tun.»<sup>14</sup> Trotzdem fand sie immer noch Möglichkeiten, ihn mit kleineren Summen zu unterstützen oder ihm Aufträge bei verschiedenen Zeitungen zu beschaffen, bei der «Berliner Illustrierten Zeitung» oder dem «Uhu» zum Beispiel.<sup>15</sup>

Dann hatte sie eine tollkühne Idee. Sie würde die neuen Machthaber hinters Licht führen. Sie würde Stefan, sich selbst, eine Chauffeurin und zwei Fotografen in ein gemietetes Auto packen, um eine Tour ans Schwarze Meer und wieder zurück zu ma-

chen, zu den Siebenbürgen, Donauschwaben und Sudetendeutschen, die neuerdings als Hüter des deutschen Volkstums galten und Hitlers «Machtergreifung» zum grossen Teil jubelnd begrüsst hatten.

Ihre Rechnung ging auf. Die Zeitungen rissen sich um das Thema. Man bot ihr hohe Vorschüsse an, die allerdings unter vier Personen zu teilen sein würden, ihr selbst, der Chauffeurin und den beiden Fotografen. Stefan freute sich auf das Abenteuer, und auch Benjamin war begeistert, wenn auch nur aus der Ferne: Das «relativ Beste» in dieser Zeit betreffe seinen Sohn, der mit «seiner Frau» eine Autoreise in allerhand unbekannte Länder mache, schrieb er an eine Freundin.<sup>16</sup> Ja, er schrieb wirklich «mit meiner Frau» und war unverkennbar stolz auf die Aktivität, die sie an den Tag legte.

Über die Reise selbst weiss man nicht viel, weil Dora nur noch unter Pseudonymen oder anonym publizieren konnte. Ein Artikel in Ullsteins «Blatt der Hausfrau» ist ihr jedoch eindeutig zuzuordnen. «W'r sen doch deutsche Leut!» heisst die in Sütterlin gesetzte Überschrift.<sup>17</sup> Darunter prangt das Bild eines «Leutschauer Mädchens im Sonntagsputz», fotografiert von Lene Schneider-Kainer, einer aus Wien stammenden Malerin und Illustratorin, die wie Dora jüdischer Herkunft war und für das Ullstein-Magazin «Die Dame» arbeitete.

Schneider-Kainer war es gewohnt, mit der Kamera umzugehen, da sie auf ihren Reisen nach China, Burma, Thailand, Persien oder Marokko viele Fotos machte, die ihr als Vorlage für Aquarelle und Zeichnungen dienten. «Leutschauer Mädchen» waren nicht gerade ihr Thema, so wenig wie «hohe Hauben als

Zeichen der Jungfräulichkeit» oder Dorfszenen aus dem «Schönhengster Gau». Doch sie mussten sich verbiegen, sich untreu werden, alle Klischees, die der Zeitgeist von ihnen verlangte, bedienen: das weite Land, den Familiensinn, die Frau als «Trägerin häuslicher Zucht», von früh bis spät kochend, Gänse nudelnd und Kinder gebärend. Und das alles vor der Kulisse des «urdeutschen Geistes» und der «urdeutschen Leut». Eigentlich war es der blanke Sarkasmus. Doch niemand bemerkte es, denn zum Glück wussten die Nazis weder, was Ironie ist, noch, dass die beiden Autorinnen Jüdinnen waren.

Auf der Rückfahrt machten sie einen Bogen durch das Königreich Jugoslawien, wo ungefähr 450'000 Volksdeutsche lebten, die meisten davon als Bauern, Handwerker und kleine Geschäftsleute. Am Steuer sass Gert Wissing, sechsundzwanzig Jahre alt, Adoptivtochter eines jüdischen Arztehepaars, die Frau von Benjamins Lieblingscousin Egon Wissing, der ebenfalls Arzt war. Sie war schön, langbeinig und drogensüchtig. Und sie liebte das Meer. Da lag es nahe, von Ljubljana, wo sie Station gemacht hatten, nach Opatija, früher Abbazia, zu fahren. Es war nicht weit.

Dora kannte und mochte den Ort. Vor fast dreissig Jahren war sie dort zur Sommerfrische gewesen, mit ihren Eltern Leon und Anna Kellner und den Geschwistern Viktor und Paula. Die engen Gassen, die kleinen Kirchen, die prächtigen Villen, die Kamelien, der Oleander: alles hatte damals ganz italienisch gewirkt, obwohl überall die Habsburger Flagge wehte und Büsten des Kaisers in den Schaufenstern standen. 1930 hatte sie der Gegend ein Denkmal gesetzt in ihrem Roman «Gas gegen Gas», der zuerst im Pro-

grammheft des Senders Frankfurt erschienen war, später in zwei österreichischen Zeitungen unter dem Titel: «Das Mädchen von Lagosta».

*Wind, Sonne und Wisser; der trockene, würzige Duft heisser Piniennadeln auf den Lichtungen des Waldes; das Brennen der erfrischten, vom kalten Salzwasser noch nassen Glieder auf den flachen, erhitzten Steintafeln des Ufers; Fahrten im Boot nach der Küste, deren Felsen sich steil vom Grün der Agaven und Lorbeer-bäume abhoben.*<sup>18</sup>

Seitdem hatte sie diese Sehnsucht behalten. Nach dem Süden, seiner üppigen Vegetation, der italienischen Sprache, der Küche, der Musik. Es mochte eine kitschige Sehnsucht sein. Aber eine weit verbreitete, die von Goethe, Mendelssohn und vielen anderen geteilt worden war. Sogar auf der Mädchenschule der Wiener Reformpädagogin Eugenie Schwarzwald hatte Dora Aufsätze über das Thema schreiben müssen: «Warum ist Italien das Land der Sehnsucht der Deutschen?»<sup>19</sup>

Nun also Abbazia im Jahr 1933, das seit dem Ersten Weltkrieg nicht mehr zu Österreich, sondern zu Italien gehörte. Es war fast alles noch so wie früher. Die Luxushotels, die lange Strandpromenade, die Villa, in der Mahler seine 4. Symphonie komponiert hatte, der Park Angiolina mit seinen kaukasischen Tannen, und vor allem: das milde Klima, in dem Dora sich sofort wohl und gesund fühlte. Keine Gallenschmerzen, nicht das elende «Luftschlucken» mehr, unter dem sie seit Jahren litt, obwohl sie eigentlich eine robuste Natur war, die schon die schwersten Krisen überstanden hatte, Diphtherie und Lungenspitzenkatarrh, mindestens zwei Abtreibungen und Phasen von Lebensmüdigkeit.

Doch sie war eben Österreicherin, gewöhnt an gute Luft und landschaftliche Lieblichkeit, wie sie in ihrem Roman «Gas gegen Gas» einmal geschrieben hatte, an Seen, Wälder, Berge und «romantische Weiden». Berlin war ihr einfach zu grau und zu flach, im Winter eiskalt, im Sommer oft «heiss wie ein Backofen». Wenn man nicht gerade aufs Land hinausfahren konnte, musste man sich zwischen «Karren mit Pflaumen, Zigaretten und Eiscrème» drängen, um die Strassen zu überqueren, von hektischen Menschenmassen über «erweichten Asphalt und staubige Prellsteine» geschoben.<sup>20</sup> Nein, sie hatte sich nie darüber beklagt. Warum auch? Es gab ja das grossartige Kulturleben und die vielen Zeitungen und Verlage, für die sie arbeiten konnte, die «Vossische», die «BZ am Mittag», den «Uhu», «Tempo», die «Literarische Welt», «Die Dame», Rowohlt, Ullstein, zum Schluss gar den Rundfunk. Doch seit 1933 war das alles vorbei. Keine Aufträge, keine Einnahmen, keine Freunde mehr, nur Stefan, das riesige Haus, ein paar Mieter, die dauernd wechselten, die Not und den Hunger.

Abbazia selbst kam als Exil nicht in Frage, da es politisch zu unruhig war. Überall spürte man, dass sich die alten Nationalitätenkonflikte noch nicht beruhigt hatten, dass es gärte zwischen Italienern, Serben, Kroaten, Bosniern, Slowenen, Mazedoniern, Albanern und Volksdeutschen. Aber das italienische Mutterland, «das Land der Sehnsucht»? Dort gab es zwar eine faschistische Diktatur, aber wenigstens, wie es hiess, keinen Antisemitismus, weshalb viele Jüdinnen und Juden sich dort niederliessen. Und wenn es eines Tages zu schlimm werden sollte, könnte man immer noch von einem der vielen Häfen nach Amerika oder Palästina ausreisen.



Kaum wieder zurück in Berlin, im September 1933, schrieb sie Benjamin, dass sie nach Italien ziehen wolle, sei es, um dort eine Pension zu eröffnen oder um als Journalistin zu arbeiten, vielleicht beides.<sup>21</sup> Sie würde die italienische Sprache erlernen, was recht einfach sein sollte, besonders, wenn man gute Grundlagen im Lateinischen hatte. Und sie konnte, was allgemein bekannt war, exzellent kochen, ob österreichisch, russisch, ostjüdisch oder italienisch. Selbst Asja Lacis, ihre Erzfeindin, war von ihren «Delikatessen» entzückt, als sie einmal bei ihr in Berlin zu Gast war.<sup>22</sup> Ihre Kochrezepte für «Die Dame» waren berühmt. Woher sie das konnte, wusste sie selbst nicht so recht. Von ihrer Mutter, Anna Kellner, wohl eher nicht. Sie stand nicht gerne am Herd und war überhaupt keine begeisterte Hausfrau. Vielleicht hatte sie ihren Grossmüttern über die Schulter geschaut? Oder den Köchinnen, die bei ihnen zu Hause engagiert waren? Ihr Vater bezog immer nur ein kleines Gehalt, ob in den Jahren als Lehrer in Wien oder später als Professor in Czernowitz am äussersten Rand der Monarchie, der «K. und K. Strafkolonie», wie böse Zungen die Stadt in der heutigen Ukraine nannten. Aber egal, wie knapp sie auch mit dem Geld waren: eine gute Wiener Köchin hatten sie immer. Als sie einmal für ein Jahr in England lebten und statt Gulasch, Apfelstrudel und Buchteln nur Hammelbraten, Bohnen und Brotpudding vorgesetzt bekamen, drängte die Familie mit Gewalt wieder nach Hause.

## Stefan

Es gab nur einen Grund, der Dora vorerst davon abhielt, nach Italien zu gehen: ihr Sohn Stefan. Er ging gerne zur Schule, hatte viele Freunde, Juden und Nichtjuden, mochte seinen Lateinlehrer Walter Rabehl, ja, sogar den Direktor, Wilhelm Vilmar, fuhr gern Fahrrad, lief Schlittschuh, sang im Schulchor, lernte Schiessen und übte sich eifrig in Kraftsport. Eigentlich war es ein Wunder, dass er so «unendlich brav» war,<sup>23</sup> denn er hatte wahrlich keine leichte Kindheit gehabt: Nach der Geburt in der Schweiz von Ort zu Ort geschoben, mal bei den einen, mal bei den anderen Grosseltern lebend, die Ehekrisen der Eltern, Benjamins häufige Abwesenheit, das starke berufliche Engagement seiner Mutter, ihre Reportage-Reisen nach England und Amerika und schliesslich die Scheidung. Es gab immer ein Kindermädchen, Friedy Barth in Bern und Grete Rehbein in Berlin. Grete Rehbein war ihm, als er noch klein war, so ans Herz gewachsen, dass er sie sogar heiraten wollte, weil seine Mutter so oft unterwegs war und heimlich «mit fremden Räufern [...] buhlte».<sup>24</sup>

Doch nun ging es ihm gut. Er war «der beste Schüler», schrieb lange Briefe an den «lieben Papa» und genoss den Frieden, der endlich eingekehrt war. Sollte man ihn gerade jetzt von Berlin wegnehmen und ihm «die Möglichkeit des Studiums versperren»?<sup>25</sup>

Im April 1934 machte er mit einem Freund eine lange Fahrradtour, nach Bernau, Kloster Chorin, Niederfinow, Freienwalde, Wriezen, Küstrin und Frankfurt an der Oder. Es war eine schöne Fahrt, die er nicht unvorbereitet antrat, denn Lothar Brieger, der

langjährige Freund seiner Mutter, hatte ein reich bebildertes Buch über die Gegend geschrieben: «Aus stillen Städten der Mark Brandenburg». Es war 1923 erschienen,<sup>26</sup> zehn Jahre vor Anbruch der «neuen Zeit» und daher sehr spannend zu lesen. Im Vorwort spricht Brieger von der «unleugbar slawischen Grundlage» der Gegend, dem Erbe der niederländischen Kolonisten, der Entstehung der Backstein-Gotik, dem märkischen Bauernhaus und den Texten Kuglers und Fontanes über dieses Land, das ganz zu Unrecht im Ruf stehe, flach und langweilig zu sein.

Brieger ging es hauptsächlich um die Kunst- und Kulturgeschichte. Doch Stefan und sein Freund waren vor allem an der modernen Mark Brandenburg interessiert, am grossen Schiffsbauwerk bei Chorin zum Beispiel, das gerade erst in Betrieb genommen worden war.

*Man sieht es bei Tag und Nacht viele, viele Kilometer weit, denn es ist durchweg nach Anbruch der Dunkelheit in Betrieb und dann hell erleuchtet. Der Eindruck, den das Hebewerk mit seinem «Fahrstuhl» = Trog, in den sieben grosse Lastkähne hineingehen, machte, war besonders stark, da wir vor noch einer knappen ¾ Stunde in Chorin gewesen waren. Wir hatten auch Glück und sahen, wie gerade Schiffe gehoben und gesenkt wurden. Das Werk ist von 1926-33 erbaut worden. Fast bei Dunkelheit brachen wir auf und wurden noch knapp in der naheliegenden Jugendherberge, die überfüllt war, aufgenommen: Obwohl wir auf Notpritschen, d.h. auf dem Fussboden schliefen, ruhten wir uns gut aus.<sup>27</sup>*

Drei Tage später waren sie mit ihren Fahrrädern wieder in «Gross-Berlin», erschöpft, aber «ziemlich braun gebrannt» und hatten «für wenig Geld viel gesehen».

## Plötzlicher Herztod

Doch so sehr Stefan auch an Berlin, der Schule und der Mark Brandenburg hing: es war ihm klar, dass er nicht mehr lange bleiben konnte. Schon im März 1933 war der Direktor, Wilhelm Vilmar, entlassen worden, obwohl er weder Jude noch Kommunist, sondern ein aufrechter Nationalliberaler war, aber eben kein Nazi. Sein Nachfolger betrat die Schule grundsätzlich nur in Parteiuniform mit der Devise: «Humanität können wir uns nicht leisten.» Auf Druck der Elternschaft, die zum grossen Teil jüdisch und liberal war, musste er gehen. Doch der nächste Direktor war auch nicht viel besser, und der an die «neue Zeit» angepasste Stundenplan schon gar nicht. Kaum noch Lateinisch und Griechisch, stattdessen Mittelhochdeutsch, Rassenkunde und Biologie.<sup>28</sup> Stefan fragte seine Mutter empört, wie man «einen Humanisten mit so etwas belästigen» könne?<sup>29</sup>

Viele Mitschüler gingen in die Hitlerjugend und weigerten sich plötzlich, neben einem Juden zu sitzen, auch wenn sie noch bis vor Kurzem mit ihm befreundet gewesen waren. Es wurden Listen angelegt, aus denen hervorging, ob jemand «Volljude», «Halbjude», «Ausländer» oder Sohn eines «jüdischen Frontkämpfers» war. Als Letzterer konnte man nach dem «Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen» darauf hoffen, vielleicht doch noch Abitur machen und studieren zu dürfen. Aber Stefan war nicht der Sohn eines «Frontkämpfers», ganz im Gegenteil. Benjamin war entschiedener Kriegsgegner und hatte im Ersten Weltkrieg alles getan, um sich dem Kampf mit der Waffe zu entziehen.

Im Februar 1934 brach der Lateinlehrer Rabehl mitten im Unterricht zusammen und starb. Plötzlicher Herztod. Das war für Stefan wie ein Symbol. Dass schon viele seiner Mitschüler abgegangen waren, hatte ihn zwar geschmerzt, aber nicht sehr beunruhigt. Doch ohne Rabehl kam ihm die Schule fremd und leer vor. Er schrieb an Benjamin:

*Rabehl war, wie ich jetzt erfuhr, der Sohn von einem Arbeiter, und er war im Grauen Kloster zur Schule gegangen, wo er, wie später auf der Universität, einen vollkommenen Freiplatz hatte. Nun kannst du dir ja denken, was für eine Begabung er hatte, und ebenso gross war auch sein Gedächtnis. Da er keine Familie hatte und nicht zum Arzt ging, hatte er in der letzten Zeit, in der er herzkrank war, nicht die richtige Pflege, und so kam es dann, dass er schon mit 51 Jahren gestorben. Auch war sicher das schnelle Motorradfahren daran schuld, denn er fuhr häufig mit 120 km Geschwindigkeit, bei diesem Tempo kann man kaum atmen. Bei uns in der Schule wurde noch eine Trauerfeier veranstaltet, an der unsere Klasse das eine der beiden mit Worten erhaltenen griechischen Lieder ihm zu Ehren sang. Für uns klingt dieses Lied sehr langweilig, das kann aber ja auch daran liegen, dass die Worte vielleicht nicht ganz richtig gedeutet sind.<sup>50</sup>*

### **Rehrippchen à la Milanese**

Dora hatte inzwischen angefangen, Italienisch zu lernen, gemeinsam mit Stefan, der sich sehr geschickt dabei anstellte. Sie gingen einmal in der Woche zu einem Sprachlehrer, Alfredo Polito, einem freundlichen, ruhigen Mann, den es aus der Gegend von Nea-

pel nach Berlin verschlagen hatte, wahrscheinlich aus Liebe, denn er hatte 1914 eine Deutsche geheiratet, von der er allerdings schon seit Langem getrennt lebte.

Benjamin hatte Bedenken gegen das Italien-Projekt, weil er den italienischen Faschismus für gefährlich hielt, während Dora ihn eher als eine Art Folklore ansah. Einmal, im Jahr 1924, hatte Benjamin Mussolini persönlich auftreten sehen. Es war auf Capri, wo er eine Zeit lang gelebt hatte. Überall wimmelte es von Polizei, Geheimagenten und Militär. Allerdings spürte man wenig Begeisterung, wenn der «Duce» sprach. Das Volk blieb sehr reserviert. Er sei bei weitem nicht der Adonis, für den man ihn halte, schrieb Benjamin an seine Freunde, sondern klein, plump, bäurisch und «unartikuliert», der ganze Mensch an einen Krämer erinnernd, der nach «ranzigem Olivenöl» rieche.<sup>31</sup>

Doch jetzt sprach er diese Bedenken nicht aus, denn er musste mit allem, was er nach Deutschland schrieb, sehr vorsichtig sein, um Dora und Stefan nicht zu gefährden. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn die beiden nach Palästina emigriert wären, was für Dora aber nicht in Frage kam, da sie, anders als ihre Eltern, weder Zionistin war noch Hebräisch konnte, also wenig Aussicht auf Arbeit in ihrem Beruf als Journalistin und Übersetzerin hatte. Auch Stefan hatte nicht die geringste Lust dazu. Vielleicht hatte ein alter Freund, Gerhard Scholem, der sich inzwischen nur noch «Gershom» nannte, ihnen auch zu viel Druck gemacht, zu oft gesagt, dass Palästina der einzig richtige Ort für einen Juden sei. Er selbst, Professor für Religionsphilosophie, lebte schon seit zehn Jahren dort und versuchte auch Benjamin ständig zur Emigration zu überreden.

Im September 1933 war Dora von ihrer grossen Reise zu den «Volksdeutschen» zurückgekehrt. Seit Oktober hatte sie keine journalistischen Aufträge mehr bekommen, da inzwischen das «Schriftleitergesetz» erlassen worden war, das Juden aus der schreibenden Zunft ausschloss. Sie durfte zwar noch zwei Übersetzungen machen,<sup>32</sup> aber eigene Beiträge waren nicht mehr möglich, bis auf Kochrezepte, die noch bis 1934 in der «Dame» nachzuweisen sind. Obwohl sie selbst niemals Weihnachten, sondern nur Chanukkah feierte, schrieb sie im Dezember 1933 ausführlich über «Grossmutterns Weihnachtsbäckerei» – mit Rezepten für «Süsse Wurst», «Geduldplätzchen», «Falsche Nüsse», «Zuckerringe», «Gefüllte Datteln», «Ingwerzehen», «Marienkugeln» und «Hörnchen».<sup>33</sup> Ausserdem begann sie, sich näher mit der italienischen Küche vertraut zu machen, die sie im März 1934 in der «Dame» vorstellte: Minestrone, Kalbsmilchsuppe, Spinat nach Tessiner Art, römischer Kohl, Rehrippchen à la Milanese, Sardellen in Öl. Dabei betonte sie mit Rücksicht auf die Zensur vor-sichtshalber:

*Wo der Italiener Öl verwendet, kann man beruhigt zerlassene oder frische Butter nehmen – das entspricht dem deutschen Geschmack besser und ändert nichts an der Bekömmlichkeit der Speisen.*<sup>54</sup>

## Der Entschluss

Im Februar 1934 erhielt Dora einen langen Brief von ihrem amerikanischen Freund Henry Louis Mencken, der ihr mitteilte, dass er mit seiner Frau Sara, einer jungen Schriftstellerin, eine Mittelmeerreise machen wolle, die sie u.a. nach Cannes und Venedig führen würde.<sup>35</sup> Sie hätten genug von Amerika. Sie müssten unbedingt einmal heraus, obwohl sie es sich eigentlich finanziell gar nicht leisten könnten. Seit dem Ersten Weltkrieg sei kein ehrlicher Mann mehr Präsident gewesen. Man habe nur noch die Wahl zwischen Nullen und Schwindlern.

Mencken, 1880 in Baltimore, Maryland, geboren, war ein amerikanischer Starjournalist deutscher Herkunft, vielleicht *der* Starjournalist überhaupt, polemisch, brillant, ehrlich, sarkastisch, brutal, radikal. Viele hielten ihn für rassistisch, frauenfeindlich und antisemitisch. Aber er war glücklich verheiratet und hatte eine Reihe jüdischer Freunde, darunter auch Dora, die seit 1930 nicht nur seine Streitschrift «Notes on Democracy»<sup>36</sup> übersetzt, sondern auch viele seiner Artikel an deutsche Zeitungen vermittelt hatte, was nicht ganz leicht war, denn die liberalen und linken Blätter, für die sie schrieb, wollten nichts von einem Mann wissen, der Karl Marx einen «Philosoph[en] aus dem Rinnstein» und den Marxismus eine «Diktatur des Proletariats» nannte, deren Grundsätze «ungezogen, ja schweinisch» seien.<sup>37</sup>

Doras Begeisterung für Mencken ist angesichts solcher Formulierungen schwer zu erklären. Aber sie trennte den Menschen vom Autor, hielt viele seiner Thesen für bewusst überzogen und schätzte seine Vertrautheit mit der deutschen Kultur, die auch die



Geschwister Klaus und Erika Mann angenehm überraschte, als sie ihn einmal in New York besuchten, wo er in einem «ziemlich teuren Hotel zwischen Times Square und Fifth Avenue» wohnte. Er habe «unschuldig», «heiter» und «herzlich» auf sie gewirkt und ihnen ein «intelligentes Wohlwollen» entgegengebracht.<sup>38</sup> So ähnlich empfand es offenbar auch Dora, die ihm bis kurz vor seinem Tod eng verbunden blieb, obwohl seine «Vorliebe für alles Germanische» irgendwann «zur gefährlichen Schrulle» wurde.<sup>39</sup>

Vor allem aber wollte sie seine Frau, Sara Haardt, einmal kennenlernen, Autorin von Theaterstücken, Romanen, Reportagen und Kurzgeschichten, die, wie zu befürchten war, nicht mehr lange leben würde, da sie an fortschreitender Tuberkulose litt. Mencken war achtzehn Jahre älter als sie und liebte sie über alles. Über die Ehe mit ihr schrieb er fünf Jahre nach ihrem Tod:

*Sara hatte eine scharfe Intelligenz, und doch war sie durch und durch feminin und von der Mentalität der Südstaaten geprägt. Sie hatte nicht das geringste von einem Blaustrumpf [...] Ich glaube nicht, dass wir einander je gelangweilt haben. [...] Ich habe nie eine vernünftigeren oder auch nur halb so charmante Frau kennengelernt. Sie war viel zu reserviert, als dass man sie allseits beliebt hätte nennen können, aber sie machte immer einen guten Eindruck auf gescheite Menschen, und es tat mir gut, dass all meine alten Freunde sie gern mochten. [...] Nie hat sie über ihre Bettlägerigkeit geklagt. Sie war die perfekte Patientin und munterte ihre Ärzte auf, wenn sie nicht mehr weiterwussten.<sup>40</sup>*

Für Dora gab es nach Menckens Brief vom Februar 1934 kein Zögern mehr. Sie würde Sara und ihn in Italien treffen und nach

einer geeigneten Immobilie suchen, nicht ziellos, sondern ganz konkret in Sanremo, das ihr als Perle der Riviera empfohlen worden war: verkehrsgünstig an einer viel befahrenen Eisenbahnstrecke gelegen, klimatisch sehr angenehm, Sitz eines international bekannten Spielcasinos und neuerdings auch wirtschaftlich wieder aufblühend, vor allem durch den Obst-, Blumen- und Gemüsehandel, in dem viele Deutsche und Österreicher tätig waren. Auch Russen und Engländer liebten den Ort und hatten dort schon seit dem 19. Jahrhundert ihre Prachtvillen.

Ende März 1934 fuhr sie los. Wahrscheinlich mit dem Zug, weil auf Reisen in das faschistische «Freundesland» hohe Rabatte angeboten wurden. Ausserdem hatte sie jetzt keine «Chauffeurin» mehr. Denn die «gar zu schlanke, dem Gift verfallene Gert», wie Klaus Mann sie einmal beschrieben hat, die «dünne, schöne, kranke Gert» lebte nicht mehr.<sup>41</sup> Sie war am 8. November 1933 in Paris mit erst sechsundzwanzig Jahren an den Folgen ihrer Morphiumsucht gestorben. Benjamin, der sie schwärmerisch verehrt hatte, war erschüttert. Für ihn hatte ihr früher Tod nicht nur mit ihrer Sucht, sondern auch mit dem Exil zu tun.

«Es ist spät abends und vor einer halben Stunde habe ich durch einen Anruf des Mannes erfahren, dass Gert Wissing [...] gestorben ist», schrieb er an eine Freundin. «Sie wird der erste sein, den wir hier [...] begraben, aber kaum der letzte.»<sup>42</sup>

## KAPITEL I

### «Die günstigste Winterstation der Riviera»

#### Palmen, Grandhotels und die Palästina-Frage

Der Name «Sanremo» hatte in der jüdischen Welt einen guten Klang, weil die Siegermächte des Ersten Weltkrieges hier im April 1920 die Aufteilung des Nahen Ostens beschlossen hatten: England erhielt das Mandat über Palästina, Transjordanien und den Irak, Frankreich das über Syrien und den Libanon. In Palästina sollte eine «Heimstätte für das jüdische Volk» errichtet werden, «unbeschadet der Rechte der arabischen Bevölkerung». <sup>1</sup> Die Beschlüsse der Konferenz wurden von Juden in aller Welt jubelnd begrüßt, vor allem von den Zionisten. Es gab aber auch kritische Stimmen, die davon sprachen, hier sei der Grundstein für ein Pulverfass im Nahen Osten gelegt worden, das die Welt noch lange in Atem halten würde. Besonders in Italien stand man den Ergebnissen skeptisch gegenüber. So schrieb z.B. die Zeitung «Tempo»:

*Das errichtete Haus ist auf Sand gebaut. [...] Der Vendettafriede von Sanremo ist schon jetzt rot von Blut.* <sup>2</sup>

Luxus, Grandhotels, teure Kokotten, Nächte im Spielcasino,

Foxtrott, Galamenüs für die Grossen und Wichtigen dieser Welt, während in Deutschland immer noch die Spanische Grippe wütete, die Inflationsrate in die Höhe schoss, Brot, Butter und Fleisch streng rationiert waren und die Bergarbeiter in Generalstreik gingen: Nicht jedem gefiel dieser radikale Kontrast. Aber Sanremo war nun endgültig weltbekannt geworden, wenn es seinen Ruf als Winterkurort auch schon Jahrzehnte vorher begründet hatte.

Im Januar 1933 stand in der Wiener «Neuen Freien Presse», einem Blatt, das Dora regelmässig las:

*Eine alte Stadt mit vornehmen Anlagen und grossen Hotels, Hafenleben, Militär, Spielbank, Betrieb. Der ganze Rivierakorso in seiner Bewegtheit, Buntheit, seinem Charme [...]. Und zugleich beginnt hier Italien [...]: enge Gassen, Wäschestücke an allen Fenstern, schlanke Campanile über buntem Gewink, [...] rundum Palmen, kosende Winde und das blaue Meer.<sup>5</sup>*

Nicht zu vergessen das Klima, das allgemein hoch gelobt wurde. Nur ganz selten, im Februar/März, traten in der durch Berge geschützten Bucht leichte Winde auf. Gewöhnlich gab es nur fünfzig Regentage im Jahr. Trotzdem war die Gegend sehr fruchtbar. Als geradezu legendär galt der Reichtum an Bäumen in den grossen Parks, in denen schon «Sisi» oder Elisabeth, Kaiserin von Österreich, und Alfred Nobel herumspaziert waren: Cycaden aus Australien, China und Sansibar, Koniferen aus Persien und dem Himalaja, Palmenarten aus allen Tropenregionen der Welt, Aloe aus Südafrika und Indien.

Für die Gäste, die meistens aus Deutschland, Österreich, England und Russland kamen, gab es Hotels «ersten» und «allerersten» Ranges, Gasthöfe mit deutscher Bedienung und in deut-

schem Besitz, koscher geführte Pensionen, etwa sechshundert Privatquartiere, ein Kurhaus, eine Seebadeanstalt, eine von deutschen Diakonissen geführte Klinik, eine deutsche Buchhandlung, englische Tea Rooms, einen Golfplatz, Theater, Konzerte und prächtige Strandpromenaden. Nein, man musste sich hier wirklich nicht langweilen, auch wenn man weder der Politik noch der Gesundheit wegen, sondern nur zum Vergnügen hierherkam.

### Die Villa des Sonderlings

Der Tourismusboom steckte noch in den Anfängen, als sich Edward Lear 1871 hier niederliess, der grosse englische Limerick-Dichter und Karikaturist, der gerade sein legendäres Nonsens-Gedicht «The Owl and the Pussy-cat» herausgebracht hatte, das von der Liebe einer Eule zu einer Katze handelte.

Igor Strawinsky hat dieses Gedicht vertont, Hans Magnus Enzensberger hat es nachgedichtet, Laurie Anderson eine Performance daraus gemacht. Doch der Autor, 1812 als zwanzigstes Kind eines englischen Börsenmaklers geboren, war ein einsamer Sonderling, der unter Depressionen, Epilepsie und Bronchialasthma litt, verzweifelt gegen seine Homosexualität ankämpfte und rastlos von Ort zu Ort reiste, weil ihm das englische Klima und der puritanische Geist nicht bekamen.<sup>4</sup>

Seine Gedichte illustrierte er mit Klavier spielenden Mäusen, Männern, in deren Bärten Vögel nisten, Säufnern, die sich mit Ab-

föhrmitteln betrinken, Franzosen, die rohe Hasen essen. Er malte aber auch Landschaftsbilder, die ihn von einer ganz anderen, sehr romantischen Seite zeigen. Viele Motive von der ligurischen Riviera finden sich darunter.

Dieser widersprüchliche Geist, ein grosser, bärtiger Mann mit Nickelbrille, der sich selbst gern als Strichmännchen mit Storchbeinen karikierte, war eigentlich nur nach Sanremo gekommen, weil er englische Freunde besuchen wollte, die in Prachtvillen mit riesigen Parks lebten. Einer von ihnen zeigte ihm ein Stück Land an der Via Hope, einer schmalen Strasse, die sich vom Corso degli Inglesi zur Küste hinunterzog. Es war ein grosses, mit Olivenbäumen bepflanztes Hanggrundstück. Ganz unten, jenseits der Eisenbahnlinie, sah man das Meer.

Edward Lear spürte sofort: Das war *sein* Ort. Hier wollte er bleiben. Er dachte nur einen Tag nach. Dann griff er zu. Er entwarf Pläne für das Gebäude, wobei er jeden viktorianischen Prunk zugunsten klarer und schlichter Formen vermied: glatte Mauern, kein Stuck, keine Türme, ein Flachdach, rundum laufende Balkone mit strengen Gittern, nur hie und da ein Rundbogen oder eine Aussentreppe. Es war kein «schütteres Etablissement», wie Ursula Krechei in ihrem Roman «Shanghai fern von wo» schreibt,<sup>5</sup> sondern ein gewaltiges, fast etwas abweisend wirkendes Anwesen, das eher einem Krankenhaus als einer Villa glich. Doch Edward Lear hatte es sich genau überlegt. Die Architektur sollte nicht im Mittelpunkt stehen. Er wollte die Landschaft für sich sprechen lassen. Darum durchstreifte er die vielen Gärtnereien der Gegend, um nach Pflanzen für seinen Park zu suchen: Orangenbäume, Rosen, Jasmin, Mimosen, Lavendel und

Myrte, Geranien, die er an Spalieren und Balkonen hochranken liess oder zwischen die mit Granitplatten gepflasterten Wege pflanzte. Er liess das Grundstück terrassieren und durch Stützmauern in Abschnitte aufteilen. So entstand ein einzigartiger Landschaftspark, ein botanischer Garten, in dem man stundenlang auf Bänken verweilen und aufs Meer schauen konnte. Es war eine Welt für sich und doch nah am Zentrum. Der Corso Matteotti mit seinen eleganten Geschäften war nicht weit. Von dort war man in wenigen Minuten am Hafen.

Schon nach einem Jahr konnte Edward Lear seine ersten eigenen Orangen ernten. Er war glücklich und empfing viele Freunde. Einem von ihnen schrieb er sogar, dass es im Paradies kaum schöner sein könne als hier, in der Villa Emily, wie er das Haus aus Verehrung für eine alte Freundin genannt hatte.<sup>6</sup>

Zehn Jahre währte diese Idylle, vielleicht die schönste Zeit im Leben von Edward Lear, bis weiter unten ein Hotel, das «Hotel de Londres», gebaut wurde, das ihm die Aussicht aufs Meer fast ganz versperrte. Er wurde wütend, verkaufte das Haus und baute sich ein neues. Dort starb er, sechsundsiebzig Jahre alt, am 29. Januar 1888.

Hatte Dora dieses Haus schon im Sinn, als sie sich Ende März nach Italien aufmachte, um Mencken und seine Frau Sara zu treffen? War es in internationalen Zeitungen inseriert worden, von «Benecke and Heywood», einer englischen Immobilienagentur, die in Sanremo eine grössere Niederlassung hatte? Wahrscheinlich ja, denn es ging alles erstaunlich schnell. Sie scheint sich sofort entschieden zu haben. Wobei *für* Sanremo auch die Tatsache sprach, dass der deutsche Honorarkonsul, Otto Carl Geibel, nicht

als Nazi, sondern als sehr liberal galt. Er hatte dieses Amt schon vor dem Ersten Weltkrieg ausgeübt und sich 1919 wieder darum beworben, um den schlechten Ruf Deutschlands in Italien zu verbessern. Seinem Vater gehörte der Verlag «Duncker und Humblot», in dem Werke von Ferdinand Lassalle, Max Weber und Georg Simmel erschienen waren. Sein Haus am Corso degli Inglesi, die Villa Geibel, war ein kultureller Treffpunkt, ein nobler deutscher Salon auf italienischem Boden, ausgestattet mit wertvollen Kunstwerken und einer grossen Bibliothek. Es hiess, dass er sehr freundlich zu jüdischen Einwanderern sei, ja, dass er vielleicht selbst eine jüdische Grossmutter gehabt habe.<sup>7</sup>

Auch vom deutschen Generalkonsul in Genua, Ludwig Lindner, hörte man fast nur Gutes. Er war zwar Mitglied der NSDAP, aber mit einer Jüdin, Elisabeth Binswanger, verheiratet. In seinem Haus waren viele Künstler und Intellektuelle zu Gast, Gerhart Hauptmann und Fritz von Unruh zum Beispiel. Lag es da nicht nahe, dass er sich für die jüdischen Flüchtlinge einsetzte und ihnen half, durch die Lücken der Gesetze zu schlüpfen, die er als Volljurist sehr gut kannte?

### Ein Nietzsche-Jünger in Cannes

Dora hatte ursprünglich vor, die Menckens in Venedig zu treffen, um mit ihnen eine grosse Fahrt «um den Stiefel» zu machen.<sup>8</sup> Doch für diese Tour fehlte Sara Haardt schon die Kraft. Sie beschloss deshalb, sich am 29. März 1934 nur für ein paar Stunden in Cannes zu sehen, wo sie den berühmten Nietzsche-Heraus-



geber Oscar Levy besuchen wollten,<sup>9</sup> der mit seiner Tochter Maud in der «Villa Oasis» wohnte. Von dort würden die Menckens den Rückweg nach Amerika antreten. Es sollte Sara Haardts letzte grosse Reise sein, was sie in diesen Tagen bereits ahnte. Kurz nach ihrer Rückkehr schrieb sie in einem autobiografischen Text, «Dear Life»:

*Wie oft bin ich in den tropischen Blumengärten des Südens an den Tod – an meinen eigenen Tod – erinnert worden. Dort, wo jede Knospe blühte, wo die Düfte von Rosen, Jasmin und Lavendel in der stillen Hitze schwebten, schien ich dem Tod näher zu sein als in meinem Krankenhausbett.*<sup>10</sup>

Mencken und sie waren ein seltsames, ein sehr ungleiches Paar: er klein, untersetzt und leicht aufgeschwemmt, mit sehr deutschen, hellwasserblauen Augen, sie deutlich grösser als er, gertenschlank, elegant und mit ihrem schwarzen Haar wie eine Südländerin aussehend. Wie eine kranke Südländerin allerdings, denn sie wirkte erschöpft und schien leichtes Fieber zu haben. Dora und Mencken kannten sich schon seit Jahren. Doch die beiden Frauen hatten sich noch nie gesehen. Sie waren sich sofort sympathisch.

«Meine Frau beklagt sich immer noch darüber, dass sie nicht mehr Zeit hatte, sich mit Ihnen bekannt zu machen», schrieb Mencken, als sie wieder zu Hause waren. «Sie stimmt mir nun vollkommen darin zu, dass die Loblieder, die ich im Vorfeld auf Sie gesungen hatte, vollkommen berechtigt gewesen sind.»<sup>11</sup>

Und Levy? Auch er war sehr eindrucksvoll, wie er da fein gekleidet in seinem Garten sass, fast siebzig Jahre alt, nachdenklich, etwas schwerhörig, betont englisch wirkend, wie er über Nietzsche und dessen seltsame Schwester Elisabeth sprach, über Tho-

mas und Heinrich Mann, seine guten Freunde, über Mussolini, den Ersten Weltkrieg, ja, und natürlich auch über Hitler, den er allerdings mehr für einen Hanswurst als für eine ernste Gefahr hielt. Er hatte mehr als zwanzig Jahre in London gelebt, wo er als Arzt am deutschen Theater gearbeitet hatte. Doch sein Zentralthema war Friedrich Nietzsche, dem er sich mit fast manischer Energie widmete. Er schrieb zahllose Briefe, Artikel und Bücher über ihn, über seine Philosophie der Freiheit, seinen Nonkonformismus, seinen Kampf gegen die christlich-jüdische Moral, die er für etwas Bedenkliches, ja Verdummendes hielt, für eine gefährliche «Circe», die sich verdunkelnd auf die abendländische Philosophie gelegt habe, als Feindin jeder Gedankenfreiheit und Toleranz. Es bestehe kein Zweifel, war Levys These, Nietzsches Botschaft bedeute «eine Revolution des Denkens, wie sie die Welt nie zuvor gesehen hatte».<sup>12</sup>

Nietzsche nicht nur in England, sondern auch «in Südafrika und Australien, in Kanada und Amerika, [...] sogar an den Ufern des Nils und des Ganges sowie unter den Pagoden und Burschbäumen Chinas und Japans» bekannt zu machen, war Levys Lebensziel.<sup>13</sup> Zwischen 1909 und 1913 brachte er eine achtzehnbändige Nietzsche-Ausgabe heraus, in erlesenem Oxford-Englisch, eine gigantische Arbeit, mit der er sich allerdings nicht nur Freunde machte. Denn vielen Engländern fehlte der Sinn für Nietzsches Philosophie. Er war ihnen zu deutsch, zu überheblich, zu pathetisch, sie hielten ihn für einen Kriegstreiber und Antichristen, kurz: für gefährlich, was sie auch auf Levy, seinen Sachwalter, übertrugen, obwohl er Jude war und Deutschland schon 1893 verlassen hatte, weil ihm der wilhelminische «Geist» von

Grund auf zuwider war. Im Ersten Weltkrieg konfiszierte das britische Innenministerium sein Londoner Haus, entzog ihm die Approbation und erklärte ihn zum «enemy alien», zum «feindlichen Ausländer». 1921 erhielt er einen Ausweisungsbeschluss. George Bernard Shaw, John Galsworthy und Arthur Conan Doyle setzten sich für ihn ein. Vergeblich. Mit einem Nansen-Pass für Staatenlose ausgestattet, verliess er seine Wahlheimat England und begab sich mit seiner Tochter Maud auf Wanderschaft durch Europa.

Jetzt war er also in Cannes und schrieb für das «Neue Tagebuch» und die «Weltbühne». Er war sehr erfreut, Dora zu treffen, denn der Name Walter Benjamin war ihm durchaus ein Begriff, seitdem er dessen Aufsatz «Nietzsche und das Archiv seiner Schwester» gelesen hatte, der vor zwei Jahren in der «Literarischen Welt» erschienen war. Benjamin hatte Elisabeth Förster-Nietzsche darin vorgeworfen, sie missbrauche die Philosophie ihres Bruders, um faschistischen Ungeist zu unterstützen. Sie sei eine schlechte Sachwalterin seiner Werke. Man müsse eine «Lex Nietzsche» erlassen, um seinen «schriftstellerischen und künstlerischen Nachlass [...] gegen unverantwortliche Behandlung durch Erben sicherzustellen». <sup>14</sup> Das war genau die Meinung von Levy, der einmal an Elisabeth Förster-Nietzsche geschrieben hatte:

*Unsere Sache, gnädige Frau, ist die Lehre Ihres Bruders reinzuhalten und vor jedem Kompromisse [...] mit Politikern zu schützen. Kompromisse mit Politikern [...] haben uns schon genug geschadet.* <sup>15</sup>

Levy sagte zu Dora, er müsse Benjamin unbedingt kennenlernen, denn er sei sehr neugierig auf ihn. Als sie abfuhr, verabredeten sie, sich möglichst bald in Sanremo zu treffen.

## Prachtvoll schön mit allem Komfort

In seinem Zorn über den Bau des Hotels, das ihm die Aussicht aufs Meer versperrte, hatte Edward Lear die Villa Emily an das britische Konsulat in Genua verkauft. Nutzung und Niessbrauch wurden 1905 einem überwiegend aus Engländerinnen bestehenden Komitee übertragen, das ein «Home for Invalid Ladies» darin einrichtete. Dieses Heim wurde Anfang der dreissiger Jahre aufgelöst. Das Komitee blieb jedoch bestehen. Dessen Vorsitzende, Doris Turton, Frau des britischen Vizekonsuls, beauftragte die ebenfalls britische Immobilienagentur Benecke and Heywood, einen geeigneten Mieter oder Pächter zu finden.

Nachdem Dora im April 1934 bei der Agentur vorgeschlagen hatte, wahrscheinlich zusammen mit Alfredo Polito, ihrem ehemaligen Sprachlehrer, wurde ein vorläufiger Vertrag abgeschlossen. Die Miete von 10'000 Lire war jährlich zu zahlen, zuzüglich eines Betrags von 1'000 Lire für das Mobiliar. Einrichtung und Garten sollen sich in «erstklassigem Zustand» befunden haben. Die eigentliche Mieterin war aber nicht Dora selbst, sondern eine «società anonima», deren Gründung im Dezember 1934 notariell beglaubigt wurde.<sup>16</sup> Ihr Vorsitzender war Alfredo Polito, quasi als italienischer Strohhalm, der sich pro forma zum Faschismus bekannte, in Wirklichkeit nur «ein ruhiger und bescheidener, sehr preussisch anmutender Mensch» war.<sup>17</sup> Grundsätzlich war es in Italien zwar auch Ausländern erlaubt, ein Unternehmen zu gründen, wenn sie genug Kapital hatten.<sup>18</sup> Doch inzwischen waren so viele deutsche Emigranten auf die Idee gekommen, Hotels oder Pensionen in Italien zu eröffnen, dass «die Aufnahmefähigkeit als

ausgeschöpft gelten» konnte und Lizenzen kaum noch erteilt wurden.<sup>19</sup> Polito war also offiziell der «Direktor» der Villa Verde, aber de facto würde Dora das Hotel führen, als «technische Direktorin», deren besondere Aufgaben in der «Pflege der Küche, der Räume, des Personals und des Umgangs mit den Gästen, insbesondere ausländischer Gäste, die kein Italienisch sprechen» bestehen sollten.<sup>20</sup>

Bevor diese Konstruktion in die Tat umgesetzt wurde, mieteten Dora und Polito eine «Villetta», die zum Luxushotel Miramare gehörte. «Sie ist prachtvoll schön, sehr gut eingerichtet mit allem Komfort und liegt direkt am Meer und mitten im Park, in der besten Gegend von Sanremo», schrieb sie an Benjamin.<sup>21</sup>

Bis zur Eröffnung der Villa Emily, die künftig «Villa Verde» heissen sollte, würden sie dieses Haus als Privatpension führen, mit Polito als Direktor und ihr selbst als Küchenchefin. Die ersten zahlenden Gäste hatten sich schon angesagt.

Ende April 1934 war Dora wieder zurück in Berlin und liess Benjamin wissen:

*Deine erste Frau wird sich wahrscheinlich in Sanremo eine Pension machen. Mir erscheint es etwas grossstädtisch, aber das ist ja für das Geschäft wohl besser.*<sup>22</sup>

In ihrer Korrespondenz sprach sie gern von sich selbst in der dritten Person, um Zensoren und sonstige Mitleser hinters Licht zu führen. Sie nannte sich mal Dora, mal Sophie, nannte Stefan, der mit Zweitnamen Rafael hiess, «die kleine Raffaella», Deutschland «Spanien», Italien «Jugoslawien» usw. Solche Verwirrspiele machten ihr Spass. Benjamin wahrscheinlich auch.

Und sie war sich sicher, dass er sie nach dreizehn Jahren Ehe genau verstehen würde.

Seltsam nur, dass sie den Namen Edward Lear nicht erwähnt, der dieses Haus erbaut und gestaltet hatte. Wusste sie nichts davon? Hatte man ihr nichts von ihm erzählt? Schade, denn sie hätte wunderbar Reklame mit ihm machen können, besonders in England, wo er mindestens so bekannt und beliebt war wie Wilhelm Busch oder Christian Morgenstern in Deutschland.

### Zwischen Kafka und Brecht

Bei Doras Plänen, eine Pension in Sanremo zu eröffnen, spielte von Anfang an auch der Gedanke an Benjamin eine Rolle.

*Wenn Sophie erst die Pension hat, musst Du sie dort besuchen und eine Weile ihr Gast sein. Da wirst Du Dich wieder etwas erholen.*<sup>25</sup>

Sie wollte ihm also einen Ort bieten, an dem er frei von Existenzsorgen leben könnte, denn seit seiner Rückkehr von Ibiza nach Paris hatte er immer wieder das Quartier wechseln müssen. Mal lebte er im Hotel, mal bei seiner Schwester, der «anderen Dora», die sich, obwohl promovierte Nationalökonomin, in Paris als Kinderbetreuerin durchschlagen musste, weshalb es in ihrer Wohnung immer sehr laut war – für den lärmempfindlichen Benjamin eine Qual.

Es wurde ausgemacht, dass er im Oktober kommen sollte. Zunächst in die «Villetta» oder in ein Hotel vor Ort, danach – sobald

die nötigsten Umbauten gemacht sein würden – in die Villa Verde. Schon bald erschienen die ersten Anzeigen in Wiener Zeitungen, in denen es hiess:

*Ruhiges, vornehmes Haus. Grosser Park. Fliessendes warmes und kaltes Wasser, Zentralheizung. Sonnige Zimmer mit Liegerrassen und Blick aufs Meer. Erstklassige Küche. Wiener Leitung. Auf Wunsch Diät nach ärztlicher Vorschrift. Mässige Preise. Prospekte gratis.*<sup>24</sup>

Für den Sommer 1934 hatte Benjamin eine andere Lösung gefunden. Er fuhr zu seinem Freund Bertolt Brecht, der mit seiner Familie auf der Insel Fünen in Dänemark lebte. Da Brecht im Ausland sehr populär war und auch noch nach der «Machtergreifung» hohe Tantiemen bezog, hatte er sich ein schönes, grosses Haus in Skovsbostrand kaufen können, Fachwerk mit Reetdach und riesigem Garten, nicht weit vom Meer. Hier gab es genügend Platz für Gäste und seinen umfangreichen Clan, zu dem neben ihm selbst seine Ehefrau, Helene Weigel, seine Kinder, Barbara und Stefan, und seine derzeitige Geliebte gehörten, Margarete Steffin, sechsundzwanzig Jahre alt, Schriftstellerin, Sekretärin, Übersetzerin, Kindermädchen und manchmal auch Coautorin. Sie stammte aus Berlin, aus dem Arbeitermilieu, war literarisch und schauspielerisch hochbegabt, Brechts «proletarisches Gewissen», das ihn stark inspirierte. Er liebte sie sehr und sie ihn. Leider war sie sehr krank. Sie litt an fortschreitender Tuberkulose, sodass sie viel Pflege und Abschirmung brauchte. Die Stimmung im Haus war also nicht nur erfreulich, besonders nicht für Helene Weigel, die legale Ehefrau. Aber sie war es nicht anders gewöhnt und würde auch diese Ehe zu dritt irgendwie ertragen.<sup>25</sup>

Benjamin, der seit 1929 mit Brecht eng befreundet war, ihn jedoch immer noch siezte, lebte hier mit Familienanschluss, hatte aber «ein Zimmer für sich allein», wo er in Ruhe arbeiten konnte, vor allem an seinem grossen Aufsatz über Franz Kafka, der im Dezember 1934 in der «Jüdischen Rundschau» erscheinen sollte.<sup>26</sup> Als das Manuskript fertig war, gab er es Brecht, der zunächst merkwürdig schweigsam blieb und auf Fragen ausweichend antwortete. Nach drei Wochen kam er plötzlich darauf zurück. Er sagte, der Aufsatz scheine ihm nicht recht gelungen. Benjamin sehe Kafka nur von der «phänomenalen» Seite und löse ihn aus allen gesellschaftlichen Zusammenhängen heraus, aus Prag, aus seinem sozialen Milieu, ja, sogar aus dem Judentum. «Er vermehre und verbreite das Dunkel um diese Figur, statt es zu zerteilen».<sup>27</sup> Vielleicht fand Brecht, der selbst gern gleich in medias res ging, es auch irritierend, dass Benjamin seine Abhandlung nicht mit Kafka, sondern mit einem längeren Abschnitt über Potemkin begann, dem Liebhaber und Feldmarschall von Katharina der Grossen:

*Es wird erzählt: Potemkin litt an schweren mehr oder weniger regelmässig wiederkehrenden Depressionen, während deren sich niemand ihm nähern durfte und der Zugang zu seinem Zimmer aufs Strengste verboten war.*<sup>28</sup>

Es kam, kurz gesagt, nicht zu einer Einigung. Die Stimmung verschärfte sich. Benjamin empfand seinen Freund manchmal als «hetzerisch» und seine Sprache als unangemessen scharf, wenn er zum Beispiel andere Menschen als «Würstchen» bezeichnete. Am 3. Oktober fuhr Brecht wegen eines dringenden Filmprojektes nach London. In der Korrespondenz mit Benjamin trat eine



längere Pause ein, die Benjamin stark irritierte. Sollte der Kafka-Aufsatz sie etwa entzweit oder entfremdet haben?

### Mörder und Päderasten

Franz Kafka hatte ein extrem schwieriges Verhältnis zu seinem Vater, den er als autoritär und bedrohlich empfand, als brutalen Fleischkloss, der bei Tisch unentwegt mahnte und schimpfte. Eine wichtige Rolle in Benjamins Aufsatz spielt deshalb die Beziehung zwischen Vater und Sohn, «das uralte Vater-Sohn-Verhältnis»,<sup>29</sup> das auch für Benjamin selbst immer wichtiger wurde, denn er stand jetzt in intensivem Briefwechsel mit Stefan, von dem er eigentlich kaum etwas wusste, weil er in dessen Kindheit so häufig auf Reisen gewesen war, dass er seine Einschulung genauso verpasst hatte wie den Übergang aufs Gymnasium und in die Pubertät. In seinem Aufsatz wird allerdings nur der strafende Vater behandelt, der den Sohn «zum Tode des Ertrinkens» verurteilt, der stumpfe, verkommene, schmutzige Vater, der als Synonym für die «Beamtenwelt» steht und «wie ein ungeheurer Parasit» auf dem Leben des Sohnes lastet. Vom abwesenden und gleichgültigen Vater ist nicht die Rede.

Stefan, sechzehn Jahre alt, lebte zu dieser Zeit ganz allein in Berlin, in der riesigen, nur von einem Kater und einem Hausmädchen genutzten Wohnung in der Delbrückstrasse, verbrachte aber die Sommerferien schon in Sanremo, um sich langsam an die neue «Heimat» zu gewöhnen. Aus der «Villetta» schrieb er lange

Briefe an seinen Vater, die nicht mehr wie Kinderbriefe, sondern wie die eines erwachsenen jungen Mannes klingen.

Er sei mit dem Auto nach Sanremo gekommen, zusammen mit vier Berliner Freunden, von denen einer schon den Führerschein hatte. An der Grenze zur Schweiz habe es Probleme gegeben. Wahrscheinlich wegen des sogenannten Röhm-Putsches, bei dem der Stabschef der SA, Ernst Röhm, und etwa zweihundert weitere Menschen getötet worden waren, darunter Pfarrer, Journalisten und der frühere Reichskanzler Kurt von Schleicher. Die Schweizer Zöllner hätten sie zuerst nicht hereinlassen wollen. Erst als sie versicherten, dass sie keine SA-Leute seien, habe man ihnen die Weiterreise erlaubt.<sup>30</sup>

Kaum in Italien, entnahmen sie den Überschriften der Zeitungen, dass die Stimmung gegen die Deutschen nicht gerade freundlich war, denn am gleichen Tag wie Ernst Röhm, dem 30. Juni 1934, war auch Erich Klausener, der Vorsitzende der «Katholischen Aktion» in Berlin, ermordet worden, weil er sich vehement gegen die Nationalsozialisten geäußert hatte. Man hatte versucht, den Mord als Suizid zu tarnen. Aber in Italien glaubte man das nicht. So schrieb der «Osservatore Romano»:

*Einige Zeitungen haben die Meldung gebracht, dass der Chef der Katholischen Aktion in Berlin sich durch Selbstmord der Verhaftung entzogen hätte. Ähnliche Meldungen bedürfen keines Dementis, umso mehr, als ihre Absurdität am Tage liegt.*<sup>51</sup>

Stefan wollte wissen, wie denn die Lage in Dänemark sei? Ob sich die Stimmung gegen die Flüchtlinge nicht langsam zuspitze? Was Benjamin über den Antisemitismus in Polen und Schlesien denke? Ob er vielleicht die schwache Hoffnung habe, dass das

Ganze «nicht mehr sehr lange» so weiter gehe und man bald wieder arbeiten könne «wie früher»?<sup>32</sup>

Er wollte ernst genommen, wollte als adäquater Briefpartner betrachtet werden wie Horkheimer, Scholem oder Gretel Karplus, wollte auch einmal lange, interessante Briefe erhalten, die sich mit politischen und literarischen Fragen befassten, nicht immer nur Postkarten oder kurze Berichte, denen manchmal ein paar Briefmarken beilagen.

Über seine künftige neue Heimat Sanremo urteilte er nicht sehr positiv. Es war klar, dass es ihm nicht besonders gefiel, nicht einmal landschaftlich. Kein Sandstrand, sondern nur «Felsblöcke und spitze Steine», dazu meistens stürmisches Wetter.

*Gestern war solcher Seegang, dass wir heim Baden gegen die Steine geworfen wurden und uns ganz hlutig riehen.*<sup>35</sup>

Dora schrieb an Benjamin, dass sie sich Sorgen um Stefan mache.<sup>34</sup> Mal sage er, dass er überhaupt nicht nach Italien wolle, sondern lieber nach Russland, um in die Rote Armee einzutreten. Dann wolle er plötzlich zu Benjamin nach Dänemark. Und dann doch wieder nach Italien, um dort möglichst schnell sein Abitur zu machen und Soldat zu werden. Dora war fassungslos und erkannte ihren «braven», «vernünftigen» Sohn gar nicht mehr wieder. Tat er das alles etwa nur «als Kompensation für die untersagte Betätigung in der Hitlerjugend», wofür auch sprach, dass er sich ein «Kleinkalibergewehr» kaufen wollte?<sup>35</sup>

Dora bat Benjamin, sofort zu kommen, nicht erst im Herbst, sie brauche ihn jetzt und man könne doch nicht alles auf dem Postweg regeln?<sup>36</sup> Doch nachdem die Verstimmung über den Kafka-Aufsatz wieder abgeklungen war, fühlte Benjamin sich ei-

gentlich wieder recht wohl auf der Insel Fünen, arbeitete, las, spielte Schach mit Brecht, liess seine Manuskripte von Margarete Steffin ins Reine schreiben und hörte viel Radio, die Reichstagsrede vom 13. Juli 1934 zum Beispiel, in der Hitler über den Röh̄m-Putsch sagte:

*Ich habe den Befehl gegeben, die Hauptschuldigen an diesem Verrat zu erschiessen, und ich gab weiter den Befehl, die Geschwüre unserer inneren Brunnenvergiftung und der Vergiftung des Auslandes auszubrennen bis auf das rohe Fleisch.*<sup>37</sup>

Das war keine gute Zeit für Reisen. Überall Unruhen. Überall verschärfte Kontrollen. Auch auf der Fahrt durch Österreich waren Unannehmlichkeiten zu befürchten, nachdem Mitglieder einer Wiener SS-Standarte den Kanzler Engelbert Dollfuss erschossen hatten, eine «Sensation», die Benjamin keine Ruhe liess.<sup>38</sup> «Eine Flut von Schmähungen» ergoss sich aus Italien über Deutschland,<sup>39</sup> umso mehr, als Mussolini ein persönlicher Freund von Dollfuss gewesen war und dessen Frau und Kinder gerade bei sich zu Gast hatte. «Die Attentäter waren bloss Instrumente, aus den tiefsten Schichten der Gesellschaft rekrutiert», hiess es in einer italienischen Zeitung, «der Generalstab [...] sass in Deutschland.»<sup>40</sup> Und in einem anderen Blatt war gar zu lesen: «Was sind die Herren Nazis anderes als Mörder und Päderasten?»<sup>41</sup>

Gegen eine baldige Fahrt Walter Benjamins nach Sanremo sprach aber auch, dass Doras Mutter, Anna Kellner, geborene Weiss, gerade zu Besuch war, eine energische, kluge Frau von zweiundsiebzig Jahren, Tochter eines ostjüdischen Wollhändlers aus Bielitz. Sie hatte einen glänzenden Ruf als Übersetzerin und schrieb zurzeit eine Biografie über ihren 1928 verstorbenen Mann, Leon Kellner.<sup>42</sup> Benjamin hatte die beiden ursprünglich

sehr geschätzt, weil sie so kultiviert waren und ihm in jeder Notlage geholfen hatten, ob finanziell, bei der Betreuung von Stefan oder als Vermittler in Ehekrisen. Doch seit der Scheidung war das vorbei. Dora hatte ihm alles verziehen. Seine Schwiegermutter nicht, denn sie hatte eine sehr konservative Auffassung von der Ehe und war bekannt für ihr lautstarkes Temperament, dem man besser aus dem Weg ging. Er schob die Reise also zunächst einmal hinaus, da alles «sehr kompliziert» zu werden drohte.

### Wo die Spinnen ihre Nester bauen

Im Oktober 1934 verliess Benjamin das Brecht-Haus, um wieder nach Paris zu fahren, wo er sich vorübergehend in einem Hotel einquartierte. Es war ihm in der letzten Zeit körperlich schlecht gegangen. Die Kälte in Dänemark war ihm auf die Nieren geschlagen, sodass er unter Schwäche und starken Schmerzen litt. In Briefen an seine Freunde schrieb er, dass er sich sehr auf den Aufenthalt in Sanremo freue. Seine frühere Frau habe dort ein «kleines Pensionsunternehmen» eröffnet, in dem er für «ein bis zwei Monate» «Unterkommen» und «Ruhe» finden werde.<sup>43</sup> Alle freuten sich mit ihm, bis auf Gretel Karplus, die Dauerverlobte von Theodor W. Adorno, damals noch Wiesengrund, die ihn mit leichter Eifersucht fragte, ob er mit Dora überhaupt noch «richtig reden» könne? Und ob er denn nicht wisse, dass auch Doras früherer Liebhaber, der Kunsthistoriker und Schriftsteller Lothar Brieger, in Sanremo sei.<sup>44</sup>

Gretel, eigentlich Margarete Karplus, 1902 in Berlin geboren, stand in enger Beziehung zu Walter Benjamin, den sie grundsätzlich nur «Detlef» nannte, nach dem Pseudonym, das er manchmal für seine Artikel benutzte, während er sie liebevoll mit «Felizitas» ansprach. Mit ihren kurzen Haaren und ihren grossen, neugierigen Augen war sie der klassische Typ einer «Garçonne». So jung, wie sie aussah, glaubte man kaum, dass sie ihren Doktor in Chemie gemacht hatte und mit Erfolg die elterliche Lederfabrik, «Karplus und Herzberger», später «Bärentatz» in Berlin leitete. Mit Adorno führte sie derzeit eine Fernbeziehung, denn er lebte, studierte und lehrte in Oxford, nachdem man ihm in Frankfurt die «venia legendi» entzogen hatte, weil er einen jüdischen Vater hatte. Es war schmerzhaft, dass er ihr so selten schrieb und sich nicht zur Heirat entschliessen konnte. Sie war doch schon zweiunddreissig. Da sie von Philosophie, Literatur, Kunst, Film, Theater und vor allem Psychologie fast genauso viel verstand wie von Chemie, fand sie schnell Zugang zu seinen Freunden: Walter Benjamin, Ernst Bloch, Herbert Marcuse und anderen. Einen allerdings mochte sie gar nicht: Bertolt Brecht. Sie fand, dass er einen zu grossen oder gar schlechten Einfluss auf Benjamin ausübe.

*Ich habe sehr grosse Vorbehalte ihm gegenüber, von denen ich nur einen erwähnen möchte, [...] seinen oft fühlbaren Mangel an Klarheit. [...] Ich habe dieses Thema ängstlich vermieden, weil ich glaube, dass diese Beziehung für Dich sehr affektbelastet ist und vielleicht auch noch für etwas ganz anderes steht, aber auch hier wäre jedes weitere Wort zu viel.<sup>45</sup>*

Das klingt, als spräche sie von homophilen Gefühlen, von Hörigkeit oder gar unterdrückter Liebe, womit sie mit Sicherheit

vollkommen falschlag. Aber sie war eben eifersüchtig. Auf Brecht genauso wie auf Dora. Ob sie sich von Benjamin mehr als eine reine Briefliebe versprach, ist nicht bekannt. Es wäre auch müssig, darüber zu rätseln. Jedenfalls missfiel es ihr, dass er sich für längere Zeit ihrem Einfluss entzog, indem er erst zu Brecht und danach zu Dora reiste.

Als Benjamin in Sanremo ankam, zog Dora gerade aus der «Villetta» des Hotels Miramare in die «Villa Emily», nun «Villa Verde», in der grössere Umbauten vorgenommen wurden. Benjamin musste deshalb fürs Erste im «Albergo Paradiso e Russa» auf dem Corso Impératrice untergebracht werden, einem einfachen Haus mit zwölf Zimmern, das aber direkt an der Uferpromenade lag, mit Blick auf Palmen, Blumen, das weite Meer und wohl gekleidete Flaneure. Die Saison hatte gerade angefangen, und das Wetter war herrlich. «Es ist wohl auch die günstigste Winterstation der Riviera», schrieb er an Siegfried Kracauer. «Jedenfalls kann man Bergspaziergänge unter ganz sommerlichen Umständen machen und ich habe schon eine richtige Besteigung hinter mir.»<sup>46</sup>

Gleich in den ersten Wochen war er nach Bussana vecchia, in das alte Bergdorf, hinaufgefahren,<sup>47</sup> das vor Jahrzehnten bei einem Erdbeben völlig zerstört worden war. Nur der Kirchturm stand noch und ragte wie ein mahnender Zeigefinger über die Ruinen, die, von Efeu und wildem Wein überwuchert, ideale Verstecke für Schlangen, Fledermäuse und Ratten boten. In diese Kirche hatten sich die Bewohner des Ortes geflüchtet, als die Erde im Februar 1887 zu beben begann. Über fünfzig Menschen sollen verschüttet worden sein, weil sie darauf vertraut hatten, dass das Haus Gottes von der Katastrophe verschont bliebe.

Unten, in der Stadt, prallten zwei Welten aufeinander. Die Neustadt mit ihren Palazzi, Hotels, Promenaden und Parks und die Altstadt, La Pigna, «der Tannenzapfen», ein Gewirr von Gassen, Stiegen und schmalbrüstigen dunklen Häusern, die durch Steinbögen miteinander verbunden waren. Armdicke Rebstöcke reichten bis auf die Dächer und rankten sich zu Lauben, in denen alte Frauen mit Kopftüchern und langen Schürzen sassen, magere Kinder mit grossen Augen und riesigen Hüten. Hier lebten die Armen, die Zukurzgekommenen, denen der in Sanremo aufgewachsene Schriftsteller Italo Calvino seinen Roman «Il sentiero dei nidi di ragno», «Wo die Spinnen ihre Nester bauen», widmen würde. Als Benjamin seinem Sohn eine Postkarte schickte, wählte er als Motiv ein Bild von La Pigna. Stefan antwortete, dass auch er fasziniert von diesem seltsamen Ort gewesen sei und noch nie solche Gassen und solche Bögen gesehen habe.<sup>48</sup>

Und Mussolini? Der Faschismus? Die Militärparaden? Im Moment war kaum etwas davon zu spüren. Die Einheimischen waren freundlich und hilfsbereit. Auf der Questura, wo man sich anmelden musste, machte man nicht die geringsten Schwierigkeiten und fragte auch nicht nach der «Rasse». Es praktizierten mehr als zehn jüdische Ärzte in Sanremo, und nicht weit von Benjamins Hotel Paradiso gab es sogar eine deutsche Buchhandlung,<sup>49</sup> in der Exilzeitungen wie das «Pariser Tageblatt» und Bücher von Zweig, Feuchtwanger, Döblin und Joseph Roth auslagen.<sup>50</sup>



## Tiefe Melancholie

Benjamin konnte schon bald in die Villa Verde umziehen und an den erlesenen Mahlzeiten teilnehmen: Wiener und italienische Küche, auf Wunsch auch koscher. Die Zubereitung der Speisen wurde von Dora sorgfältig überwacht, wenn sie nicht sogar selbst in der Küche stand, wo sie nur frische Zutaten aus der Region benutzte, Obst, Gemüse, Fleisch, Käse und vor allem Fisch, den sie sich morgens vom Hafen heraufbringen liess.<sup>51</sup> Vermutlich kochte sie jetzt sogar noch etwas besser als früher, denn um die Kosten des Umbaus zu finanzieren, hatte sie als Küchenchefin im Hotel Mi ramare gearbeitet, einem weiss glitzernden Jugendstil-Palast direkt am Meer, in dem nur die prominentesten Gäste abstiegen, Alexander Moissi zum Beispiel, der grosse österreichisch-albanisch-italienische Schauspieler, der erste «Jedermann» der Theatergeschichte.

Tagsüber war es in Sanremo fast immer sonnig, aber abends konnte es in der Villa Verde recht kühl werden, denn das grosse alte Haus liess sich schlecht heizen. Dann verzog sich Benjamin entweder mit seinen Büchern ins Bett oder liess sich in der grossen Vorhalle am Kamin nieder und sah in die Flammen. Benjamin liebte Kaminfeuer. Erst vor Kurzem hatte er ein Kaminfeuer mit einem spannenden Roman verglichen, der mit immer wieder neu aufflackernden Szenen und Gedankenblitzen überrascht:

*So phantasielos ist ja keiner, dass ihm beim Blick in den Kamin nicht etwas einfallt. [...] Die Spannung, die das Werk durchzieht, gleicht sehr dem Luftzug, der die Flammen im Kamin ermuntert und ihr Spiel belebt. [...] Doch ist nicht darum der Ro-*

*man bedeutend, weil er uns fremdes Schicksal darstellt, sondern weil dies unter der Flamme, die es frisst, die Wärme an uns abgibt, welche wir aus unserem eigenen nie gewinnen.*<sup>52</sup>

Benjamin blieb mehr als vier Monate in Sanremo, in denen er sehr produktiv war. Bis zu seiner Abreise im März 1935 verfasste er Revisionen zum Kafka-Aufsatz, drei Stücke für die «Berliner Kindheit»,<sup>53</sup> Teile des «Passagenwerkes»,<sup>54</sup> eine Rezension des «Dreigroschenromans»,<sup>55</sup> ein «sprachsoziologisches Referat»,<sup>56</sup> einen Aufsatz über Johann Jakob Bachofen<sup>57</sup> und mehrere Artikel für die «Frankfurter Zeitung». Ausserdem las er viel: Anton Tschechow, George Simenon, Agatha Christie, George Prevost und viele andere, natürlich nicht, ohne sich ausführliche Gedanken und Notizen darüber zu machen.

Das alles war nur möglich, weil er keine Miete zahlen musste und er keinerlei «Lebens- und Existenzsorgen» hatte, sondern «promenierend und schreibend» seinen «Gedanken nachgehen» konnte, eine äusserst privilegierte Situation, um die ihn viele andere Emigranten beneidet hätten.<sup>58</sup>

Doch nachdem seine erste Begeisterung abgeklungen war, überwiegt in seinen Briefen der Ton der Klage. Nichts Literarisches dringe zu ihm.<sup>59</sup> Die Bauarbeiter im Haus machten zu viel Lärm. Ob es ihm etwa «an der Wiege gesungen oder aus den Sternen gelesen» worden sei, dass er seine Tage unter Baulärm verbringen müsse?<sup>60</sup> Das Café, das Adorno, der Sanremo von früher kannte, ihm so warm empfohlen habe, sei geschlossen. Die anderen taugten nichts.<sup>61</sup> Ein gewisser Goldberg, jüdischer Religionsphilosoph aus Berlin,<sup>62</sup> treibe sich mit seinen Leuten in der Stadt herum und vergifte das Klima. Er pflege nicht «den geringsten

Umgang mit ihnen», ja, «grüsse sie nicht einmal». <sup>63</sup> Es gebe keine «wissenschaftlichen Hilfsmittel» für seine Arbeit. <sup>64</sup> Das Ganze sei eine «gefährliche Belastungsprobe». <sup>65</sup> Er befinde sich in einer Phase «tiefer Melancholie». <sup>66</sup>

Die Aufzählung dieser Klagen und Reklamationen liesse sich fortsetzen, ohne dadurch glaubwürdiger zu werden, denn es *gab* Buchhandlungen, es *gab* gute Cafés, etwa sechzehn, wie zeitgenössische Reiseführer vermerken. <sup>67</sup> Das Casino hatte einen grossen Lesesaal, in dem internationale Zeitungen auslagen. Und unter Doras Gästen waren mindestens zwei adäquate Gesprächspartner für ihn: Oscar Levy und Lothar Brieger. <sup>68</sup> Leider sind keine Gästelisten mehr erhalten, sodass man nur ahnen kann, wer in dieser Zeit sonst noch kam, <sup>69</sup> auf jeden Fall gehobenes Publikum aus Deutschland, England und Österreich, das sich einer gut bestückten Bibliothek bedienen konnte, die Dora nach und nach aus Berlin heranschaffen liess. Auch die berühmte «Kinderbuchsammlung» war darunter.

Es war nicht weit bis nach Nizza, nur knapp fünfzig Kilometer, man konnte mit dem Postbus oder dem Zug fahren, was Benjamin immer wieder tat, um sich Kriminalromane zu kaufen, einen guten Kaffee zu trinken oder einfach nur über die Place Masséna zu flanieren, die er sehr liebte.

Eines Tages, es muss Anfang Dezember 1934 gewesen sein, liefen ihm dort Hermann Kesten und Joseph Roth «e tutti quanti» über den Weg, die er beide seit Jahren kannte. <sup>70</sup> Sie wohnten zusammen mit Heinrich Mann an der Promenade des Anglais, in einem Haus, in dem viel diskutiert, geschrieben und vermutlich auch getrunken wurde. Benjamin hätte sich ihnen anschliessen

können, der Elite des literarischen Exils gewissermassen. Doch er wollte nicht, denn er konnte Roth nicht besonders gut leiden und auch Kesten nur in Massen.<sup>71</sup> Deshalb murmelte er nur ein paar unverbindliche Begrüssungsfloskeln und ging weiter.

Man könnte also sagen, dass Benjamin seine «Isolation» selbst verursachte, indem er jedem adäquaten Kontakt aus dem Weg ging, wahrscheinlich, weil er es als «Elend und eine Schande» empfand, sich «in den Trümmern seiner eigenen Vergangenheit» eingemischt zu haben, in den Trümmern seiner Ehe, die so kläglich zu Ende gegangen war, nachdem er fest auf eine Zukunft mit Asja Lacis gebaut hatte.<sup>72</sup> Lag es da nicht nahe, die Gründe für sein Unwohlsein woanders zu suchen, in der Situation, dem Ort, vielleicht sogar bei Dora?

### Lothar Brieger

Über Lothar Brieger, den ehemaligen Liebhaber Doras, der schon im Sommer 1934 nach Sanremo gekommen und bis Mitte 1935 bleiben würde, ist kaum etwas bekannt ausser ein paar Daten in einem Wikipedia-Artikel, denn es gibt keinen Nachlass, keine Erinnerungen, kein Tagebuch, sodass nichts anderes übrigbleibt, als in seinen Büchern, Briefen und Artikeln zu blättern. Bisher wurde nur ein Foto – aus dem Jahr 1927 – gefunden, das einen Mann mittleren Alters mit hoher Stirn, schmalen Lippen und markanter Nase zeigt. Freundlich lächelnd stützt er den Kopf gelassen in die linke Hand, als würde er gerade aufmerksam zuhören oder über etwas nachdenken.

Brieger, Sohn eines jüdischen Optikers, stammte aus Zwickau. Er war Jahrgang 1879, war also elf Jahre älter als Dora. Den grössten Teil seines Lebens verbrachte er in Berlin, auf Reisen und im Exil. Da seine früh verwitwete Mutter einen Herrn Wasservogel geheiratet hatte, nannte er sich manchmal auch Brieger-Wasservogel.

Er studierte Kunstgeschichte in Berlin, wo er mit einer Arbeit über Max Klinger promovierte.<sup>73</sup> Danach ging er nach Paris, vor allem, um Auguste Rodin kennenzulernen, einen «unteretzten, breitschultrigen Mann mit wallendem Barte». Aus den paar Wochen, die er eigentlich bleiben wollte, wurde ein ganzes Jahr, in dem er bei Rodin wohnte und dessen gesamte deutschsprachige Korrespondenz führte. Später schrieb er ein Buch und mehrere Artikel über ihn. Er sei nach aussen hin eitel, privat aber eher bescheiden gewesen, ein ewiges Kind, das «von allem hell entzückt» war, besonders von Blumen und Frauen, deren Körper er gern mit gotischen Kathedralen verglich, kaufmännisch sehr geschickt, beinahe verschlagen, nie seine Herkunft aus einem belgischen Steinmetzzentrum verleugnend.<sup>74</sup>

Gershom Scholem hat Brieger in einer handschriftlichen Notiz als «sehr bequem» und «jovial» bezeichnet, als das komplette «Gegenstück zu Walter Benjamin»,<sup>75</sup> was wohl heissen sollte, dass Dora sich nach dem schwierigen Leben mit einem Genie einen braven, spiessigen Partner gesucht habe, der keine zu grossen Anforderungen an ihren Intellekt stellte. Diese Einschätzung liegt völlig neben der Sache, denn Brieger war ein hochproduktiver, fast manisch publizierender Autor: jedes Jahr ein Buch, manchmal sogar zwei, «Das Kunstsammeln»,<sup>76</sup> «Ludwig Meidner»,<sup>77</sup>

«Theodor Hosemann»<sup>78</sup>, «Lesser Ury»<sup>79</sup>, «Die Silhouette»,<sup>80</sup> «Die Miniatur»,<sup>81</sup> «Das Pastell»,<sup>82</sup> um nur einige Beispiele zu nennen. 1914 heiratete er eine nichtjüdische Frau, Martha Valerie Beger, laut Heiratskunde «ohne Beruf». Er selbst wird urkundlich als «Privatgelehrter» verzeichnet. Die Ehe wurde im Februar 1928 wieder geschieden.<sup>83</sup>

Brieger schrieb bei weitem nicht «nur» über Kunst, sondern auch Novellen, Romane, den «Verkehr mit Frauen»,<sup>84</sup> «Die Neugeburt des religiösen Gefühls»,<sup>85</sup> den «Weg zum Ich».<sup>86</sup> In dem Roman «René Richter» schildert er das Pogrom von Kischinew und «die Entwicklung eines modernen Juden» zum Zionisten.<sup>87</sup> Leider sind fast alle seine literarischen Titel vergriffen oder im Krieg verloren gegangen.

Einige Fragmente haben sich jedoch erhalten. Vor allem in jüdischen Zeitschriften wie «Ost und West», einer «illustrierten Monatsschrift für das gesamte Judentum». Es sind kleine Erzählungen oder Skizzen. Sie weisen den jungen Brieger als sehr gläubigen, sehr bewussten Juden aus, der mit einer Mischung aus Sarkasmus und Pathos über die neumodische Assimilation sprach, über Juden, die sich taufen liessen und in deutschnationale Parteien eintraten:

*Der Gastgeber eilt geschäftig umher lächelnd und nickend, bald eine freundliche Begrüssung, bald einen Händedruck austauschend. Er ist ein Emporkömmling, hat seine jetzige Stellung nur durch schwere Arbeit [...] erreicht und ist stolz darauf Seit seiner Taufe ist er eine der Stützen der konservativen Partei, welcher er durch seinen lebhaften Geist schon manche grossen Dienste geleistet hat. Ans Heiraten hat er bis jetzt noch nicht gedacht. [...] fetzt aber denkt er ernstlich daran, die Früchte seiner Arbeit in der Gemütlichkeit eines eigenen Heims zu geniessen.*

[...] *Dort nickt ihm die liebliche Tochter des Generals von Hohenheim zu. [...] Allerlei Liebesträume durchgaukeln sein Hirn. Und er hört nicht, wie hinter seinem Rücken ein Offizier zum anderen sagt:*

*«Was der Jud mit der kleinen Hohenheim hat?»*

*Der Kamerad zuckt verächtlich die Achseln: «Wahrscheinlich will er ihre alten Kleider kaufen.» Und lachend gehen sie weiter.<sup>88</sup>*

### **Ehewidrige Beziehungen?**

Dora und Brieger kannten sich spätestens seit 1927, als sie beide für das Haus Ullstein arbeiteten, er im Bild-, sie im Textbereich. In dieser Zeit änderten sich seine thematischen Schwerpunkte. Er wandte sich stärker dem Journalismus zu, schrieb – wie Dora – für die «BZ am Mittag» und die «Vossische Zeitung», über Kunst, Fotografie, die moderne Presse und das politische Theater. Er schrieb aber auch Aphorismen, die nicht ohne Witz waren, meistens über die Frauen, die Familie und die Liebe:

*In unserer Zeit der kurzen Kleider hat sich der Mann daran gewöhnt, die Frau nach den Beinen zu beurteilen. Kommen die langen Kleider wieder auf, muss er sich daran gewöhnen, sie nach dem Kopfe zu beurteilen. Die Frauen müssen selbst wissen, was Jur sie vorteilhafter ist.<sup>89</sup>*

*Es gibt zwei Arten von Verwandten: reiche und arme. Reiche Verwandte sind solche, von denen man nie etwas haben kann. Arme Verwandte sind solche, die immer etwas von einem haben wollen. Eine dritte Art von Verwandten gibt es nicht.<sup>90</sup>*

Bis Anfang 1930 scheint das Verhältnis zwischen Brieger und Benjamin sehr entspannt gewesen zu sein. Sie besuchten einander und feierten bis tief in die Nacht Doras Geburtstag, wenn sie auch immer beim «Sie» blieben, was für Benjamin nicht ungewöhnlich war. Das änderte sich mit Beginn des Scheidungsverfahrens. Benjamin gab sich moralisch empört, als er eines Tages zu seiner angeblich grossen Überraschung bemerkt haben wollte, wie Dora Brieger am Telefon mit «mein Herz» oder «mein Liebling» ansprach. Das waren «ehewidrige Beziehungen», ja, das war Ehebruch! Auf jeden Fall Grund genug, die Scheidung einzureichen und sie für den «schuldigen Teil» zu erklären.

Doch die Richter wiesen seine Klage ab und bemerkten mit leisem Sarkasmus:

*Hätte nun der Kläger [...] bis zu jenem Zeitpunkt an ein rein kameradschaftliches Verhältnis mit Brieger geglaubt, und hätte er, als er sich auf Grund des zufällig mitangehörten Telefongesprächs vom Gegenteil überzeugen musste, dies als eine schwere Kränkung seiner Mannesehre und als Scheidungsgrund empfunden, dann würde er sicherlich sofort die Konsequenzen [...] gezogen haben. Stattdessen hat er wenige Wochen später den Geburtstag der Beklagten [...] mit dieser und Brieger zusammen in angelegter Weise gefeiert und ist sogar wieder einige Wochen später in die Wohnung der Beklagten, von der er einige Monate getrennt gelebt hatte, zurückgekehrt. Der Kläger hat auch [...] kein Bedenken getragen, sich von der Beklagten [...] unterhalten zu lassen und diese zu ersuchen, sich doch von Brieger Geld zu borgen. Dieses Verhalten [...] beweist dem Gericht in einer jeden Zweifel ausschliessenden Weise, dass der Kläger das ehewidrige Verhältnis*



*zwischen Brieger und der Beklagten seit langem gekannt und gegen dasselbe [...] nichts einzu wenden gehabt hat?!*

In dieser Zeit, in der sich fast alle Freunde von Dora abwandten, sodass sie öfter an Selbstmord dachte, war Brieger als Einziger vollkommen solidarisch mit ihr. In der bei Ullstein erscheinenden «Dame» schrieb er über «Ehefrauen genialer Männer», die es meistens sehr schwer hätten, nicht nur zu Lebzeiten, sondern auch posthum, bei den Biografen nämlich. Es werde gern die Legende «vom bösen Weibe» erzählt, das seinen Mann nicht richtig verstanden und ihm das Leben zu sauer oder nicht sauer genug gemacht, sein Genie nicht richtig zu würdigen gewusst, nur ans Praktische gedacht habe usw. Dabei handle es sich «fast durchwegs [...] um anständige, harmlose, [...] ausschliesslich auf das Wohl ihrer Ehemänner bedachte Wesen, denen es von den Biographen [...] übelgenommen» werde, dass sie keine Vamps waren.»<sup>92</sup>

Und jetzt, vier Jahre später, lebten sie also alle zusammen in der Villa Verde, das Genie, das böse Weib und der vermeintliche Scheidungsgrund. Konnte das gut gehen?

### **Kurz, aber ernsthaft**

Zunächst einmal ja. Alle drei übten sich in der Kunst des Verzeihens und Vergessens. Benjamin las in Sanremo sogar ein Buch von Brieger, «Die grossen Kunstsammler», das 1931 erschienen war und ihn wahrscheinlich sehr interessierte, weil auch das Kunsthaus Lepke darin vorkam, dessen Mitinhaber sein Vater

Emil gewesen war, bevor er sich ausschliesslich «spekulativen Anlagen seiner Gelder» widmete.<sup>93</sup> Einem Brief Briegers an Benjamin ist zu entnehmen, dass es «kurze, aber ernsthafte Unterhaltungen» zwischen den beiden gegeben hat,<sup>94</sup> ob in der Villa, im Park oder auf der Uferpromenade. Brieger erzählte Benjamin von einem Editionsprojekt, an dem er arbeite, zwei sechsbändigen Reihen für den Verlag Tauchnitz. Auch Dora sei in diese Sache involviert, die ihm die «allernotwendigste Lebenssicherung» für die nächste Zeit bieten werde. Worum genau es sich handelte, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich um eine deutsche Teiledition der Bücher englischer und amerikanischer Autoren, die seit Langem bei Tauchnitz erschienen, darunter so populäre Namen wie Pearl S. Buck, John Galsworthy, Hugh Walpole oder Fannie Hurst.<sup>95</sup> Dora, die Tochter eines Anglisten, war auf angelsächsische Literatur spezialisiert, nicht nur als Übersetzerin, sondern auch als Rezensentin. An Benjamins alten Freund Gershom Scholem hatte sie schon 1930 geschrieben, dass sie sich zurzeit «sehr intensiv mit der modernen amerikanischen Literatur» befasse, Bücher zum «Rezensieren und Übersetzen» erhalte und «bald mehr davon verstehen (werde) als sonst wer in Europa».<sup>96</sup> Vermutlich wollten die beiden als Team arbeiten – Brieger als Herausgeber und Dora als Übersetzerin. Doch aus dem Projekt wurde nichts. Sei es, weil der Verlag sich zurückzog, da es politisch nicht mehr recht passte, oder weil Benjamin in Exilkreisen zu ausgiebig darüber geplaudert hatte, anstatt, wie vereinbart, Stillschweigen zu wahren, was Brieger sehr gegen ihn aufbrachte.

*Ich hatte Sie ausdrücklich gebeten, und auch Frau Kellner hatte das getan, von dieser Angelegenheit, die im Laufe mehr-*

*wöchigen Zusammenseins zwischen uns zur Sprache kam, mit niemandem zu reden. Es ist mir aus den verschiedensten Gründen unerwünscht, wenn man meinen Zusammenhang mit diesem Unternehmen erfährt. Erstens einmal sollte man das in Deutschland nicht wissen [...] Dann aber auch der Emigranten wegen. Ich bin ja kein Emigrant und habe mit ihren Kreisen nur lose Zusammenhänge. So viel habe ich aber doch schon gemerkt, so wenig die Einzelnen füreinander zu tun geneigt sind, so sehr stürzen sie sich mit gemeinsamen Kräften auf jede auch nur scheinbare Möglichkeit. Und ich möchte nicht in grosse Korrespondenzen hineingeraten, bei denen meine Unmöglichkeit, allen gefällig zu sein, mir Gegner und Animositäten schaffen würde, die ich weder verdiene noch liebe.*

Es kam also doch noch zum Streit oder wenigstens zum DisSENS zwischen den beiden Männern. Der Kontakt wurde abgebrochen. Es gab keine weiteren Briefe mehr.<sup>97</sup> Offenbar kühlte auch die Beziehung zwischen Dora und Brieger ab, denn im Mai 1935 verliess er die Villa Verde und nahm sich ein Privatquartier am Corso degli Inglesi, da die Stimmung seiner «Arbeitslust nicht förderlich» gewesen sei.

## **Europäischer Geist**

Kurz vor Weihnachten 1934 traf auch Stefan in Sanremo ein. Benjamin hatte ihn seit zwei Jahren nicht mehr gesehen und muss sich gewundert haben, wie erwachsen er geworden war, breit-schultrig, kräftig, eine starke Hornbrille tragend, etwas grösser als Dora und deutlich grösser und sportlicher als er selbst. Doch Ste-

fan hatte sich nicht nur äusserlich stark verändert. Er war auch ernsthafter und besonnener geworden. Benjamin erhielt nach der langen Trennung «den besten Eindruck von ihm, was Ruhe und Sicherheit des Urteils betrifft».<sup>98</sup>

Vom Inhalt seiner Gespräche mit Stefan erwähnt er nichts. Auch nichts von gemeinsamen Aktivitäten. Es mag sein, dass Stefan ihm von seiner privaten Lektüre erzählte, Hermann Hesse, Jakob Wassermann und Thomas Mann,<sup>99</sup> alles Autoren, die in Deutschland unerwünscht oder gar verboten waren. Thomas Mann war bereits emigriert. Hesse lebte im Tessin und schrieb Artikel gegen den Nationalsozialismus. Jakob Wassermann war vor Kurzem in Altaussee mit erst sechzig Jahren gestorben. Seine Bücher hatte man verbrannt, ihn selbst aus der Akademie der Künste ausgeschlossen. Er hatte keine Hoffnungen, keine Perspektive mehr. In den «Selbstbetrachtungen», einem seiner letzten Bücher, hiess es:

*Was, vor allem, verstehst du unter einem europäischen Menschen, unter europäischem Geist? Es ist eine unhaltbar gewordene Fiktion. [...] Europa hat sich selbst aufgegeben. Wie kann es uns tragen?*<sup>100</sup>

### **Noch einmal Delbrückstrasse**

Im Januar 1935 fuhr Dora noch einmal nach Berlin, zusammen mit Stefan, dessen Ferien nun zu Ende waren. Es ging ihr darum, das Haus zu verkaufen, das ehemalige Domizil der Familie Benjamin in der Delbrückstrasse 23. Sie war seit 1932 dessen Allein-

eigentümerin, ohne es jemals geliebt zu haben. Sie mochte die abgezirkelten Kieswege nicht, die vergitterten Fenster und Türen, den preussisch geschorenen Rasen, die absurden Türme, die wie spitze Speere in die Luft ragten, die ganze protzige, seltsam tot und steif wirkende Gegend, in der nur die Reichsten der Reichen lebten und selten ein menschlicher Laut zu hören war. Es schien eine Art Fluch über dem Haus zu liegen, denn der ursprüngliche Besitzer, Harro Magnussen, ein Bildhauer, von dessen Witwe Benjamins Vater es gekauft hatte, war hier 1908 tot aufgefunden worden, nicht einmal fünfzig Jahre alt, auf dem Höhepunkt seines künstlerischen Ruhms. Ganz Berlin war voll von seinen pompösen Denkmälern und Skulpturen: Otto von Bismarck, Friedrich II., Albrecht von Roon. Er hatte das Haus nicht selbst entworfen, sondern von einem Burgenexperten, Bodo Ebhardt, bauen lassen, und genau so sah es auch aus, wie eine verkleinerte Version von Schloss Drachenburg oder Neuschwanstein.<sup>101</sup>

Dora hatte sich nicht dazu gedrängt, dieses Haus als Alleinbesitzerin zu übernehmen. Doch nach dem Tod ihrer Schwiegermutter Pauline Benjamin im November 1930 zeigte sich, dass die Geschwister unfähig waren, es zu verkaufen. Sie waren einfach nicht geschäftstüchtig genug und im Übrigen mit anderen Dingen befasst, während Dora als Enkelin von Kaufleuten ein gewisses Talent im Umgang mit Geld hatte. Das Haus war gross, unpraktisch und teuer: sieben Wohnungen im Vorder- und Hinterhaus, einige davon mit Mädchenzimmern, Wintergärten und Loggien, Deckenhöhen von knapp vier Metern, die kleinsten Zimmer 36 Qua-

dratmeter gross, hinter dem Haus eine kleine Villa, ursprünglich Atelier, die 1929 komplett umgebaut worden war.<sup>102</sup>

Da Benjamin durch die Scheidung in finanzielle Bedrängnis geraten war – er hatte nicht nur die von Dora in die Ehe eingebrachte «Mitgift» von ursprünglich 60'000 österreichischen Kronen zurückzuzahlen,<sup>103</sup> sondern war Stefan und ihr auch erheblichen Unterhalt schuldig –, trat er seinen Anteil an diesem Haus vollständig an sie ab. Um klare Verhältnisse zu schaffen und um ihm zu helfen, taten seine Geschwister dasselbe, hatten aber offenbar noch Forderungen an Dora, wie sich aus Briefen seiner Schwester, der «anderen Dora», ergibt.<sup>104</sup>

Dora, die Exfrau, liess das Haus sukzessive modernisieren, um beim Verkauf einen höheren Preis zu erzielen. Sie fand auch tatsächlich einen Interessenten, Reinhold Adalbert Brambach, einen Kaufmann aus Danzig, der jedoch für dieses «jüdische Eigentum» deutlich weniger zahlen wollte, als es wert war, etwa nur ein Drittel des marktüblichen Preises.<sup>105</sup> Er hatte vor, es vollständig umbauen zu lassen und den Mietern, hauptsächlich Juden, zu kündigen. Vorläufig wohnten noch fünf Parteien darin, darunter Stefan, wenn er in Berlin war, zusammen mit dem angestammten Hausmädchen und seinem Kater. Dora hatte sich bemüht, eine andere Lösung für ihn zu finden. Aber es war zu spät. Die meisten Freunde und Verwandten waren schon fort oder bereiteten gerade ihre Emigration vor.

Am Ende dieses Berlinaufenthaltes hatte sie noch einen unangenehmen Botengang für Benjamin zu machen, einen Besuch in der Redaktion der «Jüdischen Rundschau», die inzwischen Teile seines Kafka-Aufsatzes gedruckt hatte. Als Honorar waren sech-

zig Reichsmark vereinbart worden. Aber Benjamin hatte kein Konto in Deutschland. Also schickte er Dora als seine Bevollmächtigte vor. Sie gab sich redlich Mühe. Doch man verschanzte sich hinter Ausflüchten und Formalitäten, weil sie ja schliesslich geschieden sei und nicht ohne Weiteres Geld für ihn annehmen dürfe.

*Es war irrsinnig schwer, und wenn wir uns wiedersehen, musst Du einen anderen Modus finden, wie Du Dir die Dinge einrichtest.*<sup>106</sup>

Kaum war sie wieder zurück, im Februar 1935, hiess es, dass Anna Kellner, ihre Mutter, ein zweites Mal zu Besuch kommen wolle, wahrscheinlich, um ihr in der Pension zu helfen, denn der Karneval mit seinen traditionellen Blumenparaden stand bevor, und um diese Zeit war Sanremo immer voller Gäste. Benjamin, der eigentlich bis Ostern bleiben wollte, wartete ihr Erscheinen erst gar nicht ab, sondern packte seine Sachen und begab sich nach Monaco-Condamine.<sup>107</sup> Dora war vielleicht etwas enttäuscht, versuchte aber, gelassen zu bleiben. So war er eben. So kannte sie ihn. Wieso hätte sie ihm böse sein sollen? Sie kümmerte sich weiter um seine Finanzen und freute sich, als in der «Neuen Zürcher» ein Ausschnitt aus der «Berliner Kindheit» mit dem Titel «Nähkasten» erschien, in dem er so schön von Schneewittchens Mutter erzählte, die mit ihrem Nähzeug am offenen Fenster sass, während es schneite, wobei sie sich mit der Nadel in den Finger stach und drei Tropfen Blut in den Schnee fielen.<sup>108</sup>

Eva Weissweiler

**VILLA VERDE  
ODER DAS HOTEL  
IN SANREMO**

Das italienische Exil  
der Familie Benjamin

Mit einem Nachwort  
von Mona Benjamin

btb



*Für Stefan Benjamin*  
*(1918-1972)*

## KAPITEL II

### Palmen und Giftgas

1935-1937

#### Zobel

Auch Dora hatte wieder begonnen zu schreiben, das heisst, sie hatte wohl nie ganz damit aufgehört, weil sie immer noch von einem Doppelleben als Hotelwirtin und Autorin träumte. Die von Mencken vage in Aussicht gestellten Aufträge für amerikanische Zeitungen waren bisher ausgeblieben, kein Wunder, er hatte sich gar nicht erst darum bemüht, denn seine Frau Sara Haardt lag im Sterben. Aber war es wirklich nur das? War er nicht doch ein verkappter Antisemit, der nur zufällig ein paar jüdische Freunde hatte, Oscar Levy oder sie selbst zum Beispiel?<sup>1</sup>

Es war jedenfalls besser, sich nicht zu fest auf ihn zu verlassen, sondern sich anderweitig zu orientieren, nach Österreich und in die Schweiz etwa, wohin viele ihrer Kolleginnen und Kollegen emigriert waren. Aus diesem Umfeld lassen sich für 1935 zwei Kurzgeschichten nachweisen, «Zobel» und «Das Fernrohr», die eine in Wien, die andere in Basel erschienen.<sup>2</sup>

«Zobel», eine Geschichte aus einer «Nervenklinik», kam im März 1935 in «Mocca» heraus, einer Zeitschrift, die seit 1928 auf dem Markt war. Das Blatt enthielt Kurzgeschichten, Gedichte, Rätsel, Preisausschreiben, Reportagen, Fotos von leicht bekleideten Damen, witzige Karikaturen und viel Werbung. Es orientierte sich an Zeitschriften wie «Uhu», «Tempo», dem «Magazin» oder der «Revue des Monats», Magazinen, die in den Zwanzigern in Berlin populär gewesen und inzwischen verboten waren.

Die Story an sich ist nicht spektakulär. Eine stadtbekannte Betrügerin, die unter verschiedenen Namen, etwa als Gräfin Kinsky, agiert, hat mit dem Chefarzt einer «Irrenanstalt» ein Komplott geschmiedet. Er soll reichen Patienten, die sie ihm zuführt, einreden, dass sie unter Wahnvorstellungen, unter «pseudologia fantastica» litten, um sie dann ungehindert bestehlen zu können und die Beute oder deren Erlös mit ihr zu teilen. In diesem Fall geht es um einen teuren Mantel aus Zobel, der plötzlich verschwindet, aber angeblich nur in der Fantasie des Patienten existiert hat.

Deutlich spannender als die Story selbst ist das Milieu. Die Schwester spricht in einem so «beruhigenden, [...] manierten Ton» mit den Kranken, dass selbst ein kleines Kind hätte Verdacht schöpfen müssen. Der Arzt ist ein typischer «Halbgott in Weiss», das Zerrbild des selbstherrlichen Psychiaters. Er erkennt sofort, wer verrückt oder normal ist. Es gibt kein Gespräch, keine Untersuchung, keine Anamnese. Ein Blick und eine in Sekunden gestellte Diagnose genügen. Der Brutalste im Team ist der Wärter, der die Patienten wie Gefangene aufs Bett wirft und fesselt.

*«So, nun mal ein bisschen ausziehen», sprach er zu ihm und*

*ging schon am Überrock zu knöpfen an. Woermann stiess einen Schrei aus. «Was ist das? Was machen Sie mit mir?»*

Die «Irrenanstalt» liegt in der Vorstadt. Die «Minderbemittelten» sind im Hauptgebäude untergebracht, die Privatpatienten in einem vornehmen Pavillon. Dora dürfte hier auf die «Kuranstalten Westend Berlin» angespielt haben, von denen Benjamins Cousin Egon Wissing ihr authentisch berichten konnte, da er dort mehrmals einen Morphiumentzug gemacht hatte.

Seit dem Tod seiner jungen Frau Gert, der «Chauffeurin» der Autotour ans Schwarze Meer, war jetzt mehr als ein Jahr vergangen. Er hatte selbst immer wieder zur Spritze gegriffen, um seinen Schmerz zu betäuben, zumal Freunde, wie etwa Klaus Mann, ihm die alleinige Schuld an ihrem Tod gaben.<sup>3</sup> Sein Zustand war derart desolat, dass sich selbst Benjamin, für den er nicht nur ein Cousin, sondern auch ein guter Freund war, zeitweilig von ihm abwandte. Es folgten verschiedene Entziehungskuren in Paris und Berlin, alle erfolglos. Er bekam es sogar mit der Polizei zu tun, wahrscheinlich wegen Beschaffungskriminalität.<sup>4</sup> Doch er war nicht nur Morphinist. Er war auch Arzt, und zwar ein sehr guter. Sein Fachgebiet war die Radiologie. Als Adornos Verlobte Gretel Karplus unter chronischen Kopfschmerzen litt, riet Benjamin ihr, Wissing zu konsultieren, was sie auch tat. Mit dem Erfolg, dass sie sich heftig in ihn verliebte, denn er war immer noch sehr charmant, gertenschlank, lässig gekleidet und stets für einen Scherz oder ein erotisches Abenteuer zu haben, sofern er gerade nicht unter Entzugerscheinungen litt.

Auch Dora mochte ihn sehr und nahm ihn gern in die Villa

Verde auf, ob kostenlos oder zu normalem Pensionspreis, ist nicht bekannt. Nach einer bizarren Tour über Zürich, Basel, Strassburg, Brüssel und Antwerpen kam er im Februar 1935 an und war glücklich, Benjamin noch zu treffen, mit dem er mehrmals ins Casino von Monte Carlo fuhr, wo sie viel Geld verspielten. Dora fand das unpassend und ärgerlich. Warum bemühte sie sich so heftig um Benjamins Geldangelegenheiten, wenn er doch alles wieder verspielte?<sup>5</sup>

Dass Wissing suchtkrank war, störte sie nicht weiter, warum auch, so viele aus ihrem alten Berliner Kreis hatten Morphium, Eukodal, Meskalin oder wenigstens Haschisch genommen, die Wissings, Franz und Helen Hessel, die beiden Ärzte Fritz Fränkel und Ernst Joël, auch Benjamin selbst hatte damit experimentiert und ausführlich darüber geschrieben.<sup>6</sup> Er hatte sogar gemeinsam mit Egon und Gert Drogen konsumiert, als er Tür an Tür mit ihnen in der Prinzregentenstrasse in Berlin wohnte.

Dora wusste also schon seit Langem Bescheid. Warum sollte sie jetzt plötzlich grosses Aufhebens darum machen? Hauptsache, dass es Wissing gut ging, dass sie ihm ein wenig helfen konnte und dass er ihr half, Themen für Geschichten zu finden, auf die sie ohne ihn wohl niemals gekommen wäre.

## Das Fernrohr

Während die Geschichte «Zobel» skizzenhaft bleibt und sich in ihrem kriminalistischen Ausgang nicht ganz erschliesst, ist der zweite Text aus dieser Zeit, «Das Fernrohr», exzellent ausgearbeitet, literarisch wie psychologisch. Er erschien im März 1935 in der Basler «National-Zeitung». Das war kein satirisches Blatt, sondern ein Traditionsmagazin, 1842 von oppositionellen Schweizern gegründet und noch immer eine publizistische Heimat für Emigranten, die in Deutschland nicht mehr publizieren durften.<sup>7</sup>

Die Geschichte spielt nicht zufällig in einem Hotel. Einem Schweizer Hotel zwar, aber es könnte genauso gut auch die Villa Verde sein. Eine Drahtseilbahn und ein Golfplatz sind in der Nähe, ein Park, in dem man seltene Kräuter und Steine sammeln kann, feine Cafés, vornehmes Publikum, alles passt. Die Heldin Cynthia, Lady Travers, eine Engländerin, ist sehr reich und sehr schön, doch das Alter hinterlässt seine ersten Spuren, sodass sie immer mehr Zeit vor dem Spiegel verbringen muss. Sie war fünf Mal verheiratet, davon drei Mal verwitwet und zwei Mal geschieden. Jetzt will sie die Tochter eines ihrer Verflorenen zu sich nehmen, Maddalena, die in einem von Nonnen geführten Heim in Lugano lebt. Eigentlich wollte Lady Cynthia nie Kinder haben, denn es ist viel einfacher, «an einem einzigen Abend Hunderte von Männern zu entzünden, als sich ein Jahrzehnt hindurch die Liebe eines kleinen Kindes zu erhalten». Aber mit einem Teenager an ihrer Seite könnte sie jünger wirken, als sie tatsächlich ist, um die fünfzig nämlich, wenn sie auch etwas Angst davor hat,

dass die Kleine schöner und erotischer sein könnte als sie selbst. Doch als sie vor ihr steht, ist sie beruhigt und entsetzt zugleich.

*Ein dürftiges Figürchen, nicht grösser als ein neunjähriges Kind; den Kopf drückte ein unförmiger schwarzer Matrosenhut, sie knickste und küsste der Stiefmutter schüchtern die Hand. Cynthia vergass in ihrem Erstaunen ihr Vorhaben, die Kleine in die Arme zu schliessen. Sie hob ihr das Kinn in die Höhe und sah das magere blasse Gesicht mit den viel zu grossen dunklen Augen genau an. [...] «Ich hätte sie nicht so lange bei den Nonnen lassen sollen», dachte die Lady. Aber im Grunde war sie nicht unzufrieden. [...] Das Madönnchen, wie man das Kind bald im Hotel nannte, bekam Sportkleider und Abendsachen, das sehr lange und dichte schwarze Haar wurde im Pagenschnitt gestutzt. Aber die Kleine war und blieb unmöglich. Sie sah in den schicken Sachen aus wie verkleidet, alles schien an ihr zu knapp und doch zu weit, wie das Gefieder eines Huhns, das man ins Wasser geworfen hat.*

Maddalena hat seltsame Interessen. Von Gleichaltrigen will sie nichts wissen. Lieber ist sie mit einem alten deutschen Professor zusammen, der sie über Kräuter und Steine belehrt. Auf ihre schüchterne Art schwärmt sie die Stiefmutter an, obwohl die eigentlich nur mit sich selbst befasst ist. Und mit einem englischen Major, einem Hotelgast, den sie als Ehemann Nummer sechs auserkoren hat. Schon in den nächsten Tagen will sie sich mit ihm verloben. Doch er schwärmt mehr für die jüngere Generation, für die blonde, dralle Kellnerin im «Café Schuh», wo es den besten Kuchen und das beste Mandeleis der ganzen Stadt gibt. Maddalena bemerkt mit Schrecken, was vorgeht. Cynthia ignoriert es.

*Wer sich von zwei Männern geschieden und drei begraben hat,*

*ist in manchen Fertigkeiten geübt. Nicht die schlechteste ist die Kunst, das nicht zu sehen, was man nicht zu sehen wünscht.*

Oben, an der Bergstation, wo die Drahtseilbahn ankommt, wo die Bergnelken, Alpenrosen und Stiefmütterchen blühen, gibt es ein Fernrohr, dem Zauberkräfte nachgesagt werden. Man könne alles, selbst das Entfernteste, damit sehen, sagt der Professor. Die Leute im «Café Schuh» zum Beispiel, die Kellnerin, den Kuchen, den Herrn Major und das leckere Mandeleis.

Als Maddalena das hört, schaut sie schnell durch das Fernrohr, umklammert es hektisch und gibt es nicht mehr frei. Sie muss etwas so Schlimmes entdeckt haben, dass sie vor Schreck ihre Muttersprache, Italienisch, spricht, sodass Cynthia sie kaum verstehen kann.

*Nur so viel wird ihr deutlich: Sie darf nicht durchsehen, um keinen Preis. Cynthia wird ärgerlich über so viel Ungezogenheit. «Du kommst auch noch dran», sagt sie streng. Aber Maddalena wird immer heftiger. Sie fängt an zu weinen, und das Rohr gibt sie auch nicht frei. Lieber stürzt sie sich in den Abgrund. [...] «Ich werde dich zu den Nonnen zurückschicken, du böses Kind», sagt die völlig verblüffte Lady. Das ist schrecklich, für Maddalena bedeutet es Schlimmeres als den Tod. Aber sie hängt sich nur noch fester an das Rohr. «Mama darf nicht ins Talsehen», schluchzt sie.*

Die Rückfahrt verläuft in eisigem Schweigen. Maddalena glaubt, dass sie ins Kloster zurückmüsse, «tagein, tagaus Papierblumen drehen, [...] ewig hinter den Mauern bleiben», um später auch Nonne zu werden. Das, hat man ihr gesagt, drohe ihr, wenn sie der Stiefmutter nicht gefalle. Doch es kommt ganz anders. Wieder im Hotel, gibt die Lady den Auftrag, dass ihre Sachen ge-



packt werden, ihre eigenen und die von Maddalena. Der Major fragt verblüfft, was denn los sei, ob Maddalena etwa wieder ins Waisenhaus komme? Nein, sagt die Lady. Sie werde für immer bei ihr bleiben. Sie würden zusammen auf ihren Landsitz in Schottland fahren, dort könne sie fischen und botanisieren, so viel sie wolle.

*Der Major bekommt einen roten Kopf. «Ich sehe, Sie wissen», stammelt er, «und ich?»*

*«Sie, Major? Haben Sie schon einmal versucht, durch ein Teleskop zu gucken? Ein sonderbares Ding, so ein Fernrohr. Sehen Sie durch wie gewöhnlich, und das Abgelegene, Unbedeutende, Kleine scheint ihnen gross und nah. Doch wenn Sie einmal von der anderen Seite einen Blick hineinwerfen – Herrgott, wie klein, entfernt und lächerlich sieht das aus, was Sie für wichtig und bedeutend gehalten haben! [...] Leben Sie wohl, Major, und vergessen Sie nicht, uns einmal in Mayfair zu besuchen!»*

## Der erste Schultag

Am 13. April 1935, eine Woche vor Ostern, kam Stefan, jetzt siebzehn, in Sanremo an, um bis auf Weiteres dort zu bleiben. Schweren Herzens hatte er Berlin endgültig hinter sich gelassen, seine Schule, seine Freunde, den dicken Kater, die Mark Brandenburg und die vielen Seen, die direkt vor der Tür lagen: den Hubertus-See, den Hertha-See und den Diana-See. Hier hatte er gewohnt, seitdem er zwei Jahre alt war. Es war seine Heimat. Für Dora, die gebürtige Wienerin, war der Abschied viel leichter gewesen.

Nun also Sanremo. Die Villa Verde kannte Stefan ja schon. Doch was würde ihn auf dem «Liceo Ginnasio G. D. Cassini» erwarten, einem trutzigen alten Bau am anderen Ende der Stadt, der eher einem Gefängnis als einer Schule glich?

Zunächst hatte er eine Aufnahmeprüfung zu machen, mündlich und schriftlich, in allen Fächern. Sie würde anderthalb Wochen dauern und sollte sehr schwer sein. Stefan hatte Albträume, die ihn «vor die fürchterlichsten Situationen» stellten.<sup>8</sup> Die grösste Angst hatte er vor dem italienischen Aufsatz, dessen Thema er «auf politischem Gebiete» erwartete.<sup>9</sup> Würde er sich etwa zum «Duce» und zum Faschismus äussern müssen, zu Gabriele d'Annunzio oder der angekündigten Wiederauferstehung des alten «Imperium Romanum»?

Doch zum Glück gab es Menschen, die ihm halfen: Giovanni, der Sohn des Gärtners, und eine Lehrerin, die sich «gewisser Beziehungen zum Kollegium» erfreute.<sup>10</sup> Im Juni 1935 fand die Prüfung statt. Stefan bestand, wurde allerdings um zwei Jahre zurückgestuft, da sein Italienisch noch zu lückenhaft war. Eine Sprachprüfung würde er nachholen müssen. Die Lehrer, schrieb er an Benjamin, seien alle ganz freundlich gewesen. Die Mitschüler weniger.

*Ihre Lustigkeit konnte ich gleich am ersten Tage [...] feststellen, indem ich sah, wie die Kollegen mit halben und ganzen Ziegelsteinen [...] aufeinander loswarfen, als ob es Malzbonbons wären, wonach sie manchmal, wenn sie auf einen Ahnungslosen gezielt hatten, und der Stein schon die Luft durchschnitt, sich zu einer Warnung herabliessen. Bei dem Einzug in die Schule [...] hätte man auf das erste Gehör hin [...] an dem wissenschaftlichen*

*Interesse der Kandidaten [...] irre werden können, da sie einem ein Dante-Zitat entrang; es war aber «Per me si va nella città dolente» [Der Eingang bin ich zu der Stadt der Trauer, EW] [...] Sodann zog alles unter dem Gesang eines Chorals oder Leichenliedes die vielen Stufen hinauf.<sup>11</sup>*

Das klingt ganz so, als wäre er selbst mit Steinen beworfen worden, als hätte er unter den «Kollegen» nicht einen einzigen halbwegs freundlichen Menschen gefunden. Sie seien alle «hässlich», «verdorben» und «frühreif», schrieb er an Benjamin.<sup>12</sup> Nicht zu vergleichen mit seinen Mitschülern in Berlin. Er sei der einzige Ausländer an der Schule. Und hier sollte er nun noch zwei oder drei Jahre bleiben und sein «Abiturium» machen, wie man bei den Benjamins zu sagen pflegte?

### **Amplide Aussichten**

Nach den Prüfungen gab es erst einmal Sommerferien. Stefan war oft mit Giovanni, dem Sohn des Gärtners, zusammen, der ihn freundlich, aber konsequent korrigierte, wenn er Fehler machte. Sie sprachen nicht nur, sondern lasen sogar italienische Klassiker miteinander, Ariost zum Beispiel, den Stefan nicht schwer verständlich fand, weil er so sehr «alla latina» geschrieben habe.<sup>13</sup> Mit dem Sprechen selbst aber sei er an einem «toten Punkt» angelangt. Sein Wortschatz sei einfach noch nicht gross genug. Es fehlten ihm ganz normale Alltagsvokabeln, weshalb er manchmal einen «Schundroman» oder ein «Witzblatt» lese.<sup>14</sup>

In Sommer 1935 gab es viele Mücken. Es war sehr heiss und sehr ungemütlich. Einmal kam eine Gruppe alter französischer Frontkämpfer nach Sanremo, ein Ereignis, das gross gefeiert wurde. Der König, Vittorio Emanuele III., ein hagerer älterer Herr, erschien höchstpersönlich. Es gab prächtige Militärparaden und überall liess man den «Duce» hochleben.<sup>15</sup> Die immer wieder zu hörende «Giovinezza», die Faschistenhymne, klang zwar etwas freundlicher und operettenhafter als die Märsche der Nazis, aber der Inhalt war austauschbar. Volk, Helden, Vaterland, Krieg, Mussolini – war Stefan etwa deshalb nach Italien gekommen?

Er floh, indem er mit dem Gärtnerssohn grosse Bergtouren machte, um die «ampliden» Aussichten zu geniessen.<sup>16</sup> Vom Monte Bignone zum Beispiel konnte man nach Norden die Alpen und nach Süden fast die ganze französische und italienische Riviera sehen, bei klarem Wetter sogar bis nach Korsika. Sie gingen auch schwimmen, meistens im «Grand Hotel de la Méditerranée», das ein eigenes Strandbad hatte. Im offenen Meer war es schwieriger, denn dort gab es Delphine, die sehr anhänglich waren und die Schwimmer beharrlich verfolgten. Bei Alassio sollen sogar Haie gesehen worden sein.

In der Sommersaison waren fast nur Italiener in der Villa Verde, die sehr charmant, aber auch sehr laut sein konnten. Wenn sie mitten in der Nacht lärmend und singend aus der Stadt zurückkamen, hatten sie oft den Schlüssel vergessen und weckten die ganze Belegschaft auf. Besonders laut war ein fünfzehnjähriges Mädchen, das mit einem italienischen Offizier verlobt war, sich aber auch mit einem englischen «Bobby» vergnügte, der ihr zeigte, wie man mit der Pistole schoss, «wobei sie raffiniert den

Knalleffekt durch Aufeinanderlegen mehrerer Zündhölzchen zu steigern» suchte.<sup>17</sup>

## Abessinien

Das war alles gar nicht komisch. Denn es lag Krieg in der Luft. Man brauchte nur einen Blick in die Zeitungen oder auf die schwer beladenen Schiffe zu werfen, die sich über das Mittelmeer in Richtung Süden bewegten. Die Preise, besonders für Lebensmittel, stiegen um fast vierundzwanzig Prozent, die Steuern ebenso. Fast alle Maulesel von Sanremo waren konfisziert worden. Faschistische Miliz marschierte durch die Stadt, singend und pfeifend.

«Abessinien» hiess das Stichwort, das man jetzt überall hörte. Der «Duce» wollte das alte afrikanische Kaiserreich annekieren, um Italiens Expansion in der Welt zu befördern. Niemand sollte mehr sagen, dass die Italiener unsoldatisch und dekadent seien. Die Jugend sollte durch die harte Schule des Krieges geführt werden. Somalia und Eritrea hatte er schon eingenommen. Nun fehlte noch Abessinien, das zwar keinen Zugang zum Meer, aber viele Bodenschätze hatte: Gold, Platin, Kupfer, Eisenerz, Steinkohle, Braunkohle und Erdöl.

England und Frankreich hielten sich mit wertenden Kommentaren zurück, Deutschland schlug ungewohnt pazifistische Töne an. Die Presse kritisierte den Krieg gegen die «armen Wilden», die man «mit allen Waffen moderner technischer Kriegsführung» zu bekämpfen suche: «Modernste(n) Maschinengewehre(n),

schnelle(n) Tanks, Panzerwellen, [...] Flammenwerfer(n), Gas- und Gebirgsartillerie, Hunderte(n) von Bomben- und Jagdflugzeugen.»<sup>18</sup> Dabei wurde geflissentlich unterschlagen, dass Deutschland selbst Waffen nach Abessinien lieferte, allerdings an die Gegenseite, das Heer Kaiser Haile Selassies: chemische Explosivstoffe, Junkers-Flugzeuge, Gasmasken, Gewehre und Luftabwehr-Batterien. Von über zehntausend Mausergewehren und zehn Millionen Patronen war die Rede, die im Auftrag Hitlers bei der Firma Rheinmetall-Borsig eingekauft wurden.<sup>19</sup>

Hitler plante, das italienische Heer in einen möglichst langen Krieg zu verwickeln, damit es ihn nicht bei der Verwirklichung seines Lieblingsplans stören konnte, der Annexion Österreichs, vielleicht sogar Südtirols, der Mussolini sich bisher vehement widersetzt hatte. Denn «jeder italienische Soldat, der auf Abessinien vormarschiert, ist natürlich ein Soldat weniger, der einem neuen deutschen Vormarsch auf Österreich entgegen treten könnte».<sup>20</sup>

So sah es die deutsche Exilpresse. Und so ähnlich sah man es auch in italienischen Zeitungen, wenn man es auch anders ausdrückte, in einem Sturm der Entrüstung und furchtbar «schwülstig(en), pathetisch (en) und [...] hässlichen Phrasen», schrieb Stefan an Benjamin.<sup>21</sup>

War das der Grund, warum seine Mitschüler ihn so hassten? Nicht, weil er *Jude*, sondern weil er *Deutscher* war? Schliesslich waren sie alle in der «Operazione Nazionale Balilla», der faschistischen Jugendbewegung, organisiert und von früher Kindheit an gedrillt und fanatisiert worden. Es ist anzunehmen, dass die meisten sogar in Uniform in die Schule kamen, schwarzen Hemden,

himmelblauen Halstüchern und graugrünen Hosen, und sich mit faschistischem Gruss, dem «saluto romano» begrüsst, der sich kaum vom Hitlergruss unterschied.

Dabei war Stefan nach den «Nürnberger Gesetzen» doch gar kein Deutscher mehr. Denn darin hiess es doch:

*Ein Jude kann nicht Reichsbürger sein. Ihm steht ein Stimmrecht in politischen Angelegenheiten nicht zu. Er kann ein öffentliches Amt nicht bekleiden. Als Jude gilt, wer von mindestens drei jüdischen Grosseltern abstammt.*

Stefan Benjamin hatte vier jüdische Grosseltern und zwei jüdische Eltern. Niemand war konvertiert. Ein klarer Fall also. Trotzdem musste er seinen Pass nach Berlin schicken, um ein französisches Visum zu erhalten, das er brauchte, um ab und zu nach Menton oder Nizza fahren zu können und ein paar Besorgungen zu machen.<sup>22</sup>

### Wie in einem «romanzo giallo»

Auch Dora war eigentlich keine «Reichsbürgerin» mehr, aber dem deutschen Gesetz hatte sie sich trotzdem zu fügen. Im September 1935 musste sie noch einmal für längere Zeit nach Berlin, um bei verschiedenen Behörden vorzusprechen, der «Reichsstelle für Devisenbewirtschaftung», der «Auswandererberatungsstelle» und der «Devisenstelle des Landesfinanzamtes». Noch war das Haus an der Delbrückstrasse nicht verkauft, aber Brambach hatte ihr gesagt, dass er hunderttausend Reichsmark bieten würde, etwa ein Drittel des Marktwertes, wie erwartet. Doch auch

dieses Geld musste irgendwie aus Deutschland herausgeschafft werden, abzüglich einer Hypothek von vierzigtausend Mark bei der deutschen Ärzteversicherung und weiteren elftausend, die bei der Golddiskontbank zu hinterlegen waren. Es würde also nicht mehr viel übrigbleiben. Vielleicht dreissigtausend? Auf jeden Fall brauchte sie eine «Ausfuhrgenehmigung», die ihr nur erteilt werden würde, wenn sie belegte, dass sie das Geld wirklich brauchte, um sich in Italien eine neue Existenz aufzubauen.

Um ihre finanzielle Position zu verbessern, machte sie Angaben, die nicht immer ganz stimmten, vor allem, dass sie Schulden habe, die noch zu begleichen seien, bei ihrer Mutter, bei Alfredo Polito und bei Lothar Brieger. Ausserdem sei sie für den Lebensunterhalt ihrer Mutter zuständig, was nicht zutraf, da Anna Kellner als Professorenwitwe eine staatliche Rente erhielt, vorerst lebenslänglich. Mit Polito stand Dora in so enger Geschäfts- und Freundschaftsbeziehung, dass Schulden wohl kein Thema gewesen sein dürften. Es floss sowieso alles in eine Kasse. Und Brieger? Er hatte monatelang in der Villa Verde gewohnt. Hätte es da nicht nahegelegen, Schulden mit dem Pensionspreis zu verrechnen?<sup>23</sup>

Doch die Beamten gingen insgesamt ziemlich freundlich mit ihr um und waren gern bereit, ihr zu glauben, denn sie hatte viel Charme und konnte gut lügen. Aber es ging hier ja nicht um Wahrheit und Redlichkeit. Es ging darum, möglichst viel Geld aus den Klauen der Nazis zu retten. An die «Reichsfluchtsteuer», die noch auf sie zukommen würde, wollte sie lieber erst gar nicht denken.



## Ratten, Mäuse und Giftgas

Am 3. Oktober 1935 war es schliesslich so weit. 90'000 italienische Soldaten marschierten nach Abessinien ein, ohne Kriegserklärung und gegen geltendes Völkerrecht. Seltsamerweise, als wenn ein Gewitter sich entladen hätte, wurde die Stimmung in Sanremo jetzt wieder freundlicher. Die faschistische Miliz war aus dem Stadtbild verschwunden. Die Pensionen belebten sich wieder, allerdings nur mit Italienern. Einige brachten Stefan seltene Briefmarken mit, aus Vatikanstadt oder San Marino zum Beispiel, was ihn sehr freute.<sup>24</sup> Auch die Sache mit dem französischen Visum kam in Gang, sodass er jetzt endlich grössere Radtouren machen konnte, die ihn bis über die Grenze führten.

Vor allem aber hatte er seinen «Amerikaner», mit dem er jede freie Minute verbrachte. Sein Vater war der einzige Bestattungsunternehmer vor Ort und daher «schwer reich». Er lebte schon seit Langem in Sanremo, offenbar ohne Frau, weshalb sein Sohn machen konnte, was er wollte, Seite an Seite mit Stefan:

*Er hat eine fantastische Sammlung von an die 50 Sorten Ratten, Mäusen und Fledermäusen und ausserdem viele Schmetterlinge. Ich habe hier vor einiger Zeit nahe Ospedaletti einen alten Tunnel gesehen, aus dem die Geleise schon entfernt waren. Dorthin gingen wir zur Fledermäusejagd. [...] Ganz im Innern des Berges [...] waren tiefe, höhlenartige Stollen. [...] Sie waren voller Flattermäuse, die dort sicher schon seit Jahren leben mussten und zum ersten Mal gestört wurden. Ohne Licht – es herrschte absolute Finsternis und Stille bis auf das leise Tropfen und Sickern des*

*Wassers, im Ganzen: es war wie in einem «romanzo giallo», wie man hier die Kriminalromane nennt.*<sup>25</sup>

Doch der Schein trog. Privat wie politisch. Auch wenn es in Sanremo scheinbar ruhig blieb und die Gäste im Garten sassen und Briefmarken tauschten: Es war kein Geheimnis, dass in Abessinien dieselben Giftgase eingesetzt wurden, die schon im Ersten Weltkrieg so Furchtbares angerichtet hatten, vor allem Senfgas und Arsen, allein bis Januar 1936 zweihundert Tonnen, nicht nur auf dem Schlachtfeld, sondern auch über Städten, Dörfern und sogar Krankenhäusern.

«Dies ist kein Krieg – dies ist nicht einmal ein Gemetzel –, es ist die Folterung von Zehntausenden wehrlosen Männern, Frauen und Kindern», schrieb ein englischer Arzt, der für das Rote Kreuz arbeitete. «Sie setzen unaufhörlich Gas ein, und wir haben Hunderte von Opfern behandelt, darunter Kleinkinder auf den Armen ihrer Mütter – und die Welt sieht zu.»<sup>26</sup>

Dora hätte eigentlich alarmiert sein müssen. Denn mit Giftgas kannte sie sich aus. Sie hatte ja etliche Semester Chemie studiert und dieses Studium letztlich sogar abgebrochen, weil sie es nicht ertragen konnte, dass einer ihrer Professoren, Fritz Haber, der Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physikalische Forschung in Berlin, als «Vater» des Giftgaskrieges galt und die Verantwortung für das gesamte Kampfgaswesen trug. Hunderttausend Soldaten, wenn nicht mehr, sollen damals durch Giftgas umgekommen sein, mehr als eine Million schwer verwundet und traumatisiert, mit Lungenödemen und Verätzungen der Augen und der Atemwege.

1925 hatte sie unter dem Kürzel «DSB» (Dora Sophie Benjamin) für die «Vossische Zeitung» einen spektakulären Aufsatz

verfasst, «Die Waffen von morgen», in dem sie die «geisterhafte Front» eines kommenden Gaskrieges genau beschrieb, als die eines «atemberaubenden Hasard», gegen den es keinerlei Gegenwehr, nicht einmal wirkungsvollen Schutz gebe, da Gasmasken in den meisten Fällen versagten.<sup>27</sup> Es war ihr erster Aufsatz in einem grossen Journal. Er war sogar auf der Titelseite erschienen. Auch in ihrem Roman «Gas gegen Gas» würde sie das Thema wieder aufgreifen, die korrupten Machenschaften von Giftgasproduzenten, die sich selbst als Pazifisten und Retter der Menschheit ausgaben: War Giftgas nicht die «humanste» aller Waffen? Hatte es im letzten Krieg nicht viel weniger Opfer gefordert als die gewöhnlichen Geschosse und Explosivstoffe, nämlich «nur» etwa 1, 2 Millionen?<sup>28</sup>

### Vom Regen in den Tee

Doch Dora hatte keine Zeit, sich als Prophetin zu feiern. Sie hatte überhaupt nicht viel Zeit zum Nachdenken über Krieg, Giftgas und Politik. Sie musste das Berliner Haus, diesen Klotz am Bein, irgendwie loswerden, das Geld ins Ausland schaffen und sich vor allem um die nähere Zukunft von Stefan kümmern, der sich in letzter Zeit äusserst seltsam, ja besorgniserregend verhielt.

Giovanni war eingezogen worden, sodass Stefan, von «seinem» Amerikaner abgesehen, jetzt ganz allein war. Er hatte Angst, in die Schule zu gehen, litt unter der dort herrschenden «xenofobia», der Ausländerfeindlichkeit, und fühlte sich, als ob er «vom Regen [...] in den Tee gekommen» sei.<sup>29</sup>

Anfang November 1935 erklärte er Dora, dass er am Ende sei. Dass sie ihn bitte sofort von der Schule nehmen solle, weil er die Stimmung dort nicht mehr ertrage. Dora sah, wie ernst es ihm war, und gab nach. Allerdings war sie zutiefst schockiert über seinen Entschluss. Er war doch so klug und so «musterhaft tüchtig», hatte doch die «unendlich schwere Prüfung und Nachprüfung» so gut bestanden. Und jetzt wollte er plötzlich alles hinwerfen? Was sollte sie nur mit ihm machen?<sup>30</sup>

In Sanremo gab es nur dieses eine Gymnasium. Internate in der Schweiz waren zu teuer. Und der Leiter einer deutschen Privatschule in Florenz, die fast nur von Kindern jüdischer Emigranten besucht wurde, schrieb lapidar, dass Stefan für sein Institut schon zu alt sei.<sup>31</sup> Blieb also nur ein «Korrespondenz»- oder Fernkurs, der von einem Institut in Rom angeboten wurde und ihn mit etwas Glück vielleicht sogar schneller zum Abitur führen würde als das Gymnasium. Denn das Abitur war ein Postulat, das Dora nicht aufgab. Sie selbst hatte wie eine Löwin darum gekämpft, es machen zu dürfen. Es war damals, 1909, schwer genug, sich gegen ihren Vater durchzusetzen, der es partout nicht wollte, gegen ihre Grossmutter, die es als unweiblich und überflüssig empfand, dass Mädchen überhaupt höhere Schulen besuchten, gegen die österreichischen Schulgesetze, die von ihr verlangten, es extern an einem Jungen-Gymnasium abzulegen, in allen Fächern, die auf dem Lehrplan standen, Deutsch, Geschichte, Englisch, Griechisch, Lateinisch, Mathematik, Naturgeschichte und Geografie.<sup>32</sup> Und nun wollte Stefan, dem sich niemand entgegenstellte, es einfach aufgeben?

Er schrieb in dieser Zeit lange Briefe an Benjamin, die sehr

munter und gut gelaunt klingen, fast zu munter und zu gut gelaunt. Von seinen Schmuggler- und Beutezügen nach Monaco, wo er für die Gäste der Villa Verde Tee und Fahrkarten besorgte, von gefährlichen Elektroarbeiten in Doras Pension, von riskanten Abenden im Casino oder nächtlichen Touren nach Bordighera, die über halb abgestürzte Strassen und durch lange, unbeleuchtete Tunnel führten. Manchmal war er ganz allein unterwegs.<sup>33</sup> Aber meistens war «sein» Amerikaner dabei, der ihn regelmässig nach Bussana Vecchia entführte, wo er sich noch besser auskannte als unter seinen «Rattenpelzen und Fledermausdärmen». Sie stiegen gemeinsam in die dunkelsten Löcher und suchten neue Tiere für seine Kollektion, die natürlich fachkundig getötet und präpariert werden mussten.<sup>34</sup>

Über seine Zukunft, schrieb Stefan, mache er sich keine Sorgen. Denn wenn es mit dem Fernkurs und dem Abitur nichts werden sollte, könne er sich immer noch als Spekulant, Börsenmakler oder Schmuggler betätigen, worin er schon grosse Übung habe.

*Einmal hatte ich auf der Fahrt Grenze-Sanremo volle Taschen voll Likörflaschen, als sich neben mich in dem überfüllten Omnibus ein heimkehrender Zollbeamter setzte und mir bei jeder der zahlreichen Kurven, auf denen wir auf die Seite geworfen wurden, sämtliche Flaschen dergestalt in die Flanken drückte, dass ich direkt blaue Flecke bekam. Wenn er was gemerkt hatte, so sagte er jedenfalls nichts; vielleicht weil er schon ausser Dienst war.<sup>35</sup>*

Soweit Benjamins Antworten erkennen lassen, ging er auf solche Briefe nicht ein, sei es, weil er es besser fand, sie zu ignorieren, oder weil ihm *diese* Welt vollkommen fremd war.

Mit Spielcasinos kannte er sich ja etwas aus. Aber von Fledermäusen, Ratten und nächtlichen Schmugglertouren verstand er rein gar nichts. Was hätte er also dazu sagen sollen?

### Wien, Servitengasse

Am 9. Mai 1936 verkündete Mussolini das Ende des Abessinienkrieges, indem er auf den Balkon des Palazzo Venezia in Rom trat und der Menge erklärte, dass Italien jetzt wieder ein «Imperium» sei. Es war ein kurzer Krieg: Er hatte nur sieben Monate gedauert. Aber mehr als eine halbe Million Abessinier waren getötet worden, unzählige Herdentiere durch Giftgas verendet, Wälder niedergebrannt, Flüsse verseucht, Ethnien und Religionen gegeneinander aufgehetzt worden. Und noch immer war der Kampf nicht vorbei. Noch immer wurde vergewaltigt, geplündert, misshandelt und exekutiert, mit ausdrücklicher Zustimmung Mussolinis, der seine Offiziere dazu aufforderte, «systematisch mit einer Politik des Terrors und der Ausrottung gegen die Rebellen [...] zu beginnen», denn ohne «extreme Mittel» könne man den Widerstand nicht brechen.<sup>36</sup>

Ausgerechnet jetzt erhielt Stefan die Aufforderung, sich bei der Militärbehörde von Sanremo zu melden. Die Vorladung war an den «Avanguardista» oder «Jungfaschisten Stefano Benjamino» adressiert.<sup>37</sup> Stefan wusste nicht, wie ihm geschah. Er kam sich vor wie in einer Erzählung von Kafka. Hatten sie einfach nur übersehen, dass er Ausländer war, oder hatte seine Ernennung zum Italiener und «Jungfaschisten» etwas damit zu tun,

dass Hitler und Mussolini sich wieder angenähert hatten, weil man doch schliesslich eines faschistischen «Geistes» war und eine Allianz gegen den Rest der Welt bilden musste, besonders gegen die Demokratie und den Bolschewismus?

Jedenfalls war klar: Stefan konnte nicht in Sanremo bleiben. Er musste fort. Ohne mit Benjamin, der wegen ständiger Wohnsitzwechsel nur schwer zu erreichen war, Rücksprache zu halten, liess Dora ihre Verbindungen nach Wien spielen, beschaffte ein Quartier und meldete Stefan auf einer «Presse», einer privaten «Matura-Schule» an, die ihn, wie sie hoffte, zum Abitur führen würde, das sie auch unter diesen dramatischen Umständen nicht aufgab.

Das erste Zimmer, das er bezog, war schmutzig und voller Wanzen. Aber das zweite schien sauber und anständig zu sein, 9. Bezirk, Servitengasse 4, bei Frau Julie Löffler, geborene Porges, von Beruf Buchhalterin. Stefan schrieb, dass er sich in Wien wohlfühle, obwohl es sehr heiss sei, aber von Italien her sei er ja einiges gewöhnt. Er habe sich einen Stadtplan gekauft und die Umgebung, den Alsergrund, erkundet, eine Gegend, in der hauptsächlich Juden wohnten, Kürschner, Schneider, Altkleider- und Münzhändler, ein paar Rechtsanwälte und Ärzte, darunter auch ein gewisser Herr Sigmund Freud. Es sei nicht ratsam, mit Berliner Akzent zu sprechen, da die «Preussen» hier nicht besonders beliebt seien. Doch er klang schon bald wie ein echter Wiener. Denn erstens stammten seine Mutter und seine Grosseltern von hier, zweitens war er als Kind oft in Wien gewesen und drittens so sprachbegabt, dass ihm Dialekte unterschiedlichster Art nur so zuflogen. Es sei doch sehr angenehm, nach eineinhalb Jahren

«Kaffleben» wieder in einer Grossstadt zu sein, schrieb er an Benjamin.<sup>38</sup>

### Spanien-Flüchtlinge

Dora forderte Benjamin dringend auf, nach Sanremo zu kommen, denn sie brauche ihn jetzt. Sie leide sehr unter der Trennung von Stefan, habe wieder die Symptome von «Luftschluckerei», die ihm ja schon aus Berlin bekannt seien, und wage deswegen kaum noch, etwas zu essen.<sup>39</sup> Das Haus und der Garten hätten sich seit seinem letzten Besuch sehr verändert, auch durch eine grosse Kriminalbibliothek, die sie nach und nach zusammengestellt habe. Ganz in der Nähe werde ein neues Strandbad gebaut, das «Impero». Sie hoffe, dass er sich wohlfühlen und «einige angenehme Wochen» bei ihr verbringen werde, obwohl zurzeit viele «spanische Flüchtlinge» da seien, «leider zu Sommerpreisen».

«Spanische Flüchtlinge»: Damit meinte sie nicht etwa *Spanier*, die vor dem Bürgerkrieg geflohen waren, sondern *deutsche Jüdinnen und Juden*, denen man 1933 angeboten hatte, sich in Spanien niederzulassen. Weder ein Visum noch eine besondere Aufenthaltsbewilligung waren dazu nötig, im Gegenteil, Juden, besonders solche sephardischer Herkunft, wurden von der «Partido Republicano Radical» gezielt eingeladen, in das Land zurückzukehren, aus dem die katholischen Könige ihre Vorfahren 1492, bei der «Reconquista», vertrieben hatten. Etwa sechstausend deutsche Juden folgten dem Aufruf und liessen sich in Spanien nieder, hauptsächlich in Barcelona und auf den Balearen, wo



sie kleine Geschäfte eröffneten oder in akademischen Berufen tätig waren. Doch damit war es nun vorbei. Denn obwohl Antisemitismus zunächst nicht im Zentrum von Francos Programm stand, liess er erkennen, dass er die Juden überwachen und an die Gestapo ausliefern würde, falls sie, was bei vielen der Fall war, politisch links standen und mit den Internationalen Brigaden sympathisierten.

Fast alle Juden verliessen damals das Land. Viele suchten Zuflucht in Frankreich, andere in Italien, besonders an der Riviera, die als ausländerfreundlich galt. Sie hofften, dass der deutsche Generalkonsul, Ludwig Lindner, ihre Pässe verlängern oder reaktivieren würde, damit sie entweder in Italien bleiben oder in andere Länder, etwa nach Palästina, Weiterreisen konnten, was nur mit gültigem Pass möglich war. Doch sie hatten sich getäuscht. Die Stimmung war bereits dramatisch umgeschlagen. Als sie bei der Questura von Genua vorsprachen, wurde ihnen kein Aufenthalt gewährt, und die ersehnte Passverlängerung erhielten sie auch nicht. Lindner sorgte vielmehr «auf Weisung des Auswärtigen Amtes im Einvernehmen mit der italienischen Polizei und den Hafenbehörden» dafür, dass sie «heimgeschafft» wurden, in plombierten Waggons, die im Hafen von Genua schon bereitstanden. Es soll sich um etwa sechstausend Flüchtlinge gehandelt haben, die «zu den Auffanglagern in Deutschland» gebracht wurden.<sup>40</sup>

Ob Lindner wusste, was ihnen bevorstand, oder der Meinung war, ihnen geholfen zu haben, ist nicht bekannt. Jedenfalls wurde er vom «Führer» für seine Aktion sehr gelobt und als Ehrengast zum Reichsparteitag in Nürnberg eingeladen.<sup>41</sup> Er stand vermutlich stark unter Druck, weil ihm wegen seiner jüdischen Frau zu-

nehmend Schwierigkeiten gemacht wurden. In Genua gab es eine aktive NS-Kolonie, die ihn scharf im Visier hatte.

Eine Reihe von Flüchtlingen aber war ihm entgangen. Jene nämlich, die gar nicht erst bei ihm vorsprachen, sondern lieber auf dem Konsulat in Sanremo bei Otto Carl Geibel, der als wesentlich liberaler und unbürokratischer galt. Auch er hatte die Befugnis, Pässe auszustellen oder zu verlängern, wovon er gern und ausgiebig Gebrauch machte. Seine Unabhängigkeit von Lindner und vom Auswärtigen Amt war ihm sehr wichtig. Er war Rittmeister im Ersten Weltkrieg gewesen<sup>42</sup> und nahm nicht gerne Befehle entgegen, besonders nicht von subalternen Beamten aus Berlin, die ihm vorschreiben wollten, seine Briefe mit «Heil Hitler» zu unterzeichnen oder mit ortsansässigen Nazis zu kooperieren.<sup>43</sup> Die Journale über die von ihm ausgestellten Pässe führte er vorsichtshalber so chaotisch, dass niemand ausser ihm selbst sie lesen konnte.<sup>44</sup> Wenn sich eine Anfrage in Genua oder bei der Gestapo nicht vermeiden liess, nannte er Argumente, die *für* die Flüchtlinge sprachen, zum Beispiel Verwundungen im Ersten Weltkrieg oder mustergültiges Verhalten im Reich. In solchen Fällen bat er «ergebenst» um die Erteilung der Genehmigung. Auf diese Weise muss er vielen Juden geholfen haben, die er mit ihren frisch verlängerten Pässen in die koschere Pension «Bellaria» oder zu Dora in die Villa Verde schickte, bevor sie in andere Länder weiterreisten.

Was mit denjenigen passiert ist, die sich bei Lindner gemeldet hatten, scheint noch nicht wirklich geklärt zu sein. Der auf das italienische Exil spezialisierte Historiker Klaus Voigt schreibt, dass sie «an der deutschen Grenze [...] unter Androhung der Einliefe-

rung in ein Konzentrationslager zur Umkehr gezwungen» worden seien, worauf sie erneut nach Italien gekommen seien, um abermals abgewiesen zu werden.<sup>45</sup> Dem widerspricht die Darstellung Lindners, nach der die «Heimschaffung» ausdrücklich vom Auswärtigen Amt angeordnet worden war – doch sicher nicht, um sie an der Grenze wieder abzuweisen? Leider ist das Kapitel nicht verlässlich aufzuklären, da «die Akten mit den kompromittierenden Vorgängen aus der Nazizeit» 1944 in Mignanego verbrannt worden sein sollen.<sup>46</sup>

### Reichsfluchtsteuer

Am 3. Juni 1936 war es Dora endlich gelungen, ihr Berliner Haus zu verkaufen, an besagten Brambach aus Danzig. Der Kaufpreis, weit unter Wert, betrug wie vereinbart 100'000 Reichsmark. Davon gingen die Hypothek in Höhe von 40'000 Reichsmark ab und die 11'000 Reichsmark, die sie laut Gesetz bei der Golddiskontbank zu hinterlegen hatte.<sup>47</sup> Es blieben also 49'000 Reichsmark übrig, von denen noch die Reichsfluchtsteuer in Höhe von 21050 Reichsmark zu zahlen gewesen wäre, sodass der Restbetrag knapp 28'000 Reichsmark betragen hätte, viel weniger, als sie gehofft hatte, ausführen zu dürfen. Dora zahlte, kurz gesagt, diese Steuer nicht. Sie begab sich mit dem Geld schnellstmöglich nach Zürich, um es in Sicherheit zu bringen. Auf welches Konto es eingezahlt wurde und was weiter damit geschah, ist nicht bekannt.

Natürlich blieben die Behörden nicht untätig, sondern liessen sie per «Steuersteckbrief» zur Fahndung ausschreiben. Am 17. August 1936 wurde im «Reichsanzeiger» bekannt gemacht, dass Dora Sophie Kellner, geboren am 6. Januar 1890 zu Wien, zuletzt wohnhaft gewesen in Berlin Grunewald, Delbrückstrasse 23, derzeit im Ausland, wahrscheinlich Sanremo, dem Deutschen Reich 21050 Reichsmark nebst Zuschlag schulde, fällig gewesen im Juni 1936. Auch im «Kriminalpolizeiblatt» Nr. 2533, Absatz 7, erschien ein entsprechender Passus, der dem deutschen Generalkonsulat in Genua zugesandt wurde, mit der Bitte, «die Angelegenheit dort im Auge zu behalten und zu berichten, wenn dem deutschen Steuerinteresse dienende Mitteilungen gemacht werden» könnten.<sup>48</sup>

Dora scheint zunächst relativ ruhig geblieben zu sein. Wahrscheinlich, weil sie dem deutschen Generalkonsul, Ludwig Lindner, vertraute. Der Ehemann einer sogenannten «Volljüdin» hatte ihr und anderen Emigranten wohl schon öfter geholfen, auch wenn er bei der «Heimschaffung» der Spanien-Flüchtlinge eine dubiose Rolle gespielt hatte. Tatsächlich reagierte er den Behörden gegenüber genau so, wie sie gehofft hatte, nämlich ablehnend. Am 21. September liess er dem Reichsfinanzministerium mitteilen, dass sich «Frau Dora Kellner, geschiedene Benjamin», seit 1934 «einen Teil des Jahres in der Pension Villa Verde, Sanremo» aufhalte. Das Unternehmen werde von einer S.A., einer «società anonima», betrieben, «von deren Anteilen die Mutter der Frau K. den grössten Teil» besitze. Frau Kellner befinde sich zurzeit in Bern. Soweit bekannt sei, habe «Frau K. kein eigenes Vermögen in Italien».<sup>49</sup>

Allerdings befand sich Dora zu dieser Zeit keineswegs in Bern, sondern in Sanremo, wo Walter Benjamin gerade angekommen war, um sich mit ihr über Stefan zu beraten. Er blieb für mehr als zwei Wochen. Anna Kellner, die «Mutter der Frau K.», besass allenfalls «auf dem Papier» Aktien der Villa Verde, nicht in der Realität, da sie ausser ihrer Witwenrente kein Vermögen hatte. Der Generalkonsul stand also, wie es scheint, hinter Dora und war bestrebt, sie vor den deutschen Finanzbehörden zu schützen. Er muss auch gewusst haben, wie bescheiden die Pensionspreise der Villa Verde waren: 5,50 Reichsmark pro Tag und Person. Selbst bei guter Auslastung hätte sie davon niemals die Reichsfluchtsteuer bezahlen können.

### «Wirklich, ich lebe in finsternen Zeiten»

Den Sommer 1936 verbrachte Benjamin wieder in Dänemark bei den Brechts, nachdem er zunächst erwogen hatte, auf die Balearen zu reisen. Doch dann brach der Spanische Bürgerkrieg aus. Auf Ibiza, seine Lieblingsinsel, fielen sogar Bomben. Das alles bewegte ihn sehr. Nicht zuletzt, weil gute Freunde, Grete und Alfred Cohn,<sup>50</sup> noch in Barcelona lebten und bislang zögerten, die Stadt zu verlassen.

Trotz dieser Sorgen genoss Benjamin seinen Aufenthalt auf der Insel Fünen, der harmonischer verlief als beim letzten Mal. Es gab lange Gespräche mit Brecht, viele Schachpartien, keinen Streit über Kafka, den Zionismus oder sonstige Reizthemen. Er hatte sich eine Ecke im Garten eingerichtet, wo er gut arbeiten

konnte. Und er liebte es, mit Brechts Kindern, Barbara und Stefan, zusammen zu sein, vielleicht, weil sie ihn an seinen eigenen Sohn erinnerten, den er nun schon so lange nicht mehr gesehen hatte. «Es gibt wenig, was mir seit meinem Fortgehen aus Deutschland so fehlt wie der Umgang mit Kindern», schrieb er an einen Kollegen.<sup>51</sup>

Doch so schön diese Wochen auch waren: Sie wurden von den politischen Nachrichten überschattet, die sie mit grosser Besorgnis im Radio hörten. Bürgerkrieg in Spanien, politische Schauprozesse gegen angebliche Trotzlisten und Nazi-Agenten in Moskau, fortdauernde Gewaltexzesse in Abessinien, um von Deutschland erst gar nicht zu reden.

«Wirklich, ich lebe in finsternen Zeiten», schrieb Bertolt Brecht in diesen Wochen in Dänemark. «Was sind das für Zeiten, wo / ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist / weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschliesst / der dort ruhig über die Strasse geht / ist wohl nicht mehr erreichbar für seine Freunde / die in Not sind?»<sup>52</sup>

Nach kurzer Zwischenstation in Paris traf Benjamin am 19. September 1936 in Sanremo ein, von Monaco kommend, wo Dora «Reiselire» für ihn besorgt hatte, das waren günstige Schecks für Touristen, die eigentlich nicht an Deutsche vergeben werden durften.<sup>53</sup> Aber Dora fand immer eine Möglichkeit, geltende Bestimmungen zu umgehen. Benjamin blieb nicht so lange wie beim ersten Mal, sondern nur knapp drei Wochen, um dann wieder nach Paris zu fahren, weil seine Schwiegermutter und deren Schwester sich angekündigt hatten, denen er immer noch lieber aus dem Weg ging. Ansonsten verlief dieser Aufenthalt völlig

anders als der erste, friedlich und harmonisch. Benjamin beklagte sich nicht ein einziges Mal über Isolation, allenfalls über die Hitze, die er aber gut überstand, indem er sich in sein verdunkeltes Zimmer zurückzog und viele Briefe schrieb, an Brecht zum Beispiel, dem er begeistert von den «Aussichtspunkten» erzählte, die er erklommen habe. Im Süden das Meer und im Norden die Alpen – es sei wirklich eine grossartige «Manifestation», wenn man auch leider nicht bis nach Dänemark sehen könne.<sup>54</sup>

Das Hauptthema dieser Wochen war natürlich Stefan, um den Dora sich noch immer noch grosse Sorgen machte. Er habe bei der Abfahrt nach Wien so ein «armes» Gesicht gehabt, als wenn man ihn in die Verbannung geschickt hätte. «Er hätte hier nicht austreten sollen, aber dafür war es zu spät, er hatte es sich in den Kopf gesetzt.»<sup>55</sup>

In der Villa Verde war gerade ein berühmter Wiener Arzt zu Gast, Dr. Emil Huth, achtunddreissig Jahre alt, Psychoanalytiker und Kardiologe, ein Mann aus dem Kreis um Sigmund Freud. Seine Frau, Olga Huth, geborene Bernstein, war eine Nichte von Anna Kellner, also eine Cousine Doras. Immer wieder besprach sie mit ihm den «Fall» Stefan, zeigte ihm Briefe, die in der Tat manchmal kaum lesbar waren, halb in lateinischer, halb in deutscher Schrift oder in Chiffren geschrieben. Jetzt hatte er sich schon seit Wochen nicht mehr gemeldet. War er vielleicht krank? Oder irgendwo untergegangen? Bei Frau Löffler hatte er es nicht lange ausgehalten. Neuerdings wohnte er bei einer Frau Redlich in der Skodagasse, einer verwitweten Lehrerin und Journalistin, die zwei erwachsene Töchter hatte. Sie schien ganz vernünftig zu sein und sich wirklich um Stefan zu sorgen. Vielleicht zu sehr,

denn sie schickte dauernd lange Berichte an Dora. Das mochte er nicht, weshalb er wieder umzog, diesmal zu «Christen», die aber nicht wissen sollten, dass er Jude war, weshalb er sich als Italiener namens «Stefano Benjamino» ausgab. Was für ein «Mumpitz», meinte Dora. Aber sie konnte es ihm nun einmal nicht ausreden.<sup>56</sup>

Als Benjamin im Oktober 1936 wieder aus Sanremo abfuhr, hatten sie nichts wirklich klären können. Benjamin hatte die Bibliothek neu geordnet und ein schönes Geschenk für Dora gekauft, etwas für ihre auserlesene «Glassammlung»,<sup>57</sup> doch die Sorgen um Stefan waren geblieben. Das Schlimme war, dass es ihr nicht möglich war, nach Wien zu fahren, um mit ihm zu sprechen, denn sie hatte Angst, wegen «Fluchtsteuerhinterziehung» verhaftet zu werden. Es gab nämlich ein «Rechtshilfeabkommen» zwischen Deutschland und Österreich. Darin hiess es, dass Steuerflüchtlinge schon an der Grenze aus dem Zug geholt würden.

### **Die olympische Fackel**

Im Juli 1936, als Stefan von Sanremo nach Wien ging, war gerade das «Juliabkommen» zwischen Deutschland und Österreich unterzeichnet worden, in dem Hitler dem neuen Bundeskanzler, Kurt Schuschnigg, versichert hatte, die seit der Ermordung von Dollfuss schwer belasteten Beziehungen der beiden Länder «wieder normal und freundschaftlich zu gestalten» und «die volle Souveränität» Österreichs anzuerkennen. Im Sinne der «Rassege-



meinschaft» und der jahrhundertelangen gemeinsamen Geschichte sei das im Hinblick auf den «Frieden in Europa» zu wünschen.<sup>58</sup>

Es war kurz vor Beginn der Olympischen Spiele von 1936, deren Vorbereitung Stefan in Berlin noch miterlebt hatte. Am Abend des 29. Juli 1936 wurde die olympische Fackel durch die Strassen von Wien getragen. Doch trotz des Juliabkommens hatten Nazi-Kräfte einen Grossteil der 60'000 Karten aufgekauft, Stosstrupps und Sprechchöre rund um den Heldenplatz verteilt, eine riesige Hakenkreuzfahne gehisst und das Horst-Wessel-Lied angestimmt. Es ertönten Rufe wie «Österreich erwache – Sieg und Rache», «Heil Hitler» oder «Juda verrecke». Berittene Polizisten versuchten, Ordnung zu schaffen. Daraufhin verliessen die Nazis zwar die Gegend um den Heldenplatz, auf die sie sich konzentriert hatten, marschierten aber zum «Café Museum» weiter, um auf Gäste und Mobiliar loszugehen. In der Heinstrasse wurde ein alter orthodoxer Jude überfallen und misshandelt. Auch Stefan muss unter denjenigen gewesen sein, die zu Tausenden am Strassenrand standen. Es war ein riesiger Tumult, dem man unmöglich entgehen konnte. Ganz Wien war in Aufruhr.

Stefan wird sich, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, gefühlt haben, als sei er «vom Regen in den Tee» gekommen. Wie lange würde er in Wien frei und sicher sein? Was bedeutete der Freundschaftspakt zwischen Hitler und Schuschnigg? Lohnte es sich überhaupt, an das Morgen zu denken und konkrete Pläne für die Zukunft zu machen, wenn der Frieden in Europa derart fragwürdig war, wenn dauernd Freunde und Verwandte verschwanden, sein Onkel, der sozialistische Arzt Georg Benjamin zum Beispiel, den man im Mai 1936 erneut verhaftet hatte?

Walter Benjamin hatte seinem Sohn lapidar mitgeteilt, dass es dieses Mal wohl für «lange Zeit» sein würde, nicht «nur» für ein paar Monate wie beim ersten Mal, als sie ihn nach Plötzensee in «Schutzhaft» gebracht hatten und von dort ins KZ Sonnenburg.<sup>59</sup> Er war kurz vor Weihnachten 1933 wieder entlassen worden, froh, seine Frau und sein kleines Kind wiederzusehen, Michael oder «Mitscha», Stefans Cousin, kaum vier Jahre alt. Sie hatten Georg aus dem Ärztebund ausgeschlossen, ein Ehrengerichtsverfahren gegen ihn angestrengt und ihm auferlegt, nie mehr politisch aktiv zu werden, woran er sich aber nicht hielt, ganz im Gegenteil, er wirkte illegal für die KPD weiter, ob als Fluchthelfer, Bereichsleiter oder Übersetzer, hauptsächlich aus dem Russischen, das er in dieser Zeit eifrig lernte.

Am Abend des 13. Mai 1936 hatten seine Frau Hilde und er einen Spaziergang gemacht. Sie waren durch Kleingärten und Obstwiesen gegangen. Es war kühl, düster und unfreundlich. Hilde meinte, sie habe das kommende Unheil schon geahnt. Auch am nächsten Tag, als sie von der Arbeit nach Hause kam, spürte sie, dass etwas nicht stimmte. Von einer Nachbarin erfuhr sie, dass er erneut verhaftet worden sei, Georg Benjamin, der allseits beliebte Berliner Schularzt, gegen dessen Entlassung aus dem Dienst Hunderte von Eltern protestiert hatten. Jetzt sass er im berüchtigten KZ Columbia ein und schrieb Briefe, in denen es hiess:

*Meine sehr liebe Frau! Das war nun eine böse Überraschung für Dich! Ja, Liebste, Du hast ein schweres Leben mit mir, aber versuche nun auch etwas von dem Gleichmut zu gewinnen, über den wir so oft gesprochen haben. [...] Mein Jungchen, unser Mitscha, wird mich vorerst und langsam vergessen müssen. [...]*

*Schon jetzt eine Bitte für Deinen ersten Besuch: immer ein Bild von Mischa zum Ansehen. Im Apparat ist übrigens noch ein frischer Film eingezogen.*<sup>60</sup>

### Störungen des Willens?

Doras Sorgen um Stefan wurden seit dem Herbst 1936 so dominant, dass alle anderen Probleme in den Hintergrund traten, der Steuersteckbrief, das Luftschlucken, die Ängste um Georg, die schleichende Entwertung der Reichsmark, die sich fatal auf die Bilanz der Pension auswirkte, ja sogar die berühmte Mussolini-Rede in Mailand, in der er vor 250'000 Menschen verkündet hatte, es gebe ab sofort eine «Achse Berlin-Rom», die für einen «bewaffneten Frieden» in Europa stehe.

Stefan kapselte sich immer noch ab, war weder telefonisch noch per Brief oder Telegramm zu erreichen, war nicht da, wenn Verwandte oder Freunde ihn besuchen wollten. Erst im November meldete er sich wieder und war nach langem Zögern bereit, nach Sanremo zu kommen, allerdings nur auf dem Umweg über Venedig, wo er sich zunächst mit Benjamin treffen wollte. Offenbar fürchtete er die direkte Begegnung mit Dora, die das heftige Temperament ihrer Mutter geerbt hatte und manchmal sehr laut werden konnte.

Benjamin fand das Gespräch «nicht so schlimm», wie zu befürchten gewesen sei,<sup>61</sup> sprach aber von einer tiefgreifenden Störung der Beziehung zwischen Mutter und Sohn, ohne diese näher zu benennen.<sup>62</sup> Er selbst wies sich keine Schuld zu. Schliesslich

hatte Dora ihn von Sanremo nach Wien geschickt, nicht er. Er war ja nicht einmal informiert worden.

Er begann nun, eine merkwürdige Überaktivität an den Tag zu legen. Nachdem er sich jahrelang kaum für seinen Sohn interessiert, ihn nur ganz selten gesehen und seine Briefe fast immer nur kurz und flüchtig beantwortet hatte, machte er ihn plötzlich zu seinem Hauptthema. Ob Horkheimer, Adorno, Scholem, Gretel Karplus oder Margarete Steffin: Alle wurden über jedes Detail in Stefans Entwicklung informiert, obwohl die meisten ihn noch nie gesehen hatten. Antworten taten die wenigsten. Es wäre auch sinnlos gewesen, da Benjamin die Lösung ja sowieso schon wusste: Stefan war ein Fall für die Analyse oder Psychiatrie. Er leide unter «Störungen des Willens», habe eine fragwürdige moralische Haltung und sei negativ durch das Wiener Grosstadtmielieu beeinflusst.

Von der bedrohlichen politischen Lage war nicht die Rede, vom Schicksal seines Bruders Georg, das Stefan sehr belastete, auch nicht, nicht einmal von Heimweh oder Einsamkeit. Nur einmal zeigte Benjamin etwas wie Empathie, indem er schrieb, Stefans Probleme könnten vielleicht daher rühren, dass seine «Expatriierung» in die Zeit der Pubertät gefallen sei. Auf jeden Fall sei die Konsultation eines deutschsprachigen Arztes notwendig.<sup>63</sup>

## Schmarotzer? Tunichtgut?

Und Dora? Sie reagierte noch viel heftiger, noch viel emotionaler, wie eine Löwin, deren Zärtlichkeit für ihr Junges sich in Wut umkehrt. Stefan verplempere nicht nur seine kostbare Zeit, sondern auch ihr Geld, schrieb sie an Benjamin, jede Stunde, die er in Wien verbringe, sei von Übel, er habe überhaupt nicht die Absicht, Abitur zu machen, sondern wolle sich nur amüsieren. Einem Freund, dem Maler Josef Floch, habe er gesagt, dass er eine Hotelfachschule besuchen wolle, um ihr, Dora, besser helfen zu können, aber wie und wozu? Er wolle sich ja doch nur «als Schmarotzer und Nichtstuer» festsetzen, denn etwas Sinnvolles tun könne er in der Villa Verde sowieso nicht.

*Die Bücher kann ich ihm nicht anvertrauen, die Kasse noch weniger, von der Leitung versteht er nichts und zu manuellen Arbeiten ist er zu lässig geworden, ausserdem sind nicht so viele davon da ausser facchino<sup>64</sup> und Gärtnerarbeit, die natürlich nicht in Betracht kommen. [...] Vielleicht kann man sich Mühe geben, ihn in einer Druckerei unterzubringen, als bezahlenden Lehrling, da ihm das ja Spass machte. Ob es aber überhaupt einen Sinn macht und man nicht der Tatsache ins Auge sehen muss, dass er auf Jahre hinaus zum Tunichtgut und vielleicht zum Verbrecher geworden ist, weiss ich noch nicht.<sup>65</sup>*

Sie verlor jede Beherrschung, richtete ihre Wut und ihren Schmerz gegen alle, die sich für Stefan aussprachen, Josef Floch zum Beispiel, ein berühmter Maler, der ihn mehrmals in Wien und Sanremo gesehen hatte und ihn «ganz ausgezeichnet» fand.<sup>66</sup> Er war ein Freund der Familie, genauer: ihres Bruders Viktor, mit dem er auf die Oberrealschule gegangen war. Ihr Vater, Leon

Kellner, war sein Klassenlehrer gewesen und hatte sich intensiv um ihn bemüht, denn er stammte aus armen Verhältnissen, aus dem Alsergrund, wo seine Eltern eine kleine Schneiderwerkstatt betrieben. Jetzt war er weltbekannt, im wahrsten Sinne des Wortes. Auf der Pariser Weltausstellung von 1937 wurden Bilder von ihm gezeigt, surrealistische Porträts, Interieurs, Landschaften oder Architekturen, seltsame Wüstenhunde, erstarrte Kinder mit leeren Augenhöhlen, tieftraurige Mütter, die wie Marionetten oder Ikonen aussahen. Dora schätzte ihn sehr, ja, sie wollte ihn sogar in die umliegenden Bergdörfer schicken, wo er Motive für neue Bilder sammeln sollte, die sie ihm abkaufen und in der Villa Verde aufhängen wollte. Aber seine Einmischung in ihre Privatangelegenheiten ging ihr dann doch zu weit. Was verstand er überhaupt von der Jugend, von der männlichen Pubertät? Er hatte ja noch nicht einmal einen eigenen Sohn, sondern war erst mit vierzig Vater eines kleinen Mädchens geworden.

Auch andere, die positiv über Stefan sprachen oder schrieben, wurden abgewiesen, Paula Arnold, ihre eigene Schwester zum Beispiel, die schon länger in Palästina lebte, aber manchmal in Wien war, weil ihre Tochter Hannah dort Medizin studierte; Tante Mina, eine Schwester ihrer Mutter; Konrad Glaser, Stefans Lehrer für Griechisch und Latein – alle fanden ihn freundlich, gut aussehend und gepflegt und hatten den Eindruck, dass er durchaus ernsthaft lerne.

Aber Dora glaubte ihnen nicht. Waren sie alle blind? Sahen sie nicht, was mit ihm los war? Oder wollten sie ihr nur einreden, dass sie eine schlechte Mutter sei und ihren einzigen Sohn nicht richtig verstehe?

## Angst vor der Zukunft

Dora und Benjamin machten nun die seltsamsten Pläne für Stefan, die alle immer nur kurz erwogen und sogleich wieder verworfen wurden. Mal wollten sie ihn zu Pflegefamilien nach Rom oder Genua geben,<sup>67</sup> dann wieder in Pension zu Siegfried Bernfeld, dem berühmten Pädagogen und Psychoanalytiker, der in Menton eine ärztliche Praxis betrieb, dann zu Raymond de Saussure nach Genf, dann zu August Aichhorn nach Wien. Fast alle namhaften Experten, die damals noch in Europa praktizierten, wurden befragt oder angeschrieben, nur Sigmund Freud nicht, was erstaunlich ist, da Benjamin neuerdings begonnen hatte, ihn zu schätzen, besonders seinen «nicht genug zu verehrenden Altersstil [...], eines der schönsten Exempel wahrer Allgemeinverständlichkeit».<sup>68</sup>

Doch es mag sein, dass Dora ihre speziellen Vorbehalte gegen ihn hatte, denn ihr erster Mann, Max Pollak, war als Kind einmal bei ihm in Behandlung gewesen und hatte Schlimmes darüber erzählt, von einem muffigen Ordinationszimmer in der Wiener Berggasse, von staubigen Büchern, Polstermöbeln und Nippesfiguren, von seltsamen Theorien über vorgeburtliche Traumata und den schädlichen Einfluss von klassischer Musik auf die Kinderseele.<sup>69</sup>

Vorläufig liess man also nur Stefans Handschrift analysieren, durch Ania Mendelssohn, eine berühmte Graphologin, die Benjamin indirekt kannte, da er vor Jahren eins ihrer Bücher, «Der Mensch in der Handschrift», rezensiert hatte.<sup>70</sup> Sie hatte bei C.G. Jung in Zürich studiert, was ihre Kompetenz in den Augen Ben-

jamins eigentlich reduziert haben müsste, denn er hielt von dessen «arischer Psychologie» überhaupt nichts.<sup>71</sup>

Aber egal, sie war eine feine, aristokratische Dame, die auch Romane schrieb, arabische Märchen nachdichtete und sogar hellsehen konnte. Ihr Gutachten über Stefans Schrift muss ernüchternd gewesen sein. Dora war nicht überrascht, aber zutiefst zerknirscht.

*Vor allem sehe ich doch, dass ich wahrscheinlich schuld bin, ich habe es eben – nicht aus bösem Willen, sondern weil es die Umstände mit sich brachten – in dem ersten Jahr hier an Liebe Jählen lassen und das hat ihm den Rest gegeben.*<sup>72</sup>

Zum Schluss wurde Stefan doch noch zu einem Analytiker geschickt, Wilhelm Hoffer, der seit Jahren in Wien praktizierte. Er kam zu keinem eindeutigen Urteil, sondern sprach von Unsicherheit, Ängstlichkeit, Anpassungsstörungen, hoher Verletzlichkeit und dem Bedürfnis nach Führung. Er sei wahrscheinlich zu viel allein und suche den Ausgleich dafür in «Exzessen» und schlechter Gesellschaft. Ob er wirklich krank sei oder nur «geschützt» werden müsse, könne er nicht beurteilen, ohne eine eingehende Analyse zu machen, die jedoch mindestens ein Jahr dauern würde, sechs Mal die Woche, Kostenpunkt: zehn Schilling pro Stunde – «bei äusserstem Entgegenkommen».<sup>73</sup>

Das wären nach heutiger Kaufkraft fast tausend Euro im Monat gewesen, bei sehr ungewisser Prognose, wie Hoffer selbst zugestand. Die Sache wurde also fallengelassen. Stefan blieb für den Rest des Jahres 1937 in Wien, kam aber regelmässig in den Ferien nach Sanremo. Dort ging es ihm gut. Er beruhigte sich wieder. Keine «Neurosen» mehr, keine «Zwanghaftigkeiten». Er ging schwimmen, nahm an der «Battaglia di Fiori» teil, fuhr mit der



neuen Drahtseilbahn auf den Monte Bignone, las Thomas Manns «Zauberberg» und schrieb anschaulich über seltsame Figuren unter den Gästen, einen «österreichischen Professor mit wallendem Rubezahlbart» etwa, «vor dem kein Schlänglein sicher» sei «und der in seinem Zimmer [...] ein kürzlich erstandenes Haifischgebiss» aufbewahre. Oder über eine geheimnisvolle Dame aus Guatemala, die niemals Post bekam, sich immer bescheiden, aber sehr grosszügig verhielt und plötzlich tot in ihrem Zimmer lag, nachdem sie schon bei der Ankunft sehr krank gewirkt habe.<sup>74</sup> Sie war über vier Wochen in der Villa Verde gewesen. War sie etwa nur gekommen, um in Ruhe zu sterben?

Auch Polito, der «Direktor», starb in diesem Jahr, am 7. September 1937, mit nur einundfünfzig Jahren. Dora war sehr verwundert, dass sein Tod den sonst eher «schnoddrigen» Stefan so sehr mitnahm. Der «bescheidene», «preussisch anmutende Mann» aus der Gegend von Neapel hatte nie viel Aufhebens von sich gemacht. Er war einfach da, führte in Abwesenheit Doras die Geschäfte und regelte den Behördenverkehr. Ohne ihn hätte sie nie eine Lizenz bekommen. Es fragte sich, wie es jetzt weitergehen sollte. Alles war völlig offen. Auch die Frage, ob Stefan doch noch zum italienischen Militär einberufen würde. Es schien fast, als hätte er sich damit abgefunden, denn noch in Wien hatte er seine Aufnahme in den «Faschistenverband» beantragt, um die italienische Staatsbürgerschaft zu erhalten. Sogar einen Einsatz in Abessinien konnte er sich vorstellen.<sup>75</sup>

Im Dezember 1937 waren sie sich zumindest über die nähere Zukunft einig. Er würde nicht mehr nach Wien zurückgehen, son-

dern, solange es ging, in Sanremo bleiben, um Dora zu helfen. Nach fast zwei Jahren der grössten Aufregungen nahmen alle es ziemlich sachlich, auch Benjamin, der an seine Freunde schrieb:

*Wir haben den Plan aufgeben müssen, ihn das Abiturium machen zu lassen. Er arbeitet jetzt in der Pension meiner früheren Frau.*<sup>76</sup>

Dora war überrascht, wie fleissig Stefan war und wie geschickt und freundlich er sich anstellte.

*Vielleicht werde ich ihm nach und nach alles übergeben können und wieder anfangen zu arbeiten?*<sup>77</sup>

Doch man wusste ja nie, was die Zukunft bringen würde. Einen neuen Krieg? Neue Rassengesetze? Neue Schikanen? Dora freute sich sehr über den unerwarteten Familienfrieden. Doch sie hatte Angst, dass das alles wieder einmal von aussen «kaputtgeschlagen» würde, wie schon so oft.<sup>78</sup>

### KAPITEL III

## Gruppenbild mit Gästen

1937-1939

### Oscar Levy

Manchmal kam Levy zu Besuch, besonders, wenn er wusste, dass Benjamin da war. Sie hatten sich nun schon einige Male gesehen und gut verstanden. Levy hatte sogar einmal zu Dora gesagt, dass er «ganz entzückt» von Benjamin sei.<sup>1</sup>

Er wohnte jetzt mit seiner Tochter Maud nicht mehr in Cannes, sondern in Monte Carlo, also noch ein ganzes Stück näher. Und er schrieb immer noch über Nietzsche. Worüber sonst? Nietzsche war eben sein Lebensthema. «Von Nietzsche zu Nazi», «Nochmals Heine und Nietzsche», «De Nietzsche à Hitler», «Nietzsche-Feier in Nizza» und «Ein Nazi contra Nietzsche» waren die Themen seiner letzten Aufsätze.<sup>2</sup>

Benjamin war zwar kein ausgewiesener Nietzsche-Kenner, aber die Konsequenz dieses unbeugsamen alten Mannes gefiel ihm. Besonders, seitdem Levy sich immer mehr radikalisiert und politisiert hatte. Ja, er hatte früher manchmal gesagt, Hitler sei eigentlich nur ein Hanswurst, der sich als Feldherr verkleidet habe. Aber jetzt war ihm klar, dass er sich getäuscht hatte. Man

durfte seine diabolische Macht nicht unterschätzen. Vor allem galt es, Nietzsche gegen ihn zu verteidigen. Auch wenn er ihn vielleicht nie richtig verstanden hatte, zählte er doch zu seinen grossen Verehrern. Er war mehrmals im Weimarer Nietzsche-Archiv zu Besuch und soll sich gefreut haben wie ein König, als Elisabeth Förster-Nietzsche ihm einen Spazierstock des Philosophen schenkte.

Im November 1935 war sie gestorben, neunundachtzig Jahre alt, eine grosse Verehrerin Hitlers und Mussolinis. Levy hatte die Gelegenheit genutzt, noch einmal so richtig loszulegen und im «Neuen Tage-Buch» einen «Nachruf» zu schreiben, der einer Vernichtung gleichkam und von Sarkasmus nur so strotzte, ja, vielleicht auch von Frauenfeindlichkeit, die Levy mit seinem Idol Friedrich Nietzsche teilte, auch wenn er auf Maud, seine geliebte Tochter, nichts kommen liess.

*Das Hausfräuliche an ihr war eigentlich noch ihr sympathischster Zug. Auch ihre Treue zu ihrem verstorbenen Mann, Bernhard Förster, war sympathisch. Sie war mit ihm und seiner Begleitung von Schwindlern [...] nach Paraguay gezogen, wo eine judenreine, von echt deutschem Geist getränkte Kolonie gegründet werden sollte. Die Sache endete [...] für sie mit dem Verlust ihres Vermögens und für ihn mit einem Pistolenschuss. Aber die brave kleine Frau verübelte ihm nichts. In ihrem Inneren hielt sie ihn wohl bis zuletzt für ein verkanntes Genie. Einem Besucher, dem sie ihr Herz öffnete, erzählte sie einst: «Merkwürdig, alles spricht von meinem Bruder und keiner von meinem Manne.»<sup>5</sup>*

Levy zog 1938 wieder nach London, vielleicht, weil er sich

nirgendwo anders wirklich wohlfühlen konnte. Offenbar ging man dieses Mal etwas gnädiger mit ihm um. Er war ja schon alt und konnte nicht mehr viel Schaden anrichten. Seine Tochter Maud blieb bis zu seinem Tod – 1946 – an seiner Seite. Erst danach heiratete sie den berühmten Musikwissenschaftler und Antiquar Albi Rosenthal, mit dem sie sich um den Nachlass ihres Vaters und das Nietzsche-Haus in Sils Maria kümmerte.

### Anita Joachim

Wenn man die Sorgen um Stefan und die Politik einmal vergass, konnte man sich in Sanremo fast wie früher in Berlin fühlen, denn in die Villa Verde kamen dieselben Menschen, mit denen man damals gearbeitet, gefeiert und diskutiert hatte, im Februar 1937 Anita Joachim zum Beispiel, *die* Starkolumnistin der Weimarer Republik, Doras ehemalige Kollegin aus der Redaktion der «Dame».<sup>4</sup>

Auch sie war emigriert, weil sie Jüdin war und seit 1933 in Deutschland nicht mehr beschäftigt wurde.<sup>5</sup> Sie war mit ihrem Mann und ihrem Sohn erst nach England, dann in die Schweiz gegangen, wo sie für die «Neue Zürcher», die Basler «National-Zeitung» und die «Vogue» arbeitete. Früher hatte sie die leichten Genres bedient, Aphorismen, Glossen, modische Plaudereien: «Mondän ist nicht mehr modern», «Seit es das Auto gibt», «Die bevorstehende Männer-Emanzipation», «Sex-Appeal: ein neues Schlagwort für eine alte Sache». Sie hatte über Reisen, Mode und

Wohnen geschrieben, unter Namen wie «Ixy», «Ada Niel» oder einfach nur «Anita», sah wie eine typische Repräsentantin jener Zeit aus, langbeinig, schlank, mit kurzer, rotblonder Garçonne-Frisur, fuhr Auto, ritt auf dem Pferd durch Island oder liess sich im strengen, schwarzen Jackett fotografieren.

Das war jetzt anders geworden. Nicht nur ihr Stil, auch ihr ganzes Wesen schien sich geändert zu haben, sie wirkte ernsthaf-ter, nachdenklicher, ruhiger, ja fast schon ein wenig deprimiert, dabei war sie doch noch so jung, erst fünfunddreissig, zwölf Jahre jünger als Dora.

Sie schrieb fast nur noch über das Exil und über das Reisen, das plötzlich kein Vergnügen mehr sei, sondern «der Schiffbruch der Hoffnungen, das bittere Muss».

*Gleich vor der Tür fängt die Grenze an, die bittere Grenze. Der Pfahl, der aus einer einzigen Wiese zwei Begriffe machen kann: hie Hölle, hie Paradies. [...] Die Welt ist wieder verschlossen, und statt Globetrottern gibt es nur noch Menschenware, die verfrachtet wird. Bergmensen, die durch einen Fetzen Papier in die Ebene verpflanzt werden, Stämme, die man entwurzelt und anderswo wieder einsetzt [...]. Heimatvertriebene, die in der weiten Welt keinen Fussbreit Erde finden, weil ein böser Zauber spukhafte Begriffe aufgehäuft hat: Visum, Quote, Garantie. Neue papierene Götzen, die alles Lebendige verschlingen.<sup>6</sup>*

Kurz bevor sie Deutschland verliess, war sie noch einmal bei Max Liebermann, dem grossen jüdischen Maler, zu Besuch gewesen, der am Tag der sogenannten Machtergreifung gesagt haben soll:

*Ick kannjar nicht so ville fressen, wie ick kotzen möchte!<sup>7</sup>*

Jetzt lebte er mit seiner Frau Martha in seinem Haus am Pari-

ser Platz, geächtet, isoliert und vergessen, nur noch von wenigen Kollegen besucht, darunter die Malerin Käthe Kollwitz, die ihn aber nicht zu Gesicht bekam, da er «krank und nicht zu sprechen» war.<sup>8</sup> Zu Anita Joachim sagte er:

*Ich mag nicht mehr leben, ich habe es so satt, ja, gewiss, ich male noch täglich, aber ich male nur, weil ich so schlechter Stimmung bin, weil ich so schlecht male.*<sup>9</sup>

Er sei klein, mager und gebeugt gewesen, aber scharfsinnig und präzise wie immer. Er lebe, habe er gesagt, nur noch für den Hass, schaue gar nicht mehr aus dem Fenster, wolle die neue Welt um sich herum lieber gar nicht mehr sehen. – Knapp zwei Jahre später, im Februar 1935, war er tot. Es gab kein offizielles Ehrenbegräbnis, keine Trauerfeier in der Akademie der Künste, deren Präsident er bis 1932 gewesen war. Die Gestapo hatte sogar die Teilnahme an seinem Begräbnis verboten, weil ein Aufruhr befürchtet wurde, aber es kamen trotzdem viele Freunde von früher, Ferdinand Sauerbruch, Käthe Kollwitz, Bruno Cassirer. Anita Joachim war, da schon emigriert, nicht mehr dabei.

Und in der Schweiz, wollte Dora wissen? Ob sie sich wohlfühle, ob sie zu bleiben gedenke? Anita schien ein wenig zu zögern. Im heute rumänischen Jassy als Tochter eines Bankiers geboren, hatte sie als Kind viele Jahre in Frankreich und in der Schweiz verbracht, beherrschte also die Landessprachen Deutsch, Französisch und Italienisch. Zurzeit schrieb sie einen Artikel über Ascona, den magischen Ort, der seit dem 19. Jahrhundert Aussteiger und Künstler aus aller Welt anzog, inzwischen auch Flüchtlinge wie die Feministin Helene Stöcker oder den Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld.<sup>10</sup> Anita hatte zwar vor, wei-

ter für schweizerische Zeitungen und Verlage zu schreiben, aber nicht auf Dauer zu bleiben, sondern nach Amerika zu gehen. Denn das Schweizer Asylrecht war bei Weitem nicht so liberal, wie man allgemein glaubte. Es verlangte ein «ruhiges Verhalten» von Flüchtlingen, untersagte jede politische Aktivität, sah Juden nicht als «politische Flüchtlinge» an und war geprägt von der panischen Angst vor «Überfremdung». «Arbeiten» durften die Allerwenigsten, wenn sie nicht grosse und bekannte Namen trugen wie Thomas Mann, der aber auch nach Amerika überzusiedeln gedachte. Ja, es stimmte, was Bertolt Brecht einmal sarkastisch gesagt hatte:

*Die Schweiz ist ein Land, das berühmt dafür ist, dass Sie dort frei sein können. Sie müssen aber Tourist sein.*<sup>11</sup>

Anita Joachim emigrierte 1941 in die USA. Perfekt mehrsprachig, schrieb sie für den «American Mercury» und andere amerikanische Zeitungen, aber auch für das berühmte deutschsprachige Emigrantenmagazin «Der Aufbau». Sie verfasste Reisebücher, in denen sie «Gebrauchsanweisung(en) für das Leben in der fremden Grossstadt» gab, «erzählte von Land und Leuten, von Architektur und Sitten, von Flora und Fauna».<sup>12</sup> Besonders gern schrieb sie über Italien, das sie schon allein wegen seiner Küche liebte und schätzte:

*Nudeln in Italien [...] stehen gleich hinter neapolitanischen Sonnenuntergängen, neben Olivenhainen und Zypressengärten, neben Botticelli und Fra Angelico. [...] Gegenden, in denen man viel Nudeln [...] isst, sind meist fröhlich und beschwingt. [...] Aus Nudeln strömt Behagen und gute Laune.*<sup>13</sup>



## Noch einmal Henry Louis Mencken

War Dora eifersüchtig auf Anita Joachim, die so nahtlos an ihre frühere Karriere anknüpfen konnte, wenn auch mit anderen thematischen Schwerpunkten? Wahrscheinlich nicht. Alles spricht dafür, dass sie sich sehr über ihren Besuch gefreut hat. Etwas nachdenklich mag sie allerdings schon geworden sein. War denn für sie selbst wirklich alles vorbei mit dem Übersetzen und Schreiben? Gab es nicht doch noch ein paar Optionen, in Amerika zum Beispiel, wo sie immer noch auf die Hilfe von Henry Louis Mencken hoffte?

Nach dem Tod seiner Frau Sara am 31. Mai 1935, der nicht unerwartet, aber doch plötzlich kam, war er für ein paar Monate in Schweigen verfallen. Erst im Dezember schrieb er wieder an Dora, dass dies «ein vernichtender Schlag» für ihn gewesen sei nach einer Ehe, an der er nie «den geringsten Zweifel» gehabt habe und an die er jeden Tag, fast jede Stunde seines Lebens denken müsse.<sup>14</sup> Er sei mit seinem Bruder für ein paar Wochen nach London gereist, um sich abzulenken. Jetzt überarbeite er sein altes Buch über die «American Language», 325'000 Wörter, ein gewaltiges Werk.<sup>15</sup>

Dora wollte es sofort übersetzen. Anonym und kostenlos, wenn es sein müsse. Es gehe ihr nur darum, ihm zu helfen und in ihrem alten Metier wieder aktiv zu werden, soweit das irgendwie möglich sei.

*Ich würde das sehr gern tun als kleines Zeichen meiner Wertschätzung für alles, was Sie und Ihr Werk mir bedeutet haben. Wenn ich fertig bin, würde ich den Verlegern schreiben und ihnen sagen, dass Freunde von Ihnen die Übersetzung in Zusammenar-*

*beit mit Ihnen gemacht haben (natürlich wissen Sie, dass nach dem neuen deutschen Gesetz kein Verleger eine Über' Setzung unter meinem Namen drucken darf) [...] Ich glaube, es wird gar nicht schwer sein, einen Verleger zu finden, wenn es erst einmal übersetzt ist. Ich möchte von Ihrem Honorar gar nichts haben. [...] (Sie können diesen Vorschlag beruhigt akzeptieren, weil [...] ich nirgendwo mehr etwas übersetzen kann ausser in der Schweiz und in Österreich (wer weiss, wie lange dort noch?). Bitte, lassen Sie es mich sofort wissen, ich kann leicht jeden Tag ein paar Seiten schaffen. Ich habe jetzt sehr wenig zu tun, weil dies die stagione morte ist.<sup>16</sup>*

Aber Mencken wollte nicht. Unter gar keinen Umständen. Er blieb zwar höflich und freundlich, beharrte aber darauf, dass das Buch für den deutschen Markt ungeeignet sei. Jeder, der sich ernsthaft dafür interessiere, könne es ja auf Englisch lesen. Warum also der Aufwand?<sup>17</sup>

Im März 1937 hatte sie noch einmal versucht, ihn daran zu erinnern, dass er ihr einen Agenten vermitteln wollte, er hiess Maxim Lieber und sollte einer der besten in Amerika sein. Doch Mencken wusste plötzlich seine Adresse nicht mehr. Er habe «seit Jahren nichts mehr von ihm gehört». Ausserdem stehe er politisch ziemlich weit links. Ob er wirklich der Richtige für sie sei?<sup>18</sup>

Nicht einmal ihrem Wunsch, etwas von Sara Haardt, seiner verstorbenen Frau, übersetzen zu dürfen, wollte er nachkommen. Er versprach zwar, dass er ihr ein paar Bücher und Kurzgeschichten schicken wollte. Aber nichts davon würde «für eine Übersetzung passen», wenn auch ein oder zwei vielleicht ganz interessant seien.<sup>19</sup>

«Ganz interessant»? Haardt hatte über fünfzig Kurzgeschich-

ten geschrieben und zwei Romane, von denen einer für einen wichtigen Literaturpreis nominiert worden war.<sup>20</sup> In einer wohlhabenden Familie in den Südstaaten aufgewachsen, beschäftigte sie sich immer wieder damit, wie Schwarze von Weissen verachtet und malträtiert wurden, aber auch mit der Stellung der amerikanischen Upper-Class-Lady, die schon als Mädchen «absolutely perfect» zu sein habe und daran oft genug zerbreche. Die Bücher von Sara Haardt wären *das* Thema für Dora gewesen. Denn Dora war spezialisiert auf neue amerikanische Literatur, die sie oft für die «Literarische Welt» rezensiert hatte, besonders Literatur von Frauen. Auch das amerikanische Frauenbild war ihr nicht fremd. Sie hatte es 1930 in Amerika kennengelernt, als sie eine Reportage-Reise für das Haus Ullstein machte. Es gab Bräute, die von Exil-Tschechen, -Ungarn oder -Österreichern für einen geringen Preis aus dem alten Europa bestellt werden konnten.<sup>21</sup> Es gab jüdische Hausfrauen, die «in unausgesetzter Fron von morgens bis abends» für die Familie schufteten.<sup>22</sup> Es gab elegante Damen in weissen Abendkleidern und roten Schuhen, die sich nur von Luft, Liebe und Zigaretten zu ernähren schienen.<sup>23</sup> Und es gab – allen Ernstes – «Seminare für Eheglück», die von grossen Universitäten angeboten wurden. Man lernte dort, dass man nicht etwa aus Liebe heiraten sollte, sondern aus Vernunft. Das Konto, das gesellschaftliche Ansehen und der Geschmack müssten stimmen. Alles Weitere sei albern und sentimental.<sup>24</sup> Arbeit? Ein Fremdwort für eine Frau dieser Kategorie. Wozu hatte sie einen gut verdienenden Mann? Und ein «Negermädchen», das sich um Waschen, Putzen und Kochen kümmerte, vielleicht sogar um die Kindererziehung?<sup>25</sup>

Das waren die Themen von Sara Haardt. Aber offenbar nicht die von Mencken, obwohl er seine Frau doch so sehr geliebt hatte. War er eifersüchtig? Oder doch zu konservativ? Oder sah er – vielleicht nicht zu Unrecht – voraus, dass diese Bücher in Deutschland nicht gedruckt werden würden, weil die Autorin «Sara» hiess und für eine Jüdin gehalten werden konnte?

Man hatte Mencken schon immer nachgesagt, dass er Rassist und Antisemit war. Einige hatten es geglaubt, andere nicht, wieder anderen war es egal, solange er fortfuhr, den *agent provocateur* zu spielen, der für kontroverse Diskussionen sorgte und seinen Lesern ordentlich die Leviten las. Aber neuerdings bezog er Positionen, die geradezu schockierend waren, zur «Judenfrage» zum Beispiel, über die er im «Neuen Tage-Buch» schrieb:

*Die jüdischen Führer befleissigen sich mit humorloser Geschäftigkeit, diese Vorstellung noch zu verbreiten. Sie tun ihr Äusserstes, um jedem allzeit im Bewusstsein zu halten, dass jeder Jude ein Jude ist, also etwas Andersartiges. Die Zionisten sind hier an der Spitze. Wenn der Zionismus die Verpflanzung aller Juden nach Palästina beabsichtigte, so wäre das eine verständliche Methode, sie herauszubringen. Aber solange die grosse Mehrheit zuhause bleiben muss, kann es ihre Sonderrolle nur unterstreichen und ihre Unannehmlichkeiten nur steigern.<sup>26</sup>*

Mencken hatte mehrmals versprochen, Dora in der Villa Verde zu besuchen, bevor «das menschliche Geschlecht endgültig Selbstmord» begehe. Doch er kam nicht. Sie blieben zwar weiter in Briefkontakt, aber sie würden sich nie mehr wiedersehen.

Mencken erlitt 1946 einen Schlaganfall, nach dem er als Autor

verstumte. Sein Tagebuch durfte lange nicht veröffentlicht werden, da es nicht nur rassistische und antisemitische Passagen enthielt, sondern auch schockierende Tiraden auf noch lebende Zeitgenossen, Freunde und Feinde. Dora war nicht darunter. Vielleicht war sie ihm einfach nicht wichtig genug. Er starb 1956, sechsundsiebzig Jahre alt, in seiner Heimatstadt Baltimore, die er für den einzig kultivierten Ort der Vereinigten Staaten hielt.

### Die Adornos und andere Gäste

Nicht alle Gäste der Villa Verde waren sympathisch und angenehm, jedenfalls nicht für Dora. Besonders verhasst war ihr eine «Frau Justizrat Dr. Martha Meyer, geborene Benjamin»,<sup>27</sup> eine entfernte Verwandte von Walter, die sich schon auf der Hochzeit im Jahr 1917 äusserst seltsam verhalten haben soll. Sie war zweiundsechzig Jahre alt, zwei Mal verwitwet, Mutter von drei erwachsenen Kindern, ihrerseits weder promoviert noch studiert, sondern nur Trägerin des Titels, den ihr letzter Mann erworben hatte. Dora fand sie ganz «furchtbar» wegen ihrer Klatsch- und Intrigensucht. Sie kam in Begleitung holländischer Gäste, denen sie das ganze Drama der Familie Benjamin erzählte, inklusive der neuerlichen Haft von Georg, Doras Schwager.

Dora schämte sich zwar ganz und gar nicht für ihn, aber musste diese «Frau Justizrat» denn überall «herumtrompeten», dass er im Zuchthaus Brandenburg-Görden einsass, nur viermal im Jahr Besuch empfangen durfte und Tag für Tag Tüten kleben und Bind-

fäden entknoten musste?<sup>28</sup> Sie konnte natürlich auch die ganze Scheidungsgeschichte und tat alles, um Dora vor den holländischen Gästen zu blamieren, mit denen sie schliesslich sang- und klanglos entwand, da sie in einem so unmoralischen Haus nicht mehr bleiben wollten. Dora war sich nicht sicher, aber sie vermutete ihre Schwägerin, die andere Dora, hinter dieser Intrige. Es war nichts zu machen. Die beiden Frauen mochten sich einfach nicht, ob in Berlin oder im Exil, aus der Nähe oder der Ferne. Dora gab Benjamin diskret zu verstehen, er möge seiner Schwester doch einmal «einen Wink» geben, dass sie in Zukunft nicht mehr ganz so mitteilksam sein solle.

Der wichtigste Besuch des Jahres 1937 war der des Ehepaars Theodor und Gretel Adorno, damals noch Wiesengrund, die Weihnachten und Neujahr in der Villa Verde verbrachten, um am 8. Januar 1938 wieder abzufahren.

Sie hatten im September in Oxford geheiratet. Endlich. Nach mehr als dreizehn Jahren Verlobungszeit. Gretel Karplus erklärte, sich «seit Jahren nichts sehnlicher» gewünscht und ihr «ganzes Sein [...] auf diese Vereinigung eingestellt» zu haben.<sup>29</sup> Tatsächlich war sie seit November 1934 «fast täglich» mit einem anderen Mann, Benjamins Cousin Egon Wissing, zusammen gewesen, wenigstens, wenn er in Berlin war. Ihre Familie fing schon an, sich Sorgen zu machen,<sup>30</sup> denn ein polizeilich bekannter Morphinist war nun wirklich nicht der Kandidat, den sie sich für ihre Tochter gewünscht hätten.

Als er wieder einmal auf Entziehungskur musste, kosteten Gretel und er in den Tagen vorher «die Intensität des Untergangs» gemeinsam aus, «in aller Qual und aller Süsse».<sup>31</sup>

Sie fand ihn viel erotischer als Adorno, den sie ja ohnehin kaum zu sehen bekam, seitdem er in Oxford war, fing sogar an, eifersüchtig auf Gert, Wissings verstorbene Frau, zu werden, und wollte wissen, was ihn an ihr so fasziniert hatte. Ihr Wesen, ihre Erscheinung oder das Morphium?<sup>32</sup> Adorno, der übrigens selbst Affären mit anderen Frauen hatte, durfte natürlich nichts davon wissen, weshalb Benjamin über die Geschichte schweigen musste wie ein Grab.

Aber die Sache hatte sich sowieso bald erledigt. Denn nach dramatischen Intermezzi, die ihn nach Moskau, Paris, Marseille und ins Berliner Gestapo-Hauptquartier geführt hatten, gelang es Wissing tatsächlich, ein Visum für die Vereinigten Staaten zu bekommen, mit Hilfe von Liselotte Karplus, Gretels jüngerer Schwester, die als Zahnärztin in Boston praktizierte. Er fand eine Stelle an einem Krankenhaus, kam vollständig von den Drogen los, verliebte sich in seine Fürsprecherin und erklärte, sie heiraten zu wollen, was er 1940 auch tat. Gretel, verletzt und schockiert, versuchte alles, um sie davon abzuhalten. Doch es war sinnlos. Die beiden liessen nicht voneinander los. Ohne diese unerwartete Wendung der Dinge wäre aus Gretel Karplus vielleicht niemals Gretel Wiesengrund-Adorno geworden.

### Versuch über Wagner

Die Hochzeit des langjährigen Paares fand im Haus eines Oxfor-der Freundes statt, «in völliger Solitude», wie Adorno an Benjamin schrieb. Immerhin setzte er sich selbst ans Klavier und spielte

einige Stücke aus eigener Feder und etwas von Wagner. An eine richtige Hochzeitsreise war aus Mangel an Zeit und Geld nicht zu denken. Doch sie fuhren ein wenig über Land, wo es Gretel überhaupt nicht gefiel. Die englischen Dörfer sahen aus «wie ärmliche Städte». Sie vermisste die deutsche Romantik, das Fachwerk, die alten Bauernhäuser. Überall wurde fanatisch gejagt. An den Bäumen hingen Kadaver von Raubvögeln, Kaninchen und Igel. Nein, England war wirklich keine Option für sie. Sie freute sich schon auf Amerika.<sup>33</sup> Oder sah sie vielleicht alles schwärzer als es war, weil sie sich in ihrer neuen Rolle als Ehefrau nicht recht wohlfühlte, an der Seite eines «Schriftgelehrten», der sie als Sekretärin benutzte und ständig an ihr «herumzog», «voll Entsetzen» über die Fehler, die sie angeblich machte, ob inhaltlich oder orthographisch?<sup>34</sup>

Jedenfalls scheint sie nicht besonders glücklich gewesen zu sein. Deshalb wollte sie unbedingt zum Jahreswechsel nach Sanremo kommen, denn «die Vorstellung, Weihnachten und Sylvester in London verbringen zu müssen», fand sie so «grauenvoll», dass sie die lange Reise gern in Kauf nehmen wollte.<sup>35</sup> Sie hoffte doch sehr, Benjamin dort zu treffen.

*Wir hätten dann noch einmal ausgiebig Zeit, uns zu sehen, auch gerade wir beide, da Teddie beabsichtigt, auch in Sanremo zu arbeiten und den Text des Wagner zu schreiben.*<sup>36</sup>

Das Treffen verlief harmonisch und konstruktiv, obwohl sie wegen plötzlicher Kälte die meiste Zeit in der Villa Verde verbringen mussten, die sich inzwischen offenbar besser heizen liess als vor ein paar Jahren, weil Dora umfangreiche Renovierungen vorgenommen hatte. Sie sprachen über Benjamins «Passagen-



werk» und seine Baudelaire-Studien, aber auch über Sowjetrussland, den Kommunismus und andere politische Themen.

Hauptthema aber war Adornos «Versuch über Wagner», an dem er seit einiger Zeit intensiv arbeitete, mit Methoden der Geschichtsphilosophie, Textkritik, Biographik, Musiktheorie und kritischen Analyse. Der endgültige Text umfasst zehn Kapitel mit Überschriften wie «Sozialcharakter», «Gestus», «Motiv», «Klang».<sup>37</sup> Der Text nennt sich «Essay», ist aber im Grunde eine Art Monographie, ein Versuch, dem Phänomen Wagner analytisch auf den Grund zu gehen, nicht zuletzt, um dessen Beliebtheit im Nationalsozialismus zu erklären, ein durchaus politisches Buch also.

Adorno war elf Jahre jünger als Benjamin und bewunderte ihn wegen der enormen «Aura», die von ihm ausging, wegen der «inkommensurablen Kraft», mit der er sich über die kleinsten Dinge zu äussern wusste, auch wenn sie gar nichts mit Philosophie zu tun hatten.<sup>38</sup> Sie kannten sich seit 1923 aus Frankfurt, wo Adorno Philosophie, Musikwissenschaft, Psychologie und Soziologie studiert hatte, während Benjamin an seiner Habilitation über den «Ursprung des deutschen Trauerspiels» arbeitete, ein Projekt, das sich aus verschiedenen Gründen zerschlug. Während dieser Zeit sahen sie sich oft, meistens im Verein mit Kracauer, der damals Feuilleton-Redakteur der «Frankfurter Zeitung» war. Nach Benjamins Weggang von Frankfurt blieben sie immer in Kontakt, ob brieflich oder persönlich, tauschten Manuskripte aus und stritten sich auch. Mal ging es darum, dass Benjamin fand, Adorno mache zu viele Anleihen bei ihm, ohne diese genau zu benennen,<sup>39</sup> dann hatte Adorno Einwände gegen gewisse «apokryphe Formulierun-

gen» in Benjamins «Passagenwerk»,<sup>40</sup> oder er fand, dass Benjamin sich politisch zu sehr von Brecht leiten lasse.<sup>41</sup> Trotzdem bestand eine starke Bindung zwischen ihnen, und es war hauptsächlich Adorno zu verdanken, dass Benjamin seit 1934 regelmässige Zahlungen vom nach New York emigrierten Institut für Sozialforschung erhielt, die ihm ein gewisses Existenzminimum sicherten.<sup>42</sup>

Als Komponist und Musikwissenschaftler war Adorno mit Wagners Musik eng vertraut. Und natürlich stand ihm auch die ganze Palette der musiktheoretischen Terminologie zur Verfügung, «grosse Sexte», «chromatische Modulation», «Paralleltonart», «Dominantseptakkord». Solche Begriffe, die im Wagner-Essay ständig vorkommen, sagten Benjamin überhaupt nichts. Er hatte sich bisher weder mit Musik noch mit Wagner je befasst, doch durch Adorno wurde sein Interesse stimuliert, besonders, als er den fertigen Text in Händen hielt. Er fand ihn «an Haupt und Gliedern absolut überzeugend», stellte aber einige kritische Fragen, die er schon in Sanremo geäussert hatte: Ob die Vertrautheit, die Adorno seit seiner Kindheit mit Wagner verbinde, nicht einer objektiven Betrachtung im Wege stehe? Ob er nicht manchmal etwas zu «polemisch» sei, in der Absicht, sich von diesem Kindheitsidol zu distanzieren? Ob er, sehr verkürzt ausgedrückt, Wagner nun retten oder vernichten wolle?<sup>43</sup>

Was Benjamin seltsamerweise unkommentiert liess, sind die politischen Aspekte des Essays: dass Wagners gesamte Produktion mit ihrer Tendenz zu «Neid, Sentimentalität und Zerstörungsdrang» Elemente des Faschismus vorwegnehme,<sup>44</sup> dass sein Umgang mit dem Parsifal-Dirigenten Hermann Levi nicht nur an-

tisemitsch, sondern geradezu demütigend gewesen sei,<sup>45</sup> dass fast alle unsympathischen Figuren in Wagners Werk Judenkarikaturen seien, «der Gold raffende [...] Alberich, der [...] geschwätzige, von Selbstlob und Tücke überfließende Mime, der impotente intellektuelle Kritiker [...] Beckmesser».<sup>46</sup> Dabei habe Wagner selbst seinem Mime erschreckend ähnlich gesehen, «unverhältnismässig klein, mit zu grossem Kopf und vorspringendem Kinn».<sup>47</sup> Nur sein späterer Ruhm habe ihn davor geschützt, eine Witzfigur zu werden.

Am 8. Januar 1938 fuhren die Adornos über Brüssel zurück nach England, von wo sie sich im Februar nach Amerika einschiffen würden. Beim Abschied müssen sie alle drei sehr bedrückt gewesen sein, Benjamin, Gretel und «Teddie», wie er allgemein genannt wurde. Würden sie sich jemals wiedersehen? Und wenn ja, wann und wo?

### **Eine fast schmerzende Fülle**

Obwohl Dora oft über wirtschaftliche Not klagte – im April 1938 schrieb sie an Benjamin, dass in ihrer Geschäftskasse nur noch 21 Lire seien –, war dies keine schlechte Zeit für die Villa Verde und für Sanremo. Im Februar fand eine Konferenz internationaler Filmjournalisten statt, die von Teilnehmern aus aller Welt besucht wurde. Auch alte Bekannte aus Berlin erschienen, darunter Fritz Olimsky, der Filmkritiker der «Berliner Börsenzeitung». Er plädierte in fast naivem Enthusiasmus dafür, dass in Deutschland nicht nur deutsche, sondern auch indische, japanische, ja sogar

afrikanische Filme gezeigt werden sollten, dafür nicht ganz so viele Importe aus Amerika.<sup>48</sup>

Andere Teilnehmer waren weniger von der Konferenz als vom Ambiente entzückt, von Sanremo, das immer noch eine magische Anziehungskraft auf jeden Besucher ausübte, wenn nicht gerade faschistische Miliz durch die Strassen marschierte und dabei die «Giovinezza», die Faschistenhymne, sang, in der es hiess:

*Jugend, Jugend, Frühling der Schönheit*

*Vom Lehen in Härte*

*Kündet dein weithin schallender Gesang...*

Roman Herle, ein berühmter Filmkritiker und Verleger aus Wien zum Beispiel, schwärmte:

*Eine anfangs fast schmerzende Fülle unwirklicher Eindrücke stürmt auf uns ein, da wir in der Morgensonne zwischen bizarren Palmen [...] und duftschwelgenden Blumenbeeten und Rosetten wandeln. [...] Die Menschen, die da zumeist in süsser Kenner-schaft des Nichtstuns oder mit eingebildeten Krankheiten ihre Lebensleere spazieren führen, sind reich und unermesslich anspruchsvoll. Sie zahlen lässig für ein Zimmer mit Bad bis zu 120 Lire [...], sitzen am Nachmittag im Café Rendezvous, [...] duftenden Espresso schlürfend, oder süsse Paste knabbernd, trinken Original Münchner Bier und essen (deutsche Aufschriften!) Wiener Würstchen mit Kraut.<sup>49</sup>*

Ein Zimmer in der Pension Villa Verde kostete um diese Zeit, 1937/38, allerdings keine 120, sondern nur 28 Lire, «vornehm gepflegt», mit grossem Park, Garage, Liegeveranden und Vollpension.<sup>50</sup>

Doch nicht nur die verhältnismässig niedrigen Preise erklärten die Beliebtheit der Pension bei Künstlern und Intellektuellen. Es

muss auch die Persönlichkeit Doras gewesen sein, die sich stark von der einer gewöhnlichen Hotelwirtin unterschied: mehrsprachig, hochgebildet, fast jedem Gast freundlich zugewandt, an Kunst, Literatur oder Politik genauso interessiert wie an der «Wiener Küche», für die sie berühmt war.

Im Dezember 1937, kurz bevor die Adornos eintrafen, war «ein Schüler von Wiesengrund» da gewesen, wahrscheinlich einer seiner alten Studenten aus Frankfurt.<sup>51</sup> Dora muss ihn ausführlich über Adorno befragt haben. Sie interessierte sich eben ganz persönlich für ihre Gäste und wollte über jedes Detail «informiert sein».

Ganz frei von Klatsch und Tratsch war das alles nicht. Ein weiterer Stammgast, Otto Zoff, war zum Beispiel eine Person, über die sie sich gern und spitzzünftig ausliess. Er stammte aus ihrer alten Heimat, aus Österreich, war Dr. phil., «Halbjude», Autor vieler verbrannter Bücher, Glücksspieler, Bohemien, Dramaturg, Emigrant und ein grosser Frauenheld, derzeit mit Liselotte, einer Tanztherapeutin, verheiratet. Eine Ehe, deren Legitimität Dora heftig bezweifelte, obwohl es sie doch eigentlich gar nichts anging.<sup>52</sup>

Otto Zoff war der Bruder von Brechts erster Frau Marianne, einer Schauspielerin, der «schönsten Frau Augsburgs»,<sup>53</sup> wie Brecht sie einmal genannt hatte. Sie war sehr exotisch und temperamentvoll, hatte als Zigeunermädchen in «Carmen» geglänzt, spielte aber auch Knaben, Pagen und Cherubine. Otto, ihr älterer Bruder, sah ihr sehr ähnlich: schwarzhhaarig, schlank, mit klugen, leicht verträumten Gesichtszügen, scharf geschnittenen Lippen und funkelnden Augen. Auch er hätte ein Film- oder Bühnenstar

sein können und benahm sich manchmal auch so, extrovertiert, von sich selbst überzeugt, melodramatisch. Doch er war als Schriftsteller, Hörfunkautor und Journalist in den zwanziger Jahren sehr erfolgreich, auch wenn er heute so gut wie vergessen ist. Neben Unterhaltungsdramen und Funkfeuilletons hatte er eine lange Abhandlung über die Hugenotten und Biographien über Schubert und Rubens geschrieben, die hohe Auflagen erzielten.

Dora mochte ihn eigentlich und musste oft über ihn lachen. Dass er allerdings unpünktlich zahlte und sie öfter um Geld bat, um es gleich wieder zu verspielen, gefiel ihr weniger gut – und dass seine «Frau» ausgerechnet jetzt von ihm schwanger war, fand sie völlig unmöglich, ohne festen Wohnsitz, ohne Einkommen, Perspektive, Konzept ...

Noch war er in Österreich nicht ganz vergessen. Noch durften die Zeitungen seine Artikel drucken, noch bekam er gelegentlich gute Kritiken, in denen es hiess:

*In [...] eindringlichen Bildern wird die ganze Hugenottenbewegung von Otto Zoff geschildert [...] Man sieht den Religionskampf in seinem blutigen Verlauf man erlebt den Aufstieg und Untergang Colignys, man flieht mit Johanna d'Albret nach Genf erschauert beim Anblick des Massakers in Tours. [...] Das Buch hat einen Literaturwert, es trägt den Leser durch die Ereignisse und überlässt ihm das Endurteil.<sup>54</sup>*

Doch je näher der «Anschluss» Österreichs rückte, an dem sie inzwischen alle nicht mehr zweifelten, umso mehr würde ihm auch dieses Forum genommen werden. Keine Aufträge, keine Beachtung mehr, nur noch Verzweiflung, das Glücksspiel und die Aussicht auf die baldige Geburt eines Kindes, das sie, falls es ein

Mädchen werden sollte, Konstanze nennen wollten, als Hommage an die Frau von Wolfgang Amadeus Mozart.

### **Es wimmelt hier von Gefahren**

Nach der Abfahrt der Adornos blieb Benjamin noch bis zum 21. Januar 1938 in Sanremo, sodass er genügend Zeit hatte, mit Dora und Stefan über deren nähere Zukunft zu sprechen. In diesen Tagen muss entschieden worden sein, dass sie *nicht* auf Stefans Einberufung zum italienischen Militär warten würden, sondern versuchen wollten, ihm die britische Staatsbürgerschaft zu verschaffen, mit Hilfe einiger ihrer Stammgäste, die seit Jahren kamen und zum Teil gehobene Positionen hatten, ob als Offiziere, Politiker oder Ärzte.

Sie gehörten dem Verein «Holiday Fellowship» an, einer gemeinnützigen, seit 1913 bestehenden Organisation, den deutschen «Naturfreunden» vergleichbar, die preiswerte Ferien für jedermann anbot, ob für Studenten, Schüler, Bedürftige oder sozial Engagierte. Diese pazifistische, der Quäker-Bewegung nahestehende Gemeinschaft, die von wohlhabenden Menschenfreunden finanziert wurde, betrieb eigene Häuser in England und ganz Europa, schloss aber auch Verträge mit Hotels und Pensionen ab, deren Inhaber mit ihren Grundsätzen übereinstimmten. «Holiday Fellowship» buchte seit 1936 bei Dora und half ihr so über manche ökonomische Krise.

Nun waren sie also bereit, auch in anderer Hinsicht zu helfen, sprich: Stefan vor dem Faschismus zu retten, vor der Diktatur, vor

den Rassegesetzen, vor dem Kriegseinsatz. Der unweigerlich auf ihn zugekommen wäre, zunächst in Spanien, wo Mussolini, kaum dass er Äthiopien annektiert hatte, schon wieder Truppen aufmarschieren liess, um seinem Freund Franco beizustehen und die verhassten Republikaner und «Bolschewisten» zu schlagen. Auf Mallorca herrschte bereits ein italienischer Gouverneur,<sup>55</sup> der ein Schreckensregiment führte. Es gab Massenerschiessungen in aller Öffentlichkeit. Es waren Bomben auf Barcelona geworfen worden. Die Einnahme von Madrid war bisher trotz blutiger Kämpfe gescheitert. Doch die Schlacht würde weitergehen, unerbittlich. Das Schlimmste aber waren die Luftangriffe auf Guernica im April 1937, eine Aktion der deutschen «Legion Condor» und der italienischen «Aviazione Legionaria», bei der Hunderte, wenn nicht Tausende von Menschen ihr Leben verloren hatten, darunter viele jüdische Flüchtlinge, die sich in der baskischen Kleinstadt aufhielten. Die gesamte internationale Presse war entsetzt, besonders natürlich die deutsche Exilpresse, die es, wenn auch nicht mehr in Sanremo, so doch in Monaco zu kaufen gab:

«Nie werde ich das entsetzliche Bild der Stadt vergessen», schrieb einer ihrer Korrespondenten. «Die Strassen waren besät mit zerfetzten Körpern von alten Männern, Frauen und Bändern. Blut klebte überall, [...] an Mauern und Bäumen. Als die Hilfsmannschaften im Spital von Guernica eintrafen, entdeckten sie, dass alle Kranken in ihren Betten verbrannt waren.»<sup>56</sup>

Nein, Stefan musste sich dieser teuflischen Allianz zwischen Hitler, Mussolini und Franco entziehen. Er musste sich auch dem Zugriff der deutschen Behörden entziehen, deren langer Arm bis



an die Riviera reichte. Im Generalkonsulat von Genua hatte es einen Wechsel gegeben. Auf Ludwig Lindner, den man wegen seiner jüdischen Frau entlassen hatte, war Ludwig Mayr-Falkenberg gefolgt, ein strammer Nazi, der grundsätzlich nur in SA-Uniform auftrat und das Hakenkreuz in seinen Briefkopf einfügen liess.<sup>57</sup> Es wäre sinnlos gewesen, in einer anderen Stadt Zuflucht zu suchen, ob in Rom, Florenz oder Mailand, denn fast alle Konsulate waren mit Nazis besetzt und arbeiteten eng mit der italienischen Polizei zusammen, wenn es darum ging, Juden auszubürgern oder gar auszuliefern. Sie mussten gar nichts Besonderes getan haben. Für die Gestapo hatten sie «ihre staatsfeindliche Gesinnung bereits durch die Flucht unter Beweis gestellt» und galten somit grundsätzlich als verdächtig.<sup>58</sup> «Bis Juli 1939», so das Fazit des deutschen Historikers Klaus Voigt, «verloren auf diese Weise insgesamt 10882 Personen die deutsche Staatsbürgerschaft. Die Botschaften und Konsulate waren angewiesen, ständig darauf zu achten, ob in ihrem Amtsbereich Fälle vorkamen, in denen die Aberkennung in Frage kommen konnte. Die Emigranten traf durch die Ausbürgerung das Geschick der Staatenlosen, die in den meisten Zufluchtsländern strengeren Aufenthaltsregelungen unterworfen waren und kaum Aussicht auf Weiterwanderung in ein anderes Land hatten.»<sup>59</sup>

Dieses Schicksal sollte Stefan erspart bleiben, und zwar durch Erwerb der englischen Staatsbürgerschaft. Doch wie war sie am schnellsten zu erlangen?

Ganz einfach. Dora würde zum Schein einen Engländer heiraten – oder jemanden, der auf dem Papier Engländer war – und dadurch ebenfalls Engländerin werden. Danach, hatten ihr die

englischen Stammgäste versichert, würde auch Stefan automatisch naturalisiert werden. Es bedürfe nur einer schriftlichen Einwilligung Benjamins.

Der «Engländer» war bald gefunden. Er hiess Harry Mörser, ein alter Freund aus Wien, der seit Langem in London lebte. Er war bereit, sich auf den «Deal» einzulassen, wenn auch nicht ganz ohne Gegenleistung.<sup>60</sup> Alles Weitere würde man sehen, ob sie zum Beispiel auf Dauer nach England ziehen müssten oder vorerst in Sanremo bleiben könnten, versehen mit englischen Pässen. Das alles war nicht schön, aber unumgänglich. Denn auch Dora hatte inzwischen bemerkt, dass es hinter den Palmen, Palästen und Promenaden, hinter den Prachthotels und der ganzen südlichen Szenerie von Spitzeln, Spionen und Gefahren nur so «wimmelte».<sup>61</sup>

### Nachtzug nach London

Am 28. Februar 1938 schrieb Dora an Benjamin, dass sie am Mittwoch, dem 30., losfahren wolle, zunächst mit dem Nachtzug nach Paris, wo sie morgens um acht Uhr eintreffen werde. Er solle doch bitte am Bahnsteig sein und die gewünschte Einwilligung mitbringen, notariell beglaubigt am besten. Doch zu dieser nachtschlafenden Zeit war Benjamin wohl noch nicht auf den Beinen. Jedenfalls kam er nicht. Er wohnte jetzt in einem Haus in der Rue Dombasle, in dem die Nächte manchmal sehr lang wurden, weil fast nur alte Bekannte und Freunde darin lebten, der Arzt Fritz Fränkel, der Schriftsteller Arthur Koestler, eine Fotografin, eine

Bildhauerin und andere. Auch Hannah Arendt und ihr Mann Heinrich Blücher wohnten in der Nähe, sodass oft bis tief in den Morgen diskutiert, gepokert oder Schach gespielt wurde. Eine Mitbewohnerin berichtet, dass Benjamin immer sehr lange schlief und nur zögernd in einem rostroten Bademantel an der Tür erschien, wenn man etwas von ihm wollte, mit «wirrem Haar und wirrem Blick». Sie hätten ihn liebevoll-ironisch «den Waldgeist» genannt.<sup>62</sup>

Dora blieb eine Woche in London, um alles für die sogenannte Trauung vorzubereiten und alte Freunde, die Schoens, zu besuchen. Ernst Schoen war Komponist, Schriftsteller und Rundfunkpionier, langjähriger Auftraggeber Walter Benjamins am Südwestdeutschen Rundfunk in Frankfurt, bis er im März 1933 in «Schutzhaft» kam, weil er nicht nur jüdischer Herkunft war, sondern auch «Juden» und «Marxisten» beschäftigt hatte, darunter Brecht, Benjamin und Adorno. Nach einer zweiten Verhaftung floh er mit seiner Frau Hansi und den beiden gemeinsamen Kindern nach London, wo er sich mühsam durchschlagen musste, ob mit Übersetzungen oder Hilfsarbeiten in jüdischen Emigrantenkomitees. Dora war in London insgesamt drei Mal bei ihm. Es war nicht ganz unkompliziert, denn sie waren einmal leidenschaftlich verliebt ineinander gewesen, 1921, als Schoen noch nicht mit Hansi verheiratet war. Dora allerdings *war* verheiratet, und zwar mit Benjamin, der seinerseits heftig für eine junge Bildhauerin, Jula Cohn, schwärmte. In diesem Viereck wäre es fast zur Katastrophe gekommen. Es war mehrmals von Scheidung die Rede, manchmal sogar von Selbstmord. Doch dann entschied man sich für den Weg der Vernunft und trennte sich, um künftig nur noch gut befreundet zu bleiben.<sup>63</sup>

Ernst Schoen habe sich äusserlich und mental kaum verändert, schrieb Dora an Benjamin, nur Hansi sei «furchtbar dick» geworden, im Wesen aber sehr freundlich und angenehm. Sie überlegten, mit den Kindern für ein paar Tage nach Sanremo zu kommen, bevor es vielleicht zu spät dafür sei.<sup>64</sup>

### Mörser, der Mysteriöse

Dora übernachtete weder bei den Schoens noch bei Harry Mörser, sondern im Hotel Constance am Lancaster Gate, mitten im Zentrum. Am 7. März 1938 fand die standesamtliche Trauung statt, in Brentford, einem Stadtteil im Westen von London, ohne Zeremonie, ohne Gäste und ohne Hochzeitsmenü. Einen Tag nach vollbrachter Tat setzte Dora sich wieder in den Zug und fuhr zurück.

Wer war dieser Harry Mörser, dessen Namen sie für den Rest ihres Lebens tragen würde, ohne jemals mit ihm zusammengelebt zu haben? Viele würden ihn später für ein Phantom halten. Aber es gab ihn wirklich, wenn man auch kein sehr plastisches Bild von ihm zeichnen kann.

Er war siebzehn Jahre älter als Dora, 1873 als Sohn jüdischer Eltern in Wien geboren. Sein Vater, Zallel oder Bezalel Mörser, stammte wie der Vater von Dora aus Tarnow im heutigen Polen. Es ist anzunehmen, dass die Familien sich daher kannten, wenn sie nicht sogar entfernt miteinander verwandt waren.<sup>65</sup> Die Mörser standen sozial weit unter den Kellnern. Sie waren, wie das Wiener Adressbuch sagt, «Agenten» oder «Kaufleute», was so

viel wie «Hausierer» bedeuten könnte. Doch für Leon Kellner gab es keine Standesgrenzen, er stammte ja selbst aus dem Ostjudentum und bemühte sich als Lehrer und Zionist intensiv um die kleinen Händler aus der alten Heimat, die oft nur Jiddisch konnten und mit «schwerem Hausiererpack» zu den Versammlungen kamen, auf denen er sprach.<sup>66</sup>

Aus diesen Kreisen kam also Heinrich, später Harry, der Sohn der Mörsers, die sich manchmal auch Mörzer nannten. 1899 ist er in Wien als Gemischtwarenhändler verzeichnet, später als Inhaber eines Uhrengeschäfts. Um 1902 muss er nach Kapstadt gezogen sein und dort zum ersten Mal geheiratet haben. Die Ehe, aus der eine Tochter hervorging, wurde bald wieder geschieden. 1913 ist er in London als Juwelier registriert, der in der Folge öfter den Wohn- und Firmensitz wechselte. Er heiratete noch einmal, diesmal eine Engländerin, mit der er einen Sohn namens Alfred bekam. Doch auch diese Ehe ging auseinander. Die britische Staatsbürgerschaft erwarb er wahrscheinlich schon 1906 in der «Kapkolonie», die bis 1931 zu England gehörte.

Harry Mörser, wie er sich inzwischen nannte, scheint geschäftlich sehr umtriebig gewesen zu sein. Er taucht mal als Juwelier, mal als Juwelenhändler auf, mal als «Company Director and Merchants Agent», immer unter verschiedenen Adressen. Zum Zeitpunkt der Heirat mit Dora war er Inhaber von «Platinor Industries Co». Sein Leumund war äusserst zweifelhaft. In den Akten, die das britische Innenministerium über Dora anlegte, heisst es:

*Ihr [...] Ehemann Harry Mörser ist uns bekannt und hat eine lange Eintragung, die auf einen unbefriedigenden geschäftlichen*

*Ruf hinweist. Harry Mörser hat einen Sohn aus einer früheren Ehe. Wir haben aber keine Informationen darüber, ob die Antragstellerin dies weiss.*<sup>67</sup>

Erst im November 1937 war in einem Amtsblatt offiziell angezeigt worden, dass er Konkurs angemeldet habe und eine Beendigung des Verfahrens erst in drei Jahren möglich sei, während die normale gesetzliche Frist nur ein Jahr betrug. Als Grund wird «misconduct», also «Fehlverhalten» angegeben, sprich: schlechte Geschäftsführung. Bis zum Ende der Frist würde er jede Einnahme, die er hatte, zur Begleichung seiner Schulden verwenden müssen.<sup>68</sup> Mit anderen Worten: Harry Mörser war pleite bis auf die Knochen. Insofern liegt die Annahme nahe, dass Dora für diese Heirat bezahlen musste, weil er jeden Cent zur Befriedigung seiner Gläubiger brauchte. Ein feiner Ehemann also. Musste das sein? Aber Dora handelte wohl aus blanker Not und hatte keine Zeit, nach einem besseren Kandidaten zu suchen. Ihre englischen Gäste mögen ihr treu ergeben gewesen sein. Aber so weit, dass einer von ihnen, wenn auch nur zum Schein, eine Jüdin geheiratet hätte, ging ihre Freundschaft nun eben doch nicht.

Für die Rückfahrt hatte sie sich wieder mit Benjamin verabredet. Doch er kam auch dieses Mal nicht, obwohl es für ihn selbst äusserst wichtig gewesen wäre.<sup>69</sup> Er wollte nämlich französischer Staatsbürger werden und brauchte dazu verschiedene Dokumente, die Dora ihm in beglaubigten Kopien beschafft hatte: die Heiratsurkunde, Stefans Geburtsurkunde und das Scheidungsurteil. Diesmal war sie wohl wirklich verärgert über sein Nichterscheinen. Waren ihm seine eigenen Angelegenheiten so unwich-

tig? Und wollte er nicht hören, wie es ihr in England ergangen war? Es hatte nämlich eine unangenehme Überraschung gegeben. Stefan würde nicht «so ohne Weiteres Engländer» werden können, wie die Leute von «Holiday Fellowship» gemeint hatten, sondern frühestens in fünf Jahren. Damit war ein wichtiger Teil ihres Planes gescheitert. Dora war sehr nervös, wahrscheinlich, weil sie nicht wusste, ob es sich hier um eine neue Verordnung handelte oder um eine individuelle Entscheidung der Behörden, die mit dem schlechten Ruf Harry Mörsers zu tun hatte.

### Der «Anschluss»

Schon auf der Rückreise hatte sie zu ihrem Entsetzen erfahren, dass das, was sie alle befürchtet hatten, wirklich geschehen war. Hitlers Truppen waren in Österreich einmarschiert. Das Land war «heim ins Reich» geholt worden. Doch wenigstens drohte dort für Stefan jetzt keine Gefahr mehr. Er hatte das Land gerade noch rechtzeitig verlassen. Was für ein Glück, dass er das «Abiturium» nicht dort gemacht hatte!

Aber was sollte aus ihren anderen Verwandten in Wien werden? Aus ihrer Mutter, Anna Kellner, zum Beispiel, die mit sechsundsiebzig noch immer allein in einer grossen Wohnung lebte, von einer kleinen Witwenpension, um die sie nun ernsthaft bangen musste, umgeben von Erinnerungen an ihren Mann Leon Kellner, dessen Biografie sie wenigstens noch hatte vollenden können. Sie war bei Gerold's, in einem der führenden Verlags-häuser der Republik, erschienen und würde bestimmt bald konfis-

ziert oder verbrannt werden, denn sie enthielt viele Abschnitte über die Juden in Wien und Czernowitz, über Theodor Herzl, über Kellners Hinwendung zum Zionismus und nicht zuletzt über die fast prophetische Voraussicht, die ihn schon Ende des 19. Jahrhunderts hatte sagen lassen:

*Ich will in der Gegenwart den Grundstein legen helfen zu einem Gebäude, welches vielleicht in ferner Zukunft geräumig genug sein wird, um unsere Ur-Urenkel vor Sturm und Ungewitter zu schützen. Wir wollen so viele arme Juden [...] als nur möglich nach den fruchtbaren Teilen von Palästina und Syrien bringen und ihnen dort eine Selbstverwaltung sichern. [...] Ich lebe mit Christen, arbeite mit ihnen, erziehe christliche Kinder und bin jeden Tag, so oft ich meine Klasse betrete, voll stolzer Genugtuung darüber, dass es mir gegönnt war, die Schranken des Vorurteil zu durchbrechen und allen Hindernissen der Geburt, der Erziehung und der bösen Zeitströmung zum Trotze, dem [...] schönsten aller Berufe obliegen zu können. [...] Aber wie viele meiner Stammes- und Glaubensgenossen haben eine [...] solche Gegenwart? Sie haben die erste Hälfte ihres Lebens mit der Vorbereitung für ihren Beruf verbracht, und siehe da! Alle Berufe sind ihnen verschlossen! [...] Und weiss ich, was meinen Kindern bevorsteht?*<sup>70</sup>

Zwei seiner Kinder waren seinem Aufruf gefolgt und lebten seit Langem in Palästina, Viktor als Farmer und Paula als Übersetzerin, Journalistin und Ornithologin. Es ging ihnen gut dort. Anna hätte ihnen jederzeit folgen können. Aber sie wollte weder nach Palästina noch nach Italien gehen, denn ihr Platz war in Wien, wo sie ihren Mann 1928 begraben hatte. Sollte sie ihn, das



Grab auf dem Wiener Zentralfriedhof, die grosse Bibliothek und die vielen Freunde zurücklassen?

Vielleicht hatte sie einfach nicht daran geglaubt, dass es wirklich zum Letzten kommen würde. Denn bis zum Schluss schien es noch gewisse Hoffnungen zu geben. Bundeskanzler Schuschnigg hatte öffentlich erklärt, dass er sich den Nazis entgegenstellen, ja sogar mit Arbeitern und Sozialisten kooperieren wolle, weil sein Ziel ein freies, unabhängiges Österreich sei: *Bis in den Tod! Rot-Weiss-Rot!*

Doch es kam anders. Hitler zwang ihn zum Rücktritt und liess ihn als «Schutzhäftling» einsperren. «Finis Austriae», schrieb der zweiundachtzigjährige Sigmund Freud in sein Tagebuch.

Bevor Hitler persönlich in die Stadt Einzug hielt, mussten Tausende von Juden die Strassen putzen, wahrscheinlich auch Anna Kellner und ihre Enkelin, Hannah Arnold, die in Wien Medizin studierte. Dicht an dicht knieten sie in der Gosse vor alten Putzeimern, von Soldaten mit gezückten Pistolen bewacht. In den nächsten Wochen würden über siebzigtausend Jüdinnen und Juden aus Wien deportiert werden. Und das Schlimmste war: Die Bevölkerung jubelte. Es gab kaum nennenswerten Widerstand. Fast alle «Ostmärker», wie sie von nun an hiessen, waren für den «Anschluss», mehr als neunundneunzig Prozent, wie es in Statistiken hiess.

Jetzt gab es keinen anderen Ausweg mehr. Anna Kellner *musste* nach Palästina auswandern, zu Viktor und Paula, ihren beiden Kindern, denn auch in Italien wäre sie nicht mehr sicher gewesen, allenfalls als gelegentliche Besucherin. Bevor sie abreiste, hatte sie ein Vermögensverzeichnis abzugeben, in dem es hiess, dass sie Jüdin sei, dass auch ihr Mann, Hofrat Dr. Leon

Kellner, «der Rasse nach jüdisch» war und der jüdischen Religion angehört habe, dass sie kein Grund-, Kapital- und Betriebsvermögen besitze, sondern nur eine Rente von 3924 Reichsmark im Jahr. Auf dem Amt stempelte man das Verzeichnis mit «kein Anstand» ab, was auf «Reichsdeutsch» so viel wie «keine Beanstandung» hiess.<sup>71</sup> Über die weiteren Schritte ist wenig bekannt. Vermutlich bezahlten ihre Kinder die Schiffspassage. Sie liess fast alles, was sie hatte, zurück. Aber sie war gerettet.

Als Dora wieder in der Villa Verde ankam, war das Haus voll mit Landsleuten aus Österreich, denen es gerade noch gelungen war, die Grenze zu überschreiten, bevor Mussolini ein Einreiseverbot für österreichische Juden aussprach. Es wurde zwar später wieder gelockert, aber jetzt war es erst einmal da und versetzte die Betroffenen in Panik.<sup>72</sup>

Unter den Gästen waren neue Gesichter, aber auch alte Bekannte: Dr. Emil Huth, der Kardiologe zum Beispiel, der mit seiner Frau über Schottland nach Australien fliehen wollte, dessen Schwager und wahrscheinlich noch viele andere, sodass das Haus zu einem Familien- und Flüchtlingsasyl wurde.<sup>73</sup> Stefan hatte, als Dora in England war, so «umsichtig [und] korrekt» für alle gesorgt, dass sie glaubte ihren Augen nicht zu trauen.<sup>74</sup> Dieser freundliche junge Mann, der sich wie ein Fürsorger oder Therapeut um die verängstigten Gäste kümmerte: War das der «Tunichtgut», den sie vor Monaten fast aufgegeben hätte und schon in der Gosse oder im Gefängnis sah?

## Ein ganz weltfremder, unpolitischer Mensch

Kurz nachdem Dora aus London zurückgekehrt war, besuchte sie den deutschen Honorarkonsul von Sanremo, Otto Carl Geibel. Sie führten ein angenehmes Gespräch in seinem vornehmen Haus am Corso degli Inglesi, in dem man sich wie in einem Salon aus dem 19. Jahrhundert vorkam, zwischen Ölgemälden, wertvollen Antiquitäten, Skulpturen, Vasen und Büchern, die er von seinem Vater, dem Verlagschef von Duncker und Humblot, geerbt hatte. Dora war angeblich nur gekommen, um sich zu verabschieden, bevor sie für längere Zeit nach England ging. Man kannte sich schliesslich seit Jahren und war immer freundlich miteinander umgegangen.<sup>75</sup>

Doch der wahre Grund ihres Kommens war ein anderer. Benjamins deutscher Pass war nämlich abgelaufen. Er hatte nur noch eine französische Carte d'indentité und ein Réfugié-Papier, einen Flüchtlingsausweis, die beide nur begrenzt zur Einreise in andere Länder taugten, besonders seit den neuen verschärften Bestimmungen an fast allen Grenzen. Für Italien brauchte man inzwischen ein Visum, das man nur erhielt, wenn man einen gültigen Pass hatte. Das hiess also: kein Besuch in Sanremo mehr, kein Wiedersehen mit Dora und Stefan. Benjamin wagte es nicht, die Sache selbst in die Hand zu nehmen, auf dem deutschen Konsulat in Paris etwa, das eigentlich zuständig gewesen wäre. Es lag zwar noch nichts gegen ihn vor, ausser dass er Jude war, doch das Ganze war ihm zu heikel. Nein, da setzte er lieber auf Dora, ihr diplomatisches Geschick und ihr Talent, Lügengeschichten zu erzählen.<sup>76</sup>

Sie würde den Konsul schon irgendwie überzeugen, denn sie hatte immer noch eine grosse Wirkung auf Männer.

Dora legte sich enorm ins Zeug und erklärte dem Konsul, dass Benjamin zurzeit in Rom sei, aber bald wieder zurück nach Frankreich wolle, dass ein Bekannter «bei der französischen Botschaft in Rom» ihm dieses eine Mal geholfen habe, aber nur ausnahmsweise, dass er unbedingt einen neuen Pass brauche, um sich frei bewegen zu können, von Frankreich nach Italien etwa, wo ja schliesslich seine Familie lebe.

Der Konsul gab sich zunächst sehr freundlich und versprach, den Pass zu beschaffen, wenn es auch «mehrere Monate» dauern könne.<sup>77</sup> Doch nach ein paar Tagen rief er bei Dora an, offenbar misstrauisch geworden.<sup>78</sup> Er stellte bohrende Fragen nach Benjamins derzeitigem Aufenthaltsort und wollte wissen, was er mit der in Moskau erscheinenden Zeitschrift «Das Wort» zu tun gehabt habe.

«Ach, Herr Konsul, das ist doch schon zig Jahre her», sagte Dora wie aus der Pistole geschossen. – Tatsächlich war es nicht «zig», sondern nicht einmal zwei Jahre her, dass Benjamin für diese Zeitschrift seinen «Ersten Pariser Brief» – *André Gide und sein neuer Gegner* – geschrieben hatte, ein Artikel, in dem einige antifaschistische Reizwörter vorkamen: «das bürgerliche Schrifttum», «der junge Marx», die «herrschende Klasse», «Handlanger des Propagandaministers», «proletarische Klassenkunst».<sup>79</sup> Ansonsten war es ein eher verrätselter Text und keineswegs eine revolutionäre Kampfschrift. Dora sagte also:

*Sie erinnern sich ja vielleicht noch an ihn, Herr Konsul, er ist doch ein ganz weltfremder, unpolitischer Mensch, der nur für seine philosophische Arbeit lebt. Er hat ja mit den Dingen nie etwas zu tun gehabt.*

Doch Geibel ging es weniger um den Inhalt des Aufsatzes als darum, dass «Das Wort» von Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger und Willi Bredel herausgegeben wurde und dass führende antifaschistische Intellektuelle daran mitwirkten: Klaus Mann, Wieland Herzfelde, Arnold Zweig, Egon Erwin Kisch, Ernst Toller, Ludwig Marcuse. Benjamin gehörte nicht zum ständigen Team. Er hatte nur diesen einen Aufsatz für das Blatt geschrieben. Doch das reichte dem Konsul. Er hatte Verdacht geschöpft. Er war zwar kein Nazi, aber er wurde auch nicht gern belogen, zumal er beinahe täglich mit Schwindlern und Gaunern aller Art zu tun hatte, die ihn um Geld oder neue Papiere baten.<sup>80</sup>

Keine Passverlängerung für Walter Benjamin: Das wäre das Ende gewesen. Die Konsequenz: Aberkennung der deutschen Staatsbürgerschaft, vielleicht noch Schlimmeres. Dora beschwor Benjamin, den Pass unbedingt abzuholen, sobald er in Paris angekommen sei. Sie ahnte Unheil und war in höchster Aufregung.

*Wenn Du ihn einmal von dort bekommen hast, wird jede Botschaft ihn Dir verlängern. Gottseidank. Wir sind in einer Zwickmühle. Stefan hat die Aufforderung bekommen, sich zum Heeresdienst zu stellen. Nimmt er an, so wird er Italiener. [...] Nimmt er nicht an, so muss er protestieren. Wir haben uns zu letzterem entschlossen. Das Leben ist sehr schwer. Ich habe genau 20.15 Lire in der Geschäftskasse. Du musst den Pass unbedingt abholen, denn sonst bin ich hier blamiert und das kann, was Stefan betrifft, unabsehbare Folgen haben. Innigste Grüfte. Deine Dora.*<sup>81</sup>



Villa Verde, Sanremo, 2019. Foto: Klaus Kammerichs



Dora Sophie Kellner,  
ca. 1940, Fotograf  
unbekannt. Archiv  
Mona Benjamin,  
London

*L. Solo*

**SANREMO**  
**OSPEDALETTI · BORDIGHERA**  
*Summer · Winter*  
*Italian Riviera*  
**GOLF · ALL SPORTS.**  
*REDUCED RAILWAY TICKETS FROM ALL STATIONS OF THE KINGDOM*

The advertisement features a central illustration of a smiling woman with blonde, wavy hair, wearing a white dress. She is holding a large bouquet of flowers in her left arm and a single flower aloft in her right hand. The background shows a coastal town with buildings and a sea view. The bottom of the illustration is framed by dark, stylized grass. The text is arranged in a bold, sans-serif font, with the location names and 'GOLF · ALL SPORTS.' in all caps, and the promotional text in italics. A small circular logo is visible on the left side of the text block.



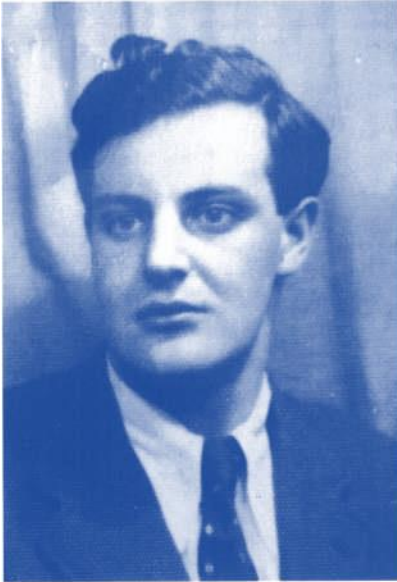
Werbeplakat für Sanremo, ca. 1937,  
Fotograf unbekannt

*S. Remo.*



Promenade von Sanremo, Ansichtskarte, ca. 1934, Fotograf unbekannt





Stefan Benjamin, Passfoto,  
ca. 1940, Archiv Mona  
Benjamin, London



Walter Benjamins Enkelinnen Kim (l.) und Mona (r.) mit den Urenkeln Ruby  
(l.) und Jack (r.) in London, 2019. Foto: Klaus Kammerichs

## KAPITEL IV

### Das Ende der Villa Verde

1939-1940

#### Nichts Ruhendes aufwühlen!

Stefan hatte also doch den gefürchteten Brief bekommen, die Mitteilung seiner Einberufung zum italienischen Militär. Ausgerechnet jetzt, im zweiten Jahr des Spanischen Bürgerkriegs, der fortfuhr, «Spanien in eine Wüste zu verwandeln», wie die «Pariser Tageszeitung» schrieb.<sup>1</sup> Gandesa, Lérida, Balaguer, Bielsa – Francos faschistische Truppen marschierten überall vor, mit einem Höchstmass an Brutalität, unterstützt von 80 000 italienischen Soldaten, die teils freiwillig, teils als Zwangsrekrutierte mitwirkten. Der Brief kam gerade in dem Moment, als es hiess, dass in Barcelona etwa tausend Zivilisten getötet worden seien. Waren auch Benjamins Freunde, Grete und Alfred Cohn, darunter, die noch immer in Barcelona lebten? Man hatte lange nichts mehr von ihnen gehört. So wenig wie von Fritz Fränkel, einem weiteren alten Freund aus Berlin, der jetzt als Arzt für die Internationalen Brigaden arbeitete. Sollte Stefan etwa nach Spanien gehen, um auf Juden, Brigadisten und Republikaner zu schiessen,

auf Menschen, die ihm seit seiner Kindheit vertraut waren und in seinem Grunewalder Elternhaus ein und aus gegangen waren?

Doch es kam noch schlimmer. Benjamins neuer deutscher Pass traf tatsächlich in Paris ein, früher als erwartet sogar, aber er holte ihn nicht ab. Der Brief, in dem er Dora seine Gründe erklärte, ist nicht erhalten. Wahrscheinlich hatte er Angst, aufs Konsulat zu gehen, Angst, seine französische Einbürgerung zu gefährden, Angst vor Verhaftung oder der Aberkennung seines Réfugié-Papiers. Er bat Dora, dem Konsul, Otto Carl Geibel, zu sagen, dass er zurzeit in Amerika sei und den Pass erst später abholen könne. Dora fand das naiv, ja absurd. Kein Mensch könne ohne gültigen Pass nach Amerika reisen. Sie sei ja gut im Erfinden von Lügengeschichten. Aber so etwas könne sie dem Konsul beim besten Willen nicht auftischen.<sup>2</sup>

Stefan, fuhr sie fort, habe inzwischen bei der Militärbehörde vorgesprochen, um einen Aufschub seiner Einberufung zu erreichen. Mit viel Überzeugungskraft und Hilfe des deutschen Konsuls sei es ihm gelungen, den italienischen Beamten zu erklären, dass er Erbsachelegenheiten in Wien zu erledigen habe, wofür er noch zwei Jahre Zeit brauchen würde. Das war zwar, wie üblich, eine reine Erfindung, eine Notlüge. Denn es gab in Wien nichts mehr, was zu erben gewesen wäre. Anna Kellner war fort. Haus- oder Grundbesitz hatten nie existiert. Die Bibliothek war in alle Winde zerstreut. Wo hätte da eine Erbschaft sein sollen?

Aber Geibel hatte offenbar Mitleid mit dem jungen Mann, den er nun schon seit Jahren kannte. Sie seien also weiterhin auf ihn angewiesen, schrieb Dora an Benjamin. Wenn er sich hintergangen fühle, sei er in der Lage, sich empfindlich zu rächen. Sie be-

greife zwar Benjamins «Widerstände gegen all dies», könne aber nichts weiter tun, als dem Konsul zu sagen, er sei irgendwo in der französischen Provinz und würde den Pass später abholen. «Endlos» werde sie allerdings nicht für ihn lügen können.

Ihre Aufregung ist gut zu verstehen, denn die Verlängerung eines Passes für Juden im Ausland war inzwischen enorm schwierig geworden und in der Regel nur nach Befragung der Gestapo des Heimortes möglich, die ihrerseits mehr oder weniger willkürlich entschied, wem sie ihre Zustimmung gab und wem nicht.

Geibel hatte, obwohl misstrauisch geworden, diese Anfrage bislang noch nicht gestellt, auch nicht in Genua, sonst wäre der Pass erst gar nicht ausgestellt worden, umso weniger, als der neue Konsul Ludwig Mayr-Falkenberg kein Nachsehen mit einem Antragsteller wie Benjamin gehabt hätte, der als Freund berühmter Antifaschisten bekannt war.

Benjamin versuchte, Dora zu beruhigen. Seine Einbürgerung als Franzose stehe kurz bevor. Bis dahin sei er auf das Réfugié-Papier angewiesen. Auf dem deutschen Konsulat in Paris verlange man jedoch «eine eidesstattliche Versicherung», dass man es *nicht* beantragt habe. Entweder Réfugié oder Deutscher. Man müsse sich schon entscheiden. Falsche Angaben würden als «Urkundenerschleichung» gewertet, eine teuflische Zwickmühle. Auch er sei natürlich sehr «niedergeschlagen». Am meisten bedrücke ihn, dass er nicht wisse, wann sie sich wiedersehen würden. Es sei wohl am besten, die alte Strategie «*quieta non movere*», «Ruhendes soll man nicht aufwühlen» zu befolgen, sprich: vorerst gar nichts zu tun. Das Wichtigste für sie alle sei jetzt die Zukunft von Stefan.<sup>3</sup>

## Staatsbesuch

Vielleicht war es wirklich das Beste, sich ganz still zu verhalten, denn im Mai 1938 stand ein Staatsbesuch Hitlers in Italien an, der als gigantisches Schauspiel mit Stationen in Rom, Florenz und Neapel inszeniert werden sollte. Da Hitler nicht mit dem Auto, sondern mit einem Sonderzug anreisen würde, waren fast alle hässlichen Häuser entlang der Bahnstrecke abgerissen worden. Die freien Flächen hatte man in Wiesen verwandelt, auf denen Ziegen, Schafe und Kühe weideten. In Rom hatte man eigens einen neuen Bahnhof gebaut, raffiniert angestrahlt, da der Zug spät am Abend einfuhr, während eine Kapelle die deutsche Nationalhymne blies. Hitler trat als Erster auf den Bahnsteig und begrüßte zunächst den König, dann Mussolini, beide mit dem «saluto romano», dem faschistischen Gruss. Vor dem Bahnhof warteten fünfundzwanzig Kutschen, die sein Gefolge und ihn durch die Stadt fahren sollten. Ein Bühnenbildner war beauftragt worden, ganz Rom mit Pappmache zu dekorieren und die sieben Hügel in bengalisches Licht zu tauchen. Überall wehten Hakenkreuzfahnen und Trikoloren, dazwischen die rot-blauen Federbüsche der Carabinieri. Unter Kanonendonner rief die begeisterte Menge «Hitler, Hitler!», während Jagdhörner das Horst-Wessel-Lied intonierten.

Mit Hitler waren auch Goebbels und Ribbentrop gekommen, Himmler und Hess, Hans Frank, Hitlers Leibarzt und viele andere. Nur Göring war in Berlin geblieben, «um das Haus zu hüten».<sup>4</sup> – Das ganze Ensemble, erinnerte sich ein junger italienischer Aristokrat, der zur Begleitung Hitlers abkommandiert worden war, habe einen makabren Eindruck gemacht. Joseph Goeb-

bels mit dem Gesicht eines listigen Fuchses, Himmler, völlig durchschnittlich wirkend, wenn er nicht diesen starren Fischblick gehabt hätte, Hitler in permanenter Ehrfurcht erstarrt, wenig sprechend, aber dauernd sandige Kekse kauend, die er den üppigen italienischen Buffets vorgezogen habe.<sup>5</sup>

Der Chronist, Bianchi Bandinelli, vergass in dieser launigen Schilderung zu erwähnen, dass zur gleichen Zeit die Gefängnisse überfüllt waren, ob mit Juden, Emigranten, Antifaschisten oder kritischen Journalisten, die «im Rahmen einer Verhaftungswelle ohnegleichen» in «Schutzhaft» genommen worden waren. Auch wenn Papst Pius XI. dem Staatsbesuch fernblieb und «Herrn Hitler [...] den grössten Feind Christi und seiner Kirche» nannte – es war sinnlos, sich Illusionen zu machen.<sup>6</sup> Man munkelte, dass schon bald neue Gesetze erlassen werden sollten, «Rassengesetze». Dora begann immer mehr daran zu zweifeln, ob Italien noch lange «eine Bleibe» für sie sein könnte.

Nach diesem Staatsbesuch schrieb Stefan an seinen Vater, er sei wohl der einzige in Sanremo lebende Deutsche, der *nicht* in «Präventivhaft» genommen worden sei und sich *nicht* zwei Mal am Tag bei der Polizei habe melden müssen. Es komme aber täglich ein italienischer Kommissar in die Villa Verde, der ihn bitte, im deutschen Hospital, dem Kaiser-Friedrich-Krankenhaus in der Via Goethe, nachzufragen, ob sich dort vielleicht Landsleute versteckt hielten. Der Kommissar hatte eine Liste verdächtiger Namen bei sich, die er aber nicht verständlich aussprechen konnte.<sup>7</sup>

Stefan versuchte, möglichst unbefangen zu klingen. Er gebe jetzt dem Vater «seines» Amerikaners, dem Bestattungsunterneh-

mer, Deutschunterricht, wofür er gut bezahlt werde. Und er könne, so oft er wolle, mit dem Fahrrad nach Frankreich fahren. Im Grunde müsse er eigentlich ganz zufrieden sein. Vorläufig vom Militär befreit, nicht politisch verfolgt und mit etwas Geld ausgestattet. Seine Wiener Freunde seien zum Teil so verzweifelt, dass sie sich zur Fremdenlegion melden wollten. Ob das nicht Wahnsinn sei?

Übrigens fuhr er fort, seine abenteuerlichen Touren zu machen und seinem Vater ausführlich darüber zu berichten. Er unternahm einen Abstecher nach Triest und versuchte, dort für ein paar Monate Arbeit zu finden, bei einem jüdischen Zementfabrikanten namens Stock, woraus aber nichts wurde, wanderte bei dieser Gelegenheit im Gebirge herum, auf unwegsamen Pfaden zwischen Italien, Österreich und Jugoslawien, lernte die kleine Grenzstadt Tarvisio kennen, die vor Kasernen nur so «starrte», trank viel Slibowitz, führte interessante Gespräche mit SS-Leuten, die ihn für einen strammen deutschen Wanderer hielten. Eigentlich, meinte er, könne es doch gar nicht so schwer sein zu fliehen, wenn man nur die richtigen Grenzwege kenne und sich vorher in einer Kneipe etwas Mut antrinke.<sup>8</sup>

### Neue Liebe?

Benjamin verbrachte den Sommer 1938 wieder bei den Brechts, wo er fast drei Monate blieb. Dora, die den «furchtbaren Brecht» eigentlich überhaupt nicht mochte, vermutlich wegen seiner zahlreichen Frauengeschichten,<sup>9</sup> versuchte dieses Mal nicht, ihn da-

von abzuhalten. Im Gegenteil, zu seinem 46. Geburtstag am 15. Juli wünschte sie ihm gute Erholung und legte ihm eine kleine Geldsendung bei, die er für «etwas Essbares» verwenden möge. Sie wünsche ihm Ruhe und Konzentration, das Einzige, was in diesen Zeiten noch übrigbleibe.<sup>10</sup>

Ruhe zum Arbeiten hätte er in diesem Jahr – 1938 – bei ihr ohnehin nicht gefunden. Denn sie hatte das Haus wieder voller Engländer von der «Holiday Fellowship». Die Beliebtheit dieser Organisation hatte in nur einem Jahr enorm zugenommen. Die Mitgliederzahl war von 5'000 auf 38'000 gestiegen. Es gab Niederlassungen in jeder grösseren englischen Stadt und 22 regelmässig besuchte Quartiere im Ausland, darunter die Villa Verde.<sup>11</sup> Man beschränkte sich nicht darauf, preiswerte Reisen anzubieten, sondern organisierte auch Tanzabende, Ausflüge, Sozialberatungen und gemeinsame Essen. Unter den ehrenamtlichen Leitern war ein gewisser Frank Shaw, der im Sommer 1938 mit einer Jugendgruppe in die Villa Verde kam. Er war sechs Jahre älter als Dora, hatte am Ersten Weltkrieg teilgenommen, war lange Zeit Dozent in Burma gewesen und lebte jetzt wieder in London, wo er am Woolwich Technical College lehrte, ein ruhiger, freundlicher Mann, der gern Pfeife rauchte und warme Strickjacken trug.<sup>12</sup> Dora und er waren sich auf Anhieb sympathisch. Die ganz grosse Liebe wie zu Benjamin oder Ernst Schoen war es vielleicht nicht, aber sie taten sich gut und würden für den Rest ihres Lebens zusammenbleiben.

Die Mitglieder von «Holiday Fellowship» waren aber nicht nur angenehme, sondern auch nützliche Gäste. Einige hatten enge Beziehungen zur Regierung, Lady Mary Carter zum Beispiel, aus



altem Adelsgeschlecht stammend, Cousine eines hochdekorierten Offiziers der Royal Airforce.<sup>13</sup> Sie meinte, es sei kein Problem, Stefan nach England zu bringen und seine Einbürgerung mit Nachdruck zu betreiben, auch wenn die Behörden etwas anderes gesagt hätten. Für Kost und Logis sei gesorgt. Sie habe nämlich einen Patensohn, einen Arzt, Dr. Hugh Pennefather Warren,<sup>14</sup> der mit seiner Frau am Rand von London lebe und bereit sei, Stefan als «zahlenden Gast» bei sich aufzunehmen. Vielleicht könne er dort sogar sein «Abiturium» nachmachen.<sup>15</sup>

### Rassistisches Manifest

Es wurde tatsächlich höchste Zeit für Stefan, denn am 14. Juli 1938 erschien im «Giornale Italia» ein «Manifest der rassistischen Wissenschaftler», das von Mussolini in Auftrag gegeben worden war. Hauptautor war ein Anthropologe aus Rom, Guido Landra. Aber auch Pathologen, Kinderärzte, Psychiater, Zoologen und Biologen, «fast alle ohne Rang und Namen»,<sup>16</sup> hatten mitgewirkt. Die Abhandlung, die sich wertfrei und akademisch gab, ging von einer natürlichen Ungleichwertigkeit der «Rassen» aus und gipfelte in der Feststellung:

*Die Juden gehören nicht zur italienischen Rasse. Von den Semiten, die im Laufe der Jahrhunderte auf dem heiligen Boden unseres Landes gelandet sind, ist im Allgemeinen nichts geblieben. Selbst die arabische Besetzung Siziliens hat nur die Erinnerung an ein paar Namen hinterlassen. [...] Die Juden stellen die einzi-*

*ge Bevölkerung dar, die sich in Italien nie assimiliert hat, weil sie aus aussereuropäischen rassistischen Elementen besteht, die sich absolut von den Elementen unterscheiden, aus denen die Italiener entstanden sind.*

Das war eine infame Lüge, denn schon 1871 hatten dem italienischen Parlament elf jüdische Abgeordnete angehört. Von 1907 bis 1913 war ein Jude, Ernesto Nathan, Bürgermeister von Rom. Er meldete sich noch mit siebzig freiwillig zum Ersten Weltkrieg und nahm an einer grossen Schlacht in den Dolomiten teil. Juden bekleideten hohe Regierungs- und Offiziersämter, beteiligten sich am berühmten «Marsch auf Rom» (1922) und waren Mitglieder der faschistischen Partei. Mussolini selbst hatte immer wieder erklärt, in Italien gebe es kein «jüdisches Problem», weshalb er noch 1932 einen Juden, Guido Jung, zum Finanzminister berufen hatte.<sup>17</sup> Auch der Vorsteher der jüdischen Gemeinde von Sanremo, Giuseppe Diena, ein aus Mailand stammender Buchhalter, war Faschist, der strikt auf Einhaltung aller behördlichen Vorschriften pochte und der Obrigkeit daher hochwillkommen war.<sup>18</sup>

Woran lag es, dass Mussolini plötzlich seine Meinung geändert hatte und nun doch von der «jüdischen Rasse» sprach, ja sogar eine Abteilung für «Demographie und Rasse» gegründet hatte, die dem Innenministerium unterstellt wurde? Weil er die «Achse Berlin-Rom» nicht gefährden wollte. Weil er alles tat, um das Bündnis mit Hitler zu stärken. Nur kein Dissens, nur keine Abweichung in Grundsatzfragen. Es sollte zwar weder Strassenterror noch brennende Synagogen geben. Aber Solidarität musste nun einmal sein. Darum wurde im August 1938 eine Volkszählung durchge-

führt, die vor allem zum Ziel hatte, festzustellen, wie viele Juden in Italien lebten.

Es waren, In- und Ausländer zusammengerechnet, um die 58'000, nicht einmal ein Prozent der Gesamtbevölkerung, die sich hauptsächlich auf Rom, Mailand, Triest und Florenz verteilten. In Sanremo sollen 1938 etwa 179 Juden gelebt haben, die meisten davon Flüchtlinge oder Emigranten. Sie trafen sich seit 1937 im Saal einer koscheren Pension namens «Felice».<sup>19</sup> Es war keine richtige «Gemeinde», sondern eine «Sektion», die dem Oberrabbiner von Genua unterstand. Die Stimmung war nicht gut, weil die Mitglieder sich nicht vertrugen und ihrem Vorsteher heftig misstrauten. Er verhielt sich wie ein Steuereintreiber und Bürokrat, führte penibel Buch über Geburten, Hochzeiten und Todesfälle, beschwerte sich, wenn jemand sich seiner Aufsicht entzog, und *warnte* die ihm anvertrauten Juden nicht etwa vor der Volkszählung, sondern forderte sie auf, eifrig mitzumachen:

*Es wäre schon zufriedenstellend, wenigstens ein Dutzend Formulare zurückzubekommen, denn viele der Religionsangehörigen [...] sind alt, Frauen oder auch Ausländer und misstrauen generell Fragen der Art, wie sie in der Volkszählung gelistet sind, sie befürchten, sich zu compromittieren und füllen die Formulare lieber überhaupt nicht aus.*<sup>20</sup>

Dora ignorierte die Zählung, weil sie «Engländerin» war. Stefan erhielt angeblich kein Formular.<sup>21</sup> Er war ja noch Deutscher. Oder schon Jungfaschist? Oder, da 1918 in Bern geboren, etwa Schweizer? Trotz aller Anstrengungen von Giuseppe Diena war und blieb eben alles sehr chaotisch. Es fehlte die deutsche Gründlichkeit. Die ganze «bürokratische Maschinerie arbeitete mit ge-

ringerer Präzision» als die preussische, «Anordnungen der Ministerien wurden auf der unteren Ebene [...] vielfach verschleppt. [...] Zudem standen weitere Kreise der Bevölkerung [...] der Rassenpolitik ablehnend gegenüber und empfanden sie [...] als etwas, das von aussen aufgesetzt war und der eigenen Tradition widersprach.»<sup>22</sup> So sah es auch Dora, die mit der Mehrheit ihrer italienischen Nachbarn befreundet war und keinen Antisemitismus zu spüren bekam.

### Nicht die Nerven verlieren

Und trotzdem: Ab September 1938 wurden so viele «Rassengesetze» erlassen, dass man kaum noch folgen konnte: «Massnahmen zur Verteidigung der Rasse in der Schule», «Massnahmen zur Abwehr ausländischer Juden», «Bildung eines Rassengerichts», Entlassung jüdischer Offiziere aus dem Militärdienst, Entlassung aller jüdischen Professoren, Lehrer, Schüler und Studenten, Verbot der Eheschliessung zwischen Christen und Juden, Verbot der Ausübung freier Berufe, Begrenzung von Immobilieneigentum ...<sup>23</sup>

Die für Dora und Stefan schlimmste dieser Massnahmen war das Ausweisungsdekret vom 7. September 1938, mit dem alle «ausländischen Juden», die sich nach dem 1. Januar 1919 in Italien niedergelassen hatten, aufgefordert wurden, das Land bis zum 12. März 1939 zu verlassen. Andernfalls drohten Haftstrafen und Abschiebung.<sup>24</sup>

Dora war nun entschlossen, nicht länger zu warten, sondern

Stefan nach England zu schicken, und zwar sofort. Sie beschaffte ihm «mit unendlichen Tricks und Lügengeschichten» ein englisches Visum und liess ihn nach London reisen, zu den Warrens, «ganz besonders reizende(n) und angenehme(n), wohlhabende(n) Leuten», die ihn für vorerst sechs Monate bei sich aufnehmen wollten.<sup>25</sup> Doras Devise war: Nur nicht die Nerven verlieren!

Am 17. September 1938, auf dem Höhepunkt der sogenannten «Sudetenkrise», in der alles bedenklich nach Krieg aussah, fuhr Stefan ab. Schweren Herzens, da er wieder einmal sein Zuhause verlassen musste, wo er sich gerade so gut eingelebt hatte. Als er mit der Fähre in Dover ankam, gab es Probleme. Man bezweifelte die Echtheit seines Visums und wollte ihn wieder zurückschicken. Die Warrens mussten persönlich erscheinen und für ihn bürgen.<sup>26</sup>

Seine neue Heimat hiess Enfield, ein Stadtteil im äussersten Nordosten Londons, wo seine Pflegeeltern eine ärztliche Praxis, eine «surgery» betrieben, an der Ordnance Road Nr. 171. Es war eine ziemlich üble Gegend, ein harter Kontrast zu Sanremo, Berlin oder gar Wien. Fabrik neben Fabrik, Arbeiterhaus neben Arbeiterhaus, ein träges Flüsschen, der River Lee, kein Fleckchen Grün ausser einem weit entfernten Stadtpark, die Luft verpestet von Abgasen der Waffen-, Chemie- und Elektroindustrie, die sich seit dem 19. Jahrhundert hier angesiedelt hatte. Im Ersten Weltkrieg war der Ort stark zerstört und nur notdürftig wieder aufgebaut worden. Ausser einem Kino und zwei Brauhäusern gab es wenig Gelegenheit, sich zu amüsieren, dafür viele Arme und Bettler, ja sogar Diebe und Hehler, die die Strassen unsicher machten.<sup>27</sup>

Aber egal. Hauptsache, Stefan war in Sicherheit, wenn er sich auch manchmal recht unwohl fühlte. Denn obwohl die Warrens tatsächlich reizend waren, durften sie nicht wissen, dass er «J.» war.<sup>28</sup> Warum nicht? Vielleicht, weil es auch in Enfield einige Juden gab, besonders aus Polen, die allgemein nicht besonders beliebt waren?

Dora hatte vor, Stefan nach London zu folgen, aber nicht sofort und auf Dauer. Sie hatte zu viel Zeit, Geld und Liebe in die Villa Verde gesteckt, um sie kampflos aufzugeben. Ihr Plan war, sich in London etwas Neues aufzubauen und die Pension pro forma in andere Hände zu geben. In der Zwischenzeit wollte sie als «Touristin» hin- und herpendeln, um nach dem Rechten zu sehen. Damit hoffte sie, das «Ausweisungsdekret» umgehen zu können.<sup>29</sup>

Das alles wäre kein Problem gewesen, wenn Polito, ihr italienischer Strohhalm, noch gelebt hätte. Aber nun war er tot, und es gab keinen Ersatz. Fast alle Freundinnen und Freunde, die in Frage gekommen wären, waren Juden oder Ausländer oder beides, also ungeeignet. blieb nur noch eine alte Freundin aus Berlin, Lucie Ceconi, die inzwischen in Rom lebte, aber oft in Sanremo zu Besuch war. Eigentlich war auch sie eine Jüdin, eine geborene Oberwarth, aber da sie ein paar Jahre mit einem Italiener, Ermanno Ceconi, verheiratet gewesen war, besass sie die italienische Staatsbürgerschaft und war sogar Katholikin geworden.<sup>30</sup>

## Lucie Ceconi

Sie war sechzehn Jahre älter als Dora, fast eine Mutterfigur, eine schöne, schmale, schwarzhaarige Frau, perfekt zweisprachig, sehr lebenserfahren und umwerfend witzig. Ihr erster Ehemann war der berühmte Kunsthändler Paul Cassirer, mit dem sie zwei Kinder hatte, ihr zweiter ebenjener Ermanno Ceconi, eigentlich Zahnarzt, vor allem aber Casanova, der seine berühmte Ehefrau Nummer eins, die Schriftstellerin Ricarda Huch, zu ihrem Roman «Der Fall Deruga» inspiriert hatte.

Er hatte zeitweilig in München praktiziert, wo sich auch Thomas Mann und dessen Kinder von ihm behandeln liessen, weil er ganz anders als übliche Zahnärzte war, geistreich, gebildet und mit einem so komischen Akzent sprechend, dass man die Zahnschmerzen dabei völlig vergass.<sup>31</sup>

Viele Frauen waren in ihn vernarrt, aber alle stellten fest, dass man nicht mit ihm leben konnte, so auch Lucie, die sich 1916 von ihm scheiden liess. Doch ihre Liebe zu Italien und der italienischen Sprache blieb bestehen. Sie gab Sprachkurse im Radio,<sup>32</sup> übertrug Lieder von Verdi ins Deutsche,<sup>33</sup> übersetzte den italienisch-jüdischen Skandalautor Pitigrilli<sup>34</sup> und verfasste selbst einen Bestseller, «1'000 Worte Italienisch», der auch Dora beim Erlernen der italienischen Sprache geholfen hatte und als Standardwerk in der Villa Verde auslag.<sup>35</sup>

Dieses Buch, aus zwölf Heften mit Unterrichtsmaterialien bestehend, ursprünglich bei Ullstein erschienen, wurde in hunderttausendfacher Auflage verkauft, auch nach 1933, als der Ullstein-Verlag bereits «Deutscher Verlag Berlin» hiess, aber immer noch

die berühmte Eule im Logo trug. Es war kein normales Lehrbuch, sondern eine Anekdotensammlung mit eingestreuten Lektionen, illustriert mit köstlichen Zeichnungen im Stil der zwanziger Jahre, die das italienische Leben liebevoll karikierten: ein Kind, das vergeblich versucht, Spaghetti zu essen, eine Grossfamilie am Tisch, die sich wild gestikulierend um das grösste Stück Fleisch streitet, sich balgende Strassenhunde, der römische Karneval, Oberkellner mit der Eleganz von Ballett-Tänzern, die leicht kitschige Schönheit von Capri, der romantische Liebhaber mit seiner Gitarre, der Sammler antiker Scherben, der malende Philosoph am Meeresstrand ...

«Ein bisschen Italienisch» könnten wir doch alle, schreibt die Autorin in ihrem Vorwort. Spaghetti, Chianti, Andante, Dolce far niente, wer kenne das nicht? Was aber nicht dagegen spreche, noch etwas mehr zu lernen, besonders, wenn man zu längerem Aufenthalt unter den «cielo azzurro italiano», den blauen Himmel Italiens, fahren wolle, der übrigens keine Erfindung von Fotografen, sondern eine Tatsache sei. Jeder Lektion sind Betrachtungen über Land und Leute vorangestellt. Über den Besuch im Restaurant heisst es zum Beispiel:

*Oft entspinnt sich [...] von Tisch zu Tisch eine Unterhaltung, an der Sie zunächst zuhörend, bald vielleicht auch mitwirkend teilnehmen können. Es werden mit ausserordentlichem Stimm-aufwand die neuesten Tagesereignisse durchgesprochen, die geliebten und unentbehrlichen Zeitungen wandern von Tisch zu Tisch. Politische Debatten, an denen Sie sich besser nicht beteiligen, [...] entspinnen sich, und mit Freude (vielleicht auch mit etwas Neid) sieht man, dass die Verschiedenheit der politischen An-*



*sichten hier nicht Hass und Wut erzeugt, sondern eine gewisse sportliche Kampfesfreude. Niemals vergessen die Streitenden ganz, dass sie im Grunde die besten Freunde sind.*

Diese Frau also war Doras Freundin, was nicht weiter wundert, denn sie waren sich mental ziemlich ähnlich. War das nicht die ideale Vertreterin? Und dazu noch beinahe unangreifbar für die Behörden? Von der Hotellerie verstand sie zwar nichts, aber sie wollte ein paar «Damen» mitbringen, die ihr in praktischen Dingen zur Hand gehen würden.

### **Noch einmal Otto Zoff**

Der Sommer 1938 war besonders heiss. Dora erlitt einen Sonnenstich, hatte furchtbare Schmerzen und fühlte sich wie nach einer Gehirnerschütterung. Eigentlich neigte sie überhaupt nicht zum Klagen, doch jetzt schrieb sie an Benjamin, sie sei nicht mehr so «arbeitsfähig» wie früher und hoffe, die Übersiedlung nach England überhaupt noch zu schaffen.<sup>36</sup> Ihre Briefe an ihn klingen freundlich und zugewandt wie immer. Nur über ihre Gäste liess sie sich manchmal etwas gereizt aus, über Otto Zoff zum Beispiel, der wieder einmal eine Woche lang da war, mit seiner «Frau», wie sie leicht süffisant bemerkte. Er sei «ein blöder Hund», schrieb sie an Benjamin, wenn sie auch zugestand, dass er durch sein unstetes Emigrantenleben und den «Anschluss» Österreichs an das Deutsche Reich «ganz zerrüttet» sei.<sup>37</sup>

Nach Hitlers Einmarsch hatte er zwar nicht fliehen müssen, da er sich ohnehin schon im Ausland befand, doch er hatte, wie vor-

ausgesehen, alle Aufträge verloren, ob in Deutschland oder in Österreich. Mit seiner hochschwangeren Frau Liselotte lebte er mal in Doras Pension, mal in Absteigen, die er nicht bezahlen konnte. Er schrieb verzweifelte Briefe an Hubertus Prinz zu Löwenstein, den Leiter der Hilfsorganisation «American Guild for German Cultural Freedom». Er sei «Halbarier» und dürfe nirgends mehr publizieren. Bisher habe er noch niemanden um Hilfe gebeten, da er auf den Erfolg seines Buches über die «Hugenotten» vertraut habe, doch nun gebe es seinen alten Verlag, Tal in Leipzig, nicht mehr. Er arbeite an einem weiteren grossen Werk über «Die Diktatur Napoleons», das er gerade jetzt für sehr wichtig halte. Aber er sei völlig mittellos. Schon ein kleiner Zuschuss würde ihm helfen.<sup>38</sup>

Die «American Guild» wurde mit Anfragen dieser Art überschwemmt. Jeder meinte, der Einzige zu sein. Jeder hielt seinen Fall für besonders tragisch. Allein in Sanremo gab es eine Reihe von Emigranten, die unentwegt Klagebriefe verschickten, der Wiener Autor Ernst Wolff zum Beispiel, der behauptete, vierzehn Romane geschrieben zu haben und in Hollywood «kein Unbekannter» zu sein. Jetzt warte er auf sein amerikanisches Visum. Doch er lebe «in unbeschreiblichem Elend», liege nur noch im Bett und sei «buchstäblich am Verhungern und [...] am Ende».<sup>39</sup>

Institutionen wie die «American Guild» konnten nicht allen und vor allem nicht immer sofort helfen. Die lokalen jüdischen Hilfskomitees auch nicht, zumal sie selbst unter schärfster staatlicher Kontrolle standen und ständig befürchten mussten, verboten zu werden. Also kamen viele dieser Unglücklichen zu Dora. Aber sie war kein Hilfskomitee. Sie war eine hart arbeitende Geschäfts-

frau, die sich aus dem Nichts eine gut gehende Pension aufgebaut hatte und manchmal selbst am Rand ihrer Kräfte war. Sie war bestimmt nicht unsozial oder ohne Mitgefühl. Dazu war sie zu sehr im Geist zionistischer Solidarität erzogen worden. Doch sie mochte dieses Selbstmitleid, diese Larmoyanz nicht, die besonders männliche Emigranten oft an den Tag legten: nur keine Kompromisse, nur keine prosaische Arbeit, nur kein Versuch, sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Das wurde allenfalls von den Frauen erwartet, die im Exil stricken, kochen oder putzen mussten, Kinder betreuen oder Adressen abschreiben.<sup>40</sup> War es ein Wunder, dass Dora manchmal genug davon hatte, auch von Otto Zoff, der sie nicht ein einziges Mal fragte, ob er im Gegenzug zu freier Kost und Logis etwas Praktisches tun könne, im Garten helfen, Reparaturen machen oder dergleichen?

### **Zur Abschreckung**

Am 15. Oktober 1938 war Dora gesundheitlich so weit wiederhergestellt, dass sie nach London fahren konnte, um sich ein neues Domizil zu suchen, eine Alternative zur Villa Verde. In Paris wollte sie sich eigentlich wieder mit Benjamin treffen. Aber daraus wurde auch dieses Mal nichts, da er gerade auf dem Rückweg von Dänemark war und ihre Nachricht zu spät erhalten hatte.

Als sie in London ankam, nahm sie sich zunächst ein Zimmer in Notting Hill. Von dort aus sah sie sich nach einem geeigneten

Objekt um, das sie auch alsbald fand: Bayswater, Leinster Square 61-63. Es war ein prächtiges viktorianisches Haus, weiss, dreistöckig, mit Balkonen, Erkern und Säulen, in dem sich bereits ein Hotel befand, das Camborne Hotel. Zurzeit war es günstig zu vermieten oder zu verpachten. Zusammen mit Frank Shaw, ihrem neuen Lebensgefährten, schloss sie einen Vertrag ab und begann sofort, es als Boardinghouse zu betreiben, mit Unterkünften für Studenten, Durchreisende und Junggesellen, die sich keine Wohnung nehmen wollten oder konnten.<sup>41</sup>

Unterdessen wurden die Nachrichten vom Festland immer bedrohlicher. Am 7. November 1938 war der siebzehnjährige Herschel Grynszpan, ein in Hannover geborener Pole, in der deutschen Botschaft in Paris erschienen und hatte verlangt, einen Diplomaten zu sprechen. Obwohl er zerlumpt, hungrig und sehr jüdisch aussah, führte man ihn zu einem Legationssekretär, Ernst vom Rath. Ohne auch nur ein Wort mit ihm zu wechseln, zog er einen Revolver und gab fünf Schüsse ab, die vom Rath in Schulter und Milz trafen. Grynszpan wollte sich dafür rächen, dass seine Familie im Rahmen der sogenannten «Polenaktion» an die polnische Grenze deportiert worden war, obwohl sie schon seit siebenundzwanzig Jahren in Deutschland lebte. Zwei Tage später starb vom Rath an den Folgen des Attentats.

Sein Tod war der Anlass für die Reichspogromnacht, zu der Goebbels für den 9. November 1938 aufrief. Fast keine Synagoge, fast kein jüdisches Geschäft in Deutschland blieb davon verschont, fast kein Privathaus, in dem noch Juden und Jüdinnen lebten. In der Brandnacht und in den Tagen danach wurden rund

25'000 Juden verhaftet und in Konzentrationslager gebracht. Mehr als achthundert kamen darin um.

Von denjenigen, die sich retten konnten, machten sich viele auf den Weg nach Italien, das immer noch ein begehrtes Zufluchtsland war, trotz seiner Rassengesetze. Denn noch war es für Juden aus Deutschland erlaubt, die Grenze «zum Zweck der Einschiffung, des Tourismus, der Kur und zu geschäftlichen Zwecken» zu überschreiten, wenn sie versicherten, dass sie nur drei Monate bleiben würden.<sup>42</sup> Auch nach Sanremo ergossen sich neue Flüchtlingsströme. Wahrscheinlich auch in die Villa Verde, wo jetzt Lucie Ceconi und «ihre Damen» das Regiment führten, unterstützt von einer tschechischen Jüdin namens Rosa Weiss und deren Mann Giuseppe Stern, über deren Identität nichts weiter bekannt ist.<sup>43</sup>

Doch die Zeiten, in denen man sich in Sanremo gut erholen konnte, waren vorbei, zumindest für Juden. Es war ihnen nicht mehr möglich, unbeschwert am Strand entlangzuspazieren, ins Casino zu gehen oder sich in ein Café zu setzen, sie konnten nicht einmal mehr in Ruhe einkaufen, denn überall warteten Polizisten, die bohrende Fragen stellten: Waren sie «nur» Touristen oder in Italien wohnhaft? Wann würden sie wieder abfahren und wohin? Auswärtige Juden konnten unter diesen Umständen schnell wieder abreisen. Die in Sanremo ansässigen nicht, jedenfalls nicht alle. Vielen war es nicht gelungen, das Land bis zum 12. März 1939 zu verlassen, weil sie nicht wussten, wohin. Es kam immer wieder zu Selbstmorden. Ganz beiläufig las man in den Zeitungen, dass sich Juden von den Klippen gestürzt, mit Veronal vergiftet oder mit Gas umgebracht hätten. Ein Zusammenhang mit

dem Ausweisungsdekret wurde nicht hergestellt. Es waren arme, alte, verwirrte Menschen, weiter nichts.<sup>44</sup>

### Hysterisch ehrgeizig?

Dora pendelte von nun an regelmässig zwischen London und Sanremo hin und her, was sie sehr anstrengend fand, denn die Fahrt dauerte jedes Mal fast zwei Tage. Zunächst musste sie mit dem Zug von London nach Dover fahren, dann mit der Fähre nach Calais und von dort mit dem «Train bleu» durch ganz Frankreich bis über die italienische Grenze nach Ventimiglia, wo die Endstation war. Von hier aus gab es einen Kurswagen nach Sanremo.

«Mir geht es nicht sehr gut, ich muss sehr viel arbeiten und das ewige Fahren nach SR frisst alles Erübrigte und alle Kraft», schrieb sie an Benjamin.<sup>45</sup>

Ihre Londoner Freunde, die Schoens, beklagten sich bitter, dass sie sich so selten bei ihnen melde, ja, dass sie sich sogar verleugnen lasse, wenn man bei ihr anrufe. Auch Stefan habe auf mehrere Einladungen nicht reagiert. Dora gehöre wahrscheinlich zu den «hysterisch ehrgeizigen Emigranten», die sich «radikal von allen früheren Beziehungen» emanzipierten.<sup>46</sup> Schoen über sah, wie sehr Dora um ihre Existenz kämpfen musste, um ihre beiden Hotels, um Stefans Zukunft und um alles, was sie sich mühsam aufgebaut hatte.

«Das ist das dritte Mal, dass ich ein neues Leben beginnen musste, allein und fast ohne Geld», schrieb sie an Mencken. «Es war diesmal sehr hart, weil ich alt werde. Aber ich habe kein

Recht mich zu beklagen, wenn ich andere sehe. Ich habe in Bayswater ein Hotel eröffnet, das sich ganz gut anlässt, und hoffe, dass ich hierbleiben kann.»<sup>47</sup>

Ganz ohne sozialen Kontakt war sie in London allerdings nicht. Sie hatte ihre Gäste, sie hatte Frank Shaw, sie traf sich regelmässig mit ihrer Wohltäterin Mary Carter. Und mit Margaret Storm-Jameson, einer Schriftstellerin, deren grossen Roman «Triumph der Zeit» sie noch 1934 für den Verlag Zsolnay in Wien übersetzt hatte.

Es war ein spannendes Buch über die Tochter einer Prostituierten, die mit sechzehn Jahren Mutter und mit siebzehn Witwe wird, es mit Geschick bis zur Reederin bringt und ein ganzes Imperium leitet, ehrgeizig, tüchtig und emanzipiert, aber völlig unsensibel für die Nöte der unteren Klassen, in deren Elend sie nichts anderes als die Strafe für «menschliche Schlechtigkeit» sieht. Sozialismus ist ihr ein Gräuel. Vom Achtstundentag und dem Recht auf menschenwürdige Arbeit will sie nichts wissen.

*Was du auch tust, gib nie den Gewerkschaften nach! Sie richten uns zugrunde. Am liebsten möchten sie, dass wir alle betteln gehen. Überall setzen sie den Leuten Albernheiten in die Dick-schädel. Teufel sind das.*<sup>43</sup>

Die Autorin, die in diesem Fall ohne Vornamen auftrat, war beim Erscheinen der deutschen Ausgabe für einen Mann gehalten und mit Galsworthy verglichen worden. Die Presse lobte das Buch und die Übersetzung in den höchsten Tönen:

*Die Heldin heisst Mary Hansyke. Ein interessanter Typ, dieses englische Mädchen, das sich in Schiffe verliebt und dieser ihrer ersten Leidenschaft treuer bleibt als den Männern, mit denen sie [...] zu tun hat. Immer kehrt sie aus den Armen der Männer zu ih-*

*ren Schiffen zurück, die erst Segelschiffe, später schon Dampfer sind. Aus jeder Enttäuschung flüchtet sie in ihre Werft, zu ihren Fabriken und Hochöfen [...] Sie ist eine der ersten industriell tätigen Frauen Englands, typische Repräsentantin der Gründerzeit [...] In jede Einzelheit des Milieus, jeden scheinbar noch so nebensächlichen Lebensumstand kniet Jameson sich mit englischer Konsequenz [...] hinein; wenn man sich in die Welt dieses englischen Dichters aber erst einmal eingefühlt [...] hat, dann hat man zugleich einen bleibenden Eindruck vom englischen Gesellschaftsleben des vorigen Jahrhunderts gewonnen.<sup>49</sup>*

Margaret Storm-Jameson, eine sehr englisch aussehende Frau mit gelockten, rotblonden Haaren, die manchmal im Habitus einer Suffragette auftrat, war ein Jahr jünger als Dora, nicht direkt eine Freundin, aber sehr hilfreich und solidarisch. Selbst Tochter einer berühmten Reeder-Familie, hatte sie sich schon früh dem Sozialismus zugewandt. Als Mitglied der Labour-Partei, überzeugte Antifaschistin und Vorsitzende des britischen PEN-Zentrums setzte sie sich für viele Kolleginnen und Kollegen im Exil ein, für Rudolf Olden, Lion Feuchtwanger und Robert Musil zum Beispiel, denen sie Bürgschaften, Visa und Stipendien besorgte.

Kann man es Dora verdenken, dass sie sich lieber mit Margaret Storm-Jameson traf, anstatt mit Ernst Schoen über Dinge zu sprechen, die sie lieber vergessen wollte: eine ungewollte Schwangerschaft, eine illegale Abtreibung, seine Rolle im Scheidungsverfahren, in dem er sich erst auf ihre, dann auf Benjamins Seite gestellt hatte und sich «geradezu katastrophal» benommen haben soll?<sup>50</sup> Auch er verstand sich übrigens sehr gut aufs Klagen, so etwa dar-



über, dass er vergeblich versuche, «auf ein grünes Blättchen» zu kommen, für einen «Hundelohn» Übersetzungen mache und keine Zeit für Lektüre oder eigene geistige Arbeit habe.<sup>51</sup> Das alte Lied der Männer in der Emigration also. Dora mochte es nicht und hatte keine Lust, es sich immer wieder anzuhören.

### Abiturium und Krieg

Stefan hatte im Sommer 1939 sein Abitur glänzend bestanden, ganz ohne «Presse» und psychischen Druck. Es war unglaublich, wie schnell er die englische Sprache so gut gelernt hatte, dass er den Prüfungen in allen Fächern gewachsen war. Er spreche zwar noch mit leichtem Akzent, aber fließend, schrieb er an Benjamin.<sup>52</sup> Bald werde er am «King's College» ein Studium der romanischen Philologie beginnen. Zu Gleichaltrigen habe er wenig Kontakt. Es seien sogar einige seiner ehemaligen Berliner Mitschüler in London, die er aber kaum sehe. Die alten Bindungen seien so gut wie zerbrochen.

Nach bestandener Prüfung verliess er Enfield, um zu Dora ins Camborne Hotel zu ziehen. Er blieb seinen Gasteltern sehr verbunden. Doch er war froh, aus der hässlichen Vorstadt weg zu sein und wieder in einer angenehmen urbanen Umgebung zu leben.

In Anbetracht des Aufhebens, das Benjamin um Stefans Schulprobleme in Wien gemacht hatte, blieb er von diesem grandiosen Erfolg relativ unberührt. Natürlich freute er sich, dass er «das Abiturium unter Dach und Fach» hatte. Aber ausser einem lapidaren «War es schwierig?» kam keine Rückfrage – nicht ein-

mal danach, ob er die Prüfung extern oder an einer Schule gemacht habe. Nur, ob auch «Deutsch» unter den Prüfungsfächern gewesen sei, wollte er wissen.<sup>53</sup>

Dora bat ihn mehrmals, doch einmal herüberzukommen, da er Stefan so lange nicht mehr gesehen habe, das letzte Mal im Januar 1938.<sup>54</sup> Doch er hatte sich wegen seiner Baudelaire-Studien strengste Klausur verordnet und wollte, wenn überhaupt, Paris nur verlassen, um für einige Zeit nach Amerika zu reisen, was, wie er fortfuhr zu glauben, auch mit dem Réfugié-Papier möglich sei.

Franzose war er immer noch nicht. In der Sache tat sich rein gar nichts, zumal, wie man hörte, über 90'000 Gesuche in den Ämtern lagen. Die deutsche Staatsbürgerschaft war ihm am 26. Mai 1939 aberkannt worden. Der Grund: sein Text über André Gide in der Zeitschrift «Das Wort», den schon Konsul Geibel kritisch bemerkt hatte. Hatte er sich also doch noch «gerächt», doch noch Meldung nach Deutschland gemacht, weil er sich hintergangen und verletzt fühlte? Zu beweisen ist es zwar nicht, aber denkbar wäre es.<sup>55</sup>

1. September 1939. Einmarsch der Deutschen in Polen. Der Auftakt zum Krieg. Dora war nicht sonderlich überrascht, da sie schon lange damit gerechnet hatte. Der Abessinienkrieg, der Spanische Bürgerkrieg, die Sudetenkrise, das Münchener Abkommen, der Hitler-Stalin-Pakt, die italienischen Rassengesetze: Eigentlich waren sie seit 1933 nie zur Ruhe gekommen. Ein Kriegs- und Krisenzustand folgte dem nächsten. Was sie auch anfang und mühsam aufbaute, es war immer «der lange Schatten des Krieges» am Horizont und mit ihm die Angst, dass alles wieder zerstört werden würde, ganz aktuell Stefans Studienpläne.<sup>56</sup>

Zwei Tage später erfolgten die Kriegserklärungen Englands und Frankreichs an das Deutsche Reich, der Beginn des «heiligen Krieges» gegen Hitler, wie die Exilzeitungen schrieben. Im Radio erklangen die Marseillaise und God Save the King. Dann Chamberlains grosse Rundfunkansprache, die man in Deutschland wie in England hören konnte:

*Deutsche! Euer Land und unseres befinden sich jetzt im Krieg. Eure Regierung hat den freien und unabhängigen Staat Polen mit Bomben belegt und ist dort eingefallen. [...] Sie fragen vielleicht, was das Grossbritannien angeht? [...] Die Antwort ist – ich muss es leider sagen – dass niemand [...] dem Wort eures Führers noch irgendwelchen Glauben schenkt. [...] Er gab sein Wort, er wolle keine polnischen Provinzen; er hat es gebrochen. Er hat euch erklärt, dass er der Todfeind des Bolschewismus sei; heute ist er sein Verbündeter. [...] In diesem Krieg kämpfen wir nicht gegen das deutsche Volk; wir kämpfen gegen ein tyrannisches und mein-  
eidiges Regime, das nicht nur sein eigenes Volk verraten hat, sondern die ganze abendländische Kultur. [...] Gott schütze das Recht!*<sup>57</sup>

## Internierung

Am 5. September 1939 wurden in ganz Frankreich Plakate aufgehängt, auf denen «alle Männer des deutschen Reiches» aufgefordert wurden, «unverzüglich» im nächsten «Sammellager für Ausländer» zu erscheinen. Diese Verordnung galt für die Jahrgänge 1874 bis 1922, also auch für den 1892 geborenen Benjamin und die meisten seiner Freunde.

Viele hielten das für eine Falschmeldung, ja für einen Witz. Es konnten doch nicht etwa Juden, Kommunisten und Antifaschisten gemeint sein, die selbst vor Hitler geflohen waren und sogar im Untergrund gegen ihn gekämpft hatten?

Doch sie hatten ganz richtig gelesen. Es war keine Falschmeldung. Die Emigranten zerbrachen sich verzweifelt den Kopf über das Warum. Sie hatten Frankreich doch so geliebt, hatten es in ihren Schriften gepriesen, hatten sich selbst schon als halbe Franzosen gesehen oder sogar die Staatsbürgerschaft beantragt. Ging es wirklich darum, dass man «Spione und Saboteure, [...] Freunde der Nazis, [...] Häupter der Fünften Kolonne» unter ihnen vermutete, fragte sich der ebenfalls betroffene Lion Feuchtwanger, oder wollte man nur «der Bevölkerung ein Schauspiel [...] geben», um «die Aufmerksamkeit [...] abzulenken von denjenigen, welche in Wahrheit die Schuld trugen»?<sup>58</sup>

Schon in wenigen Tagen wurden allein in Paris hundertsechzig Emigranten verhaftet, die sich nicht freiwillig auf dem Fussballfeld im Stade de Colombes eingefunden hatten, wo die Deutschen erst vor Kurzem 3 zu 1 gegen die Franzosen gewonnen hatten. Die «Pariser Tageszeitung» mahnte ihre Leser, «in der Öffentlichkeit jedes Auffallen zu vermeiden, keine lauten Unterhaltungen zu führen und in [...] Lokalen, Verkehrsmitteln oder anderen öffentlichen Stellen Gespräche tunlichst nur in französischer Sprache zu führen».<sup>59</sup> Vielleicht könnten sie sich so der Verhaftung entziehen. Doch es nützte nichts. Die Aktion wurde gnadenlos durchgeführt. Fast keiner von Benjamins Freunden blieb davon verschont, ob sie nun Franz Hessel, Hans Sahl, Fritz Fränkel, Hermann Kesten oder Arthur Koestler hiessen.

Auch Benjamin selbst hatte sich ins Stade de Colombes zu begeben, wo er am 16. September 1939 ankam, ausgestattet mit einer Decke, einem Koffer und ein paar Lebensmitteln. Das Gelände war nicht überdacht. Über sechstausend Männer mussten auf Steinbänken oder feuchten Strohbällen schlafen. Leere Konservendosen dienten als «Waschbecken». Die Notdurft wurde in offene Fässer verrichtet. Zum Essen gab es Brot mit billiger Leberpastete, sonst nichts.

Da sich die Nachbarn über die unhaltbaren Zustände beschwerten, besonders über den Gestank, der den Fässern entwich, rückten am zehnten Tag Omnibusse an, um die Internierten zum Gare d'Austerlitz zu bringen, von wo sie auf andere Lager verteilt wurden, unter strenger militärischer Bewachung natürlich. Benjamin kam nach Nevers an der Loire. Das letzte, etwa zehn Kilometer lange Stück mussten sie zu Fuss gehen, für Benjamin, der seit Jahren an Herzproblemen litt, eine riesige Anstrengung, die ihn beinahe kollabieren liess. Im Lager Vernuche, einem alten Schloss, gab es weder Stühle noch Betten oder Tische. Benjamin bezog einen Verschlag, den er mit Sackleinwand verhängte. «Ein Heiliger in seiner Höhle, von einem Engel bewacht», notierte sein jüngerer Leidensgenosse Hans Sahl.<sup>60</sup> Er hielt Philosophiekurse im Freien ab und traf Vorbereitungen zur Herausgabe einer Zeitschrift, des «Bulletin de Vernuche», die allerdings nie erschien. Er versuchte sogar, sich das Rauchen abzugewöhnen. Ein Berliner Mithäftling namens Hans Fittko, den er bereits aus Paris kannte, war der Meinung, Zeitpunkt und Ort seien vielleicht nicht geeignet für einen Entzug. Doch Benjamin sagte, er könne die La-

gerhaft nur ertragen, wenn er sich auf eine gewaltige Anstrengung konzentriere. «Das Rauchen aufzugeben, kostet mich diese Anstrengung, und so wird es mir zur Rettung.»<sup>61</sup>

Dora war tief erschrocken, als sie von seiner Internierung erfuhr. Sie schrieb ihm sofort lange Briefe ins Lager. Ob er etwas brauche? Ob sie ihm Kuchen und Bücher schicken solle? Ob einer seiner alten Freunde bei ihm sei? Ob man ihr erlauben würde, ihn zu besuchen?<sup>62</sup> Auch Stefan steuerte längere Postskripte bei. Er hoffe, dass es einflussreichen Personen gelingen werde, ihn zu befreien. Und er sei froh, dass er wenigstens nicht mit Nazis in einem Raum untergebracht sei, was zu den schlimmsten Streitereien führe, wie man aus anderen Lagern immer wieder höre.

Unter den vielen Menschen, die sich um seine Freilassung bemühten, waren auch Dora und Stefan. In ihren beiden Hotels forderten sie «etwa zehn» einflussreiche Personen dazu auf, gegen seine Internierung zu protestieren. Zu ihnen zählte auch Eva Michaelis-Stern, eine Verwandte Benjamins aus Berlin, Mitbegründerin der deutschen «Jugend-Aliyah», die in grossem Stil Kindertransporte nach Palästina organisierte.<sup>63</sup> Die Masse dieser Proteste führte dazu, dass Benjamin schon relativ bald, Ende November 1939, wieder entlassen wurde, während viele seiner Kollegen von Lager zu Lager geschickt wurden oder sich als Arbeitssoldaten zur französischen Armee meldeten, um nicht länger wie Gefangene behandelt zu werden.

## Zum Begriff der Geschichte

Am 16. Dezember 1939, als Dora wieder einmal auf Durchreise zwischen Sanremo und London war, kam es endlich zu dem lange geplanten Treffen mit Benjamin, spätabends auf einem der Pariser Bahnhöfe. Sie lud ihn und einen Berliner Freund, Adolf Otto, zum italienischen Essen ein.<sup>64</sup> Bei dieser Gelegenheit beschwor sie ihn, so bald wie möglich nach London zu kommen, da Paris zu unsicher geworden sei. Im Camborne Hotel sei genügend Platz für ihn. Er müsse ja nicht für immer dort bleiben. Nach Amerika könne er doch auch von London aus gehen.

Im Januar 1940 sahen sie sich noch einmal. Dora wiederholte ihr Angebot, diesmal noch eindringlicher. Frank Shaw war mit ihr gekommen. Er machte einen guten Eindruck auf Benjamin und schien nichts gegen dessen Übersiedlung nach London zu haben.<sup>65</sup> Benjamin war zunächst nicht ganz abgeneigt, zumal sich Paris seit seiner Rückkehr aus dem Lager sehr verändert hatte. Die meisten Freunde waren noch interniert, das Haus an der Rue Dombasle folglich halb leer. Abends wurde die Stadt fast vollständig verdunkelt. Man musste die Fenster verhängen und durfte nach acht Uhr kein Licht mehr einschalten. Auch wenn es bisher noch keine Angriffe gegeben hatte, war ständig Fliegeralarm, denn jedes Mal, wenn sich ein deutsches Kampfflugzeug der Grenze näherte, heulten die Sirenen auf, eine Ewigkeit lang, wie es den Einwohnern schien. Prophylaktisch wurden Unmengen von Gasmasken verteilt. Offiziell nur an Franzosen, die sie auch tagsüber an um den Hals hängenden Riemen trugen und damit

gleich als die «Guten» zu erkennen waren. Doch auch Benjamin konnte sich eine beschaffen, woher auch immer.

Paris lud also nicht gerade zum Verweilen ein. Warum dann nicht London? Auch dort gab es alles, was er zum Arbeiten brauchte, Bibliotheken, Museen, Buchhandlungen, Emigrantentreffs, ja sogar alte Freunde. Aber dann überlegte er es sich doch wieder anders. Noch einmal diese Abhängigkeit von Dora, seiner geschiedenen Frau? Noch einmal diese Schuld- und Schamgefühle, wie er sie 1934 bei seinem ersten Besuch in Sanremo empfunden hatte? Hinzu kam, dass er fast kein Englisch sprach und nur wenig Lust hatte, es zu lernen. Er blieb also in Paris, liess seinen Leseausweis für die Bibliothèque Nationale erneuern und arbeitete an den achtzehn Thesen «Über den Begriff der Geschichte», in denen es heisst:

*Die Tradition der Unterdrückten belehrt uns darüber, dass der «Ausnahmestand», in dem wir leben, die Regel ist. Wir müssen zu einem Begriff der Geschichte kommen, der dem ent' spricht. Dann wird uns als unsere Aufgabe die Herbeiführung des wirklichen Ausnahmestands vor Augen stehen; und dadurch wird unsere Position im Kampf gegen den Faschismus sich verbessern. [...] Das Staunen darüber, dass die Dinge, die wir erleben, im zwanzigsten Jahrhundert «noch» möglich sind, ist kein philosophisches. Es steht nicht am Anfang einer Erkenntnis, es sei denn der, dass die Vorstellung von Geschichte, aus der es stammt, nicht zu halten ist.<sup>66</sup>*



## Völlige Ungewissheit

Im Juni 1940, kurz bevor die Deutschen nach Paris einmarschierten, musste Benjamin endlich einsehen, dass «die Hauptstadt des 19. Jahrhunderts» kein sicherer Ort mehr für ihn war. Es gelang ihm, einen der letzten Züge zu nehmen, die nach Südwesten ins noch freie Frankreich fuhren. Wie Tausende anderer Flüchtlinge machte er Station in Lourdes, der berühmten Wallfahrtsstadt nahe der spanischen Grenze, von wo er sich nach Marseille zum amerikanischen Konsulat durchschlagen wollte, in der Hoffnung, endlich das Visum zu erhalten, das die Freunde vom Institute for Social Research für ihn erwirken wollten, unter grossen Mühen und Einschaltung verschiedener Institutionen wie des National Refugee Service und des Emergency Rescue Committee.<sup>67</sup> In Lourdes traf er seine Schwester Dora wieder, die gerade aus dem berüchtigten Lager Gurs kam, in dem sie mit mehr als zweitausend anderen Frauen interniert worden war, darunter Hannah Arendt, Lotte Eisner, Marta Feuchtwanger und Thea Sternheim. Sie litt, inzwischen neununddreissig Jahre alt, unter schwerem Morbus Bechterew und konnte sich kaum noch bewegen. Für ein paar Tage war sie auf einer Krankenstation versorgt worden, nicht etwa von französischem Sanitätspersonal, sondern von einer jüdischen Ärztin und Schicksalsgenossin.<sup>68</sup>

Die Situation in Lourdes war entsetzlich, überall Flüchtlinge, die zum grössten Teil ohne Geld und Papiere waren und nicht wussten, wo sie bleiben sollten. Immerhin hatte man ein paar Hotels für sie leergeräumt und mit Matratzenlagern ausgestattet. Mit etwas Glück bekamen sie dort sogar eine warme Suppe. Benja-

min und seine Schwester fanden eine kleine Wohnung in der Rue Notre Dame Nr. 8, wo sie sich notdürftig versorgen konnten. Er schrieb in dieser Zeit viele Briefe, teils auf Deutsch, teils auf Französisch, äusserte Sorgen über den Verbleib seiner in Paris zurückgelassenen Werke, war sich unsicher, ob er das Visum jemals erhalten würde, und befürchtete seine Wiedereinweisung in ein Lager. Am meisten bedrückte ihn «die völlige Ungewissheit über das, was der nächste Tag, was die nächste Stunde» ihm bringen würde.<sup>69</sup>

Am 17. August 1940 war es endlich so weit. Er bekam das Visum und konnte legal nach Marseille reisen, wo er sich die übrigen Papiere beschaffen wollte: den provisorischen amerikanischen Pass und die Transitvisa für Spanien und Portugal, die er benötigen würde, um nach Lissabon zu gelangen, von wo sein Schiff nach Amerika gehen sollte. Die Passage war schon bezahlt.

Beim American Foreign Office in Marseille, wo er am 20. August 1940 vorsprach, tat er etwas Merkwürdiges. Auf die Frage nach seinem Familienstand liess er in seinen Transit-Pass eintragen, dass er verheiratet sei, mit «Dora Kellner».<sup>70</sup> Das war in zweifacher Hinsicht falsch. Denn erstens waren sie seit 1930 geschieden, und zweitens hiess sie seit 1938 offiziell «Mörser» wie ihr Schein-Ehemann. Doch sie hatte, umsichtig wie sie war, ihren alten Pass nicht vernichtet, sodass sie sich jederzeit als «Dora Kellner» ausweisen konnte.<sup>71</sup> Benjamin trug womöglich sogar noch die Original-Heiratsurkunde vom 17. April 1917 bei sich, in der die Scheidung von Dora nicht vermerkt war.

Nun waren sie also auf dem Papier wieder verheiratet. Ein Ver-

sehen? Wahrscheinlich nicht. Es scheint eher so, als ob Benjamin dafür sorgen wollte, dass Dora und Stefan ihm nach Amerika folgen könnten, falls es in England eines Tages zu gefährlich für sie würde.

### Nach Lublin?

Auch dort hatten nämlich die Internierungen der «feindlichen Ausländer» begonnen, zu denen auch Stefan Benjamin gehörte, der trotz aller Bemühungen seiner Fürsprecher immer noch auf die englische Staatsbürgerschaft wartete. Der neue Premierminister Winston Churchill hatte in seiner ersten Kabinettsitzung deutlich erklärt, was er vorhatte: alle «enemy aliens» zwischen sechzehn und sechzig festnehmen zu lassen. Es sei besser, wenn «diese Personen [...] hinter Stacheldraht» seien.<sup>72</sup> Genau wie in Frankreich machte man keinerlei Unterschied zwischen Juden und Nichtjuden, Sozialisten und Nazis. Sogar angehende Rabbiner und Mitarbeiter jüdischer Hilfskomitees wurden verhaftet.

Dora verstand zwar, «dass das Land sich mit allen ihm zur Verfügung stehenden Kräften schützen» wolle und dass «die Unschuldigen mit den Bösen leiden» müssten. Es würde ihr, schrieb sie an Mencken, sogar nichts ausmachen, wenn Stefan nur interniert würde, «weil er Jude ist».<sup>73</sup>

*Sollte aber eine Invasion erfolgen, könnten die Camps sehr wohl von den Besatzern ausgehoben werden; und obwohl ich überzeugt bin, dass wir am Ende gewinnen werden, könnte es zu spät sein für diejenigen, die wie Ratten in der Falle sitzen. [...]*

*Da die Juden fast immer in denselben Camps sind, können Sie sich vorstellen, was ihnen geschehen wird. Sie müssen nur an das Schicksal der Juden in Lublin denken. Wenn man ihm erlaubte, Jur das Land zu kämpfen oder eine nützliche Position anzunehmen und dabei frei zu sein, wäre es etwas anderes.*<sup>74</sup>

Lublin. Dieses Wort sollte für Dora und Stefan zum Trauma werden, noch bevor sie von Auschwitz, Theresienstadt oder «Litzmannstadt» etwas wussten. Allein bis Ende 1939 waren dreissigtausend Juden dorthin verschleppt worden. Sie wurden zunächst sich selbst überlassen, auf freiem Feld oder in Synagogen, die halb abgebrannt waren. Das Ganze nannte sich «Reservat.» Beinahe jedes jüdische Haus, jeder Laden war ausgeraubt worden. Die Gebäude einer berühmten Religionsschule wurden zu Folterkammern umfunktioniert, dreissig Studenten, die dort eine Radiostation eingerichtet hatten, ohne Verfahren erschossen. «Nach Berichten französischer Zeitungen», schrieb der in New York erscheinende «Aufbau», «sollen etwa 70'000 Juden [...] bis Ende 1940 nach Lublin deportiert werden».<sup>75</sup>

Für Dora und Stefan war die Angst vor «Lublin» so überwältigend geworden, dass sie England am liebsten verlassen hätte, um nach Amerika zu gehen. Dort herrschte – jedenfalls vorläufig – noch kein Krieg. Dort würde man sie nicht als «feindliche Ausländer» internieren. Frank Shaw könnte in der Zwischenzeit das Hotel weiterführen und es ihnen nach dem Krieg wieder übergeben.

Dora bemühte sich nun unablässig um Bürgschaften von prominenten Freunden, Henry Louis Mencken, Egon Wissing und Rose B. Freund, einer alten Bekannten, die in Albany im Bundesstaat New York ehrenamtlich für einen jüdischen Sozialdienst ar-

beitete. Ihr Mann betrieb dort eine gut gehende Arztpraxis. Um dem Ganzen einen offiziellen Anstrich zu geben, bot Rose B. Freund ihr sogar eine Stelle als Haushälterin und Sekretärin an. Sie lobte ihre Fähigkeiten in den höchsten Tönen und erklärte, sie dringend zur Unterstützung im Alltag zu brauchen.<sup>76</sup>

Doch es war zu spät. Denn am 28. Juni 1940 wurde Stefan verhaftet und nach Kempton Park Racecourse, einem exklusiven Reitstadion in Surrey, gebracht, das jetzt der Internierung «feindlicher Ausländer» diene.<sup>77</sup> Was mit ihm geschehen würde, war unklar. Würde er dort bleiben? Oder nach Kanada deportiert werden? Oder vielleicht nach Afrika oder Australien? Mit Hilfe ihrer prominenten Bekannten bemühte sich Dora verzweifelt um seine Entlassung. Vergeblich. Ein gewaltiges Schiff, «His Majesty's Transport Dunera», wartete schon darauf, ihn aufzunehmen und am 10. Juli 1940 von Liverpool nach Australien zu bringen, zusammen mit 2542 anderen Häftlingen aus Deutschland, Österreich und Italien. Die Fahrt sollte siebenundfünfzig Tage dauern.

### **Die «Dunera-Boys»**

Sie waren in qualvoller Enge unterwegs. Es gab wenig Essen, aber viel Prügel. Die hygienischen Zustände waren entsetzlich, nur ein Handtuch und ein Stück Seife für zehn Männer, keine Möglichkeit, die Wäsche zu wechseln, zehn Toiletten für über 2'500 Personen, der ideale Nährboden für Haut- und Darmkrankheiten aller Art. Da das Schiff nur für 1'600 Passagiere angelegt

war, gab es keine Betten, sondern nur Hängematten. Viele Männer mussten auf dem Boden oder auf Tischen schlafen.

Tagsüber gingen Nazis auf Juden und Juden auf Nazis los. Englische Wachleute machten sich über das Gepäck der Häftlinge her und teilten die Wertsachen unter sich auf. Der Kommandant, ein bekennender Antisemit, sah geflissentlich weg, wenn Juden besonders arg schikaniert wurden, wenn man ihnen ein Bajonett vor den Bauch hielt oder sie zwang, barfuss über zerbrochene Bierflaschen zu gehen, die man vorher auf Deck verteilt hatte.<sup>78</sup>

Am 7. September 1940 kam die «Dunera» in Sydney an. Zusammen mit anderen, hauptsächlich jüdischen Häftlingen, darunter Journalisten, Schriftsteller, Rabbiner, Musiker, Philosophen, Schauspieler und Maler, wurde Stefan in ein Lager, das Camp Hay, gebracht, mitten im Landesinneren, in einem «höllischen Klima».<sup>79</sup> Da die Zustände auf dem Schiff öffentlich bekannt geworden waren und für extrem schlechte Presse gesorgt hatten, bemühte man sich, es diesmal etwas besser zu machen. Es gab ausreichend zu essen, es gab Ärzte, eine Lagerzeitung, Vorlesungen und Seminare, eine Bibliothek, ein Orchester, Konzerte und Ausstellungen. Mencken schickte einen australischen Freund, den Journalisten Charles Richard Bradish, in das Lager, mit der Bitte, sich ein Bild von Stefan zu machen. Seine Berichte klangen im Ganzen nicht negativ: Stefan habe ein akzeptables Quartier und angenehme Genossen, es gebe keine erkennbaren Schikanen, und die Sommerhitze sei nicht schlimmer als in Amerika.<sup>80</sup> Doch das reichte Dora nicht aus. Sie hatte furchtbare Angst, Stefan könnte Selbstmord begehen, weil das Trauma «Lublin» ihn nicht losliess.

Irgendwie müsste es doch möglich sein, ihn von Australien nach Amerika zu bringen, auch wenn Bradish, der sehr gut informiert war, ihr versicherte, «so eine Prozedur würde sechs Monate oder länger dauern» und sei ausserdem wegen der zu befürchtenden U-Boot-Angriffe «voller Gefahren».<sup>81</sup>

Dora zog aus alledem den Schluss, dass niemand ihr helfen wollte, weder Mencken noch Wissing. Den Berichten von Bradish glaubte sie nicht. Und das Argument, dass eine Bürgerschaft für Stefan zehntausend Dollar kosten würde, vermochte sie ebenfalls nicht zu überzeugen. Sie könne doch alles zurückzahlen, jeden Cent, wenn sie auch leider noch nicht wisse, wovon und wann, spätestens aber nach Ende des Krieges.<sup>82</sup>

Doch der ging für England jetzt erst so richtig los, am 7. September 1940, mit den deutschen Luftangriffen auf London, die im Volksmund «The Blitz» genannt wurden. Allein an diesem Tag starben 436 Menschen. Die Bombardierungen zogen sich bis Mai 1941 hin und kosteten etwa 43'000 Zivilisten das Leben. Wer irgend konnte, floh aufs Land, so auch Dora, die sich ein Häuschen in Tilford mietete, einem abgelegenen Dorf in der Grafschaft Surrey, zwischen Wiesen, Hügeln und grossen Landsitzen, wohin sie, woher auch immer, ihre Verbindungen hatte. Sie fand auch Arbeit, harte, aber sehr befriedigende Arbeit als Leiterin einer öffentlichen Küche, eines Civic Restaurant, das in Farnham, der nächsten Kleinstadt, gutes Essen zu niedrigen Preisen anbot:<sup>83</sup> keine Süssigkeiten und nur wenig Fett, Eier und Fleisch, dafür viel Obst und Gemüse. Infolgedessen sank die Kindersterblichkeit merklich. Es gab weniger ernährungsbedingte Krankheiten.

Viele Menschen wurden sogar älter als vor dem Krieg. Dora machte es Spass, aus den einfachsten Zutaten schmackhafte Speisen zu kochen und immer wieder neue Gerichte zu erfinden. Sie hatte Übung darin. Sie kannte das schon aus dem Ersten Weltkrieg, als sie in Seeshaupt, wo sie zeitweilig mit Benjamin wohnte, nach «Kriegskochanweisungen» gekocht hatte: Brotsuppe mit Apfelsaft, Krautmelange und geröstete Gerste. Sie tat es mit so viel Geschick und Fantasie, dass der Ernährungsminister ihr mehrfach dankte.<sup>84</sup>

### Der Konkurs

Am 10. Juni 1940 war auch Italien in den Krieg eingetreten. Da damit jede Aussicht, die Villa Verde zu retten, geschwunden war, beantragte Dora Konkurs, der drei Monate später, am 10. September 1940, eröffnet wurde.<sup>85</sup> Ausser vermeintlich genauen Bilanzen hatte sie ihre Korrespondenz mit dem Komitee «Villa Emily» vorgelegt, in der sie vorgab, das Haus bis mindestens 1946 führen zu wollen, wenn man ihr mit der Pacht etwas entgegenkäme, denn sie habe doch so viel investiert: neue Fenster, neue Terrassen, einen Hühnerstall, eine neue Garage, ein Privatzimmer für die Köchin etc. Doch das Komitee lehnte ab: Die Steuern und andere Kosten seien seit Kriegsbeginn beträchtlich gestiegen. Ausserdem sei Dora schon länger mit der Pacht in Rückstand. Eine Stundung sei leider nicht möglich.

Ihre Bilanzen wirkten nach aussen hin sehr plausibel. Hohe



Einnahmen in den guten Jahren, niedrige in den schlechten, dazu beträchtliche Schulden, nicht bei Banken, sondern bei Privatleuten wie Harry Mörser oder Anna Kellner, die ihrerseits nicht befragt werden konnten, da sie im feindlichen Ausland lebten. Die Konkursprüfer glaubten ihr offenbar nicht so recht. Doch was sollten sie machen? Es gab keine rechtliche Handhabe und kein Auskunftsverfahren.

Obwohl alles dafür sprach, dass Dora das verfügbare Kapital nach England geschafft hatte, um mittels fingierter Verluste einen fingierten Konkurs anzumelden, schlossen sie das Verfahren zügig ab mit dem Ergebnis: nicht betrügerisch. Die Pension wurde unter staatliche Zwangsverwaltung gestellt und an eine Italienerin, Signora Gazzo-Sperlari, verpachtet, die sie unter dem Namen «Villa Verde» weiter betrieb, bis sie von marodierenden Soldaten verwüstet wurde.<sup>86</sup>

Bevor Dora die Pension endgültig verliess, hatte sie dafür gesorgt, dass alles wertvolle Mobiliar, ihre persönliche Bibliothek und die berühmte Kinderbuchsammlung sachkundig eingepackt und nach England verschifft wurden. Auf diese Weise hat die Kinderbuchsammlung überlebt, jedenfalls zum grossen Teil. Sie befindet sich heute im Institut für Jugendbuchforschung der Goethe-Universität in Frankfurt am Main.

## KAPITEL V

### Walters Stimme

1940-1972

#### Die veruntreute Nachricht

Februar 1941. Dora war noch immer in Tilford, Surrey, und sah keine Möglichkeit, bald wieder nach London zurückzukehren, da fast jede Nacht Bomben auf die Stadt fielen, die auch das Camborne Hotel schwer beschädigt hatten. Auf dem Speicher verbrannte eine Reihe von Büchern, darunter wertvolle Erstausgaben aus der Bibliothek Benjamins. Die Kinderbuchsammlung blieb zum Glück weitgehend erhalten.<sup>1</sup>

Tagsüber wirkte alles ganz friedlich in Tilford, diesem kleinen Dorf zwischen den beiden Armen des River Wey, die von mittelalterlichen Brücken überspannt wurden. Aber in Farnham, in Doras Civic Restaurant, sah man die Not. So viele Kinder, die evakuiert worden waren. So viele Frauen, die ihre Männer verloren hatten oder nicht wussten, ob sie noch lebten. Je nach Windrichtung hörte man, wenn es Angriffe auf London gab. Dann erhob sich ein dumpfes Grollen aus der Ferne, oder es flackerten Lichter am Horizont auf wie früher zu Silvester in Berlin.

Stefan fragte aus Camp Hay immer wieder nach seinem Vater. Ob sie etwas von ihm gehört habe? Ob die Nazis ihn vielleicht irgendwo gefasst hätten? Doch auch Dora wusste rein gar nichts. Seit Monaten keine Post, weder von Freunden noch von ihm selbst. Sie hatte schon beim Roten Kreuz nachgefragt. Keine Antwort.

Endlich entschloss sie sich, Egon Wissing zu schreiben, Benjamins Cousin, ihrem alten Vertrauten.<sup>2</sup> Er hatte Stefan zwar nicht zu einem amerikanischen Visum verhelfen können oder wollen. Aber vielleicht wusste er etwas über Benjamin. Durch seine Ehe mit Lotte Karplus war er doch der Schwager Adornos geworden. Durch ihn stand er doch mit Horkheimer und dem Institute for Social Research in Kontakt. Vielleicht hatte Benjamin sich bei ihnen gemeldet.

Wieder hörte Dora wochenlang nichts. Es war eine furchtbare Zeit. Sie dachte schon, dass Benjamin in Lublin sei, wo neuerdings Fleckfieber ausgebrochen war, das auf ganz Polen Übergriff und unbehandelt fast immer zum Tod führte. Im April kam endlich der erschütternde Brief, und zwar von Wissing.<sup>3</sup> Benjamin, schrieb er, lebe nicht mehr. Er habe sich umgebracht, schon vor sieben Monaten. Irgendwo in einem Dorf in den Pyrenäen, dessen Namen Dora noch nie gehört hatte. Es hiess Portbou. Die genauen Umstände verstand sie nicht recht. Er war wohl der Willkür spanischer Polizisten zum Opfer gefallen, die ihn nicht Weiterreisen liessen, weil ihm ein bestimmtes Papier, das Ausreisevisum aus Frankreich, fehlte, das man ihm in Marseille, warum auch immer, verweigert hatte.<sup>4</sup>

Vier Wochen später kam ein ähnlicher Brief, diesmal von Gershom Scholem, Benjamins altem Jugendfreund, dem glühenden

Zionisten, der inzwischen ein prominenter Religionsphilosoph war, spezialisiert auf jüdische Mystik. Er wusste nicht, dass Wis-sing ihr schon geschrieben hatte, und erklärte ihr alles in möglichst schonenden Worten von Neuem: In einem «nervösen Kollaps» habe Walter Benjamin Morphium genommen, am 26. September 1940. «Bevor er ins Koma fiel», habe er «einer Frau» einen Brief für Stefan übergeben. Doch sie habe diesen Brief vernichtet, wie auch andere Schriftstücke aus Benjamins Hinterlassenschaft. Die genauen Gründe kenne er nicht, aber sie seien sicher schwerwiegend gewesen. Vielleicht könnten die Adornos ihr mehr dazu sagen.<sup>5</sup>

Ganz nebenbei erwähnte Scholem, dass auch ihre Mutter, Anna Kellner gestorben sei, am 12. Mai 1941 in Jerusalem. Sie sei sehr krank gewesen. Mehr schrieb er nicht. Für Dora ein grosser Schock. Denn im Juli 1938 hatte sie Dora und Stefan noch in der Villa Verde besucht.<sup>6</sup> Vielleicht war sie schon zu alt für die Emigration? Oder sie vertrug das Klima nicht oder litt unter der Trennung von den vielen Verwandten, die sie in Europa zurücklassen musste, ohne zu wissen, wie es ihnen ergehen würde?

Scholem äusserte Dora gegenüber kein Wort des Beileids oder der Anteilnahme, obwohl er wusste, wie sehr sie an ihrer Mutter gegangen hatte und wie verlassen und hilflos sie sich nun fühlen musste. Ihm ging es nur um eins: Walter Benjamin, genauer gesagt, um dessen Nachlass. In New York fange man schon an, seine Schriften zu sammeln, um sie eines Tages vollständig herauszugeben. Sie solle sich doch so schnell wie möglich dort melden.

## Die verzauberten Berge

Ob sie es tat? Wahrscheinlich nicht. Sie war viel zu erschüttert. Nicht nur über die Nachricht selbst, sondern auch über die Umstände, die sie auf fast unheimliche Weise vorausgeahnt hatte, in einem Text aus dem Jahr 1929 mit dem Titel «Angst». Ohne jemals in den Pyrenäen oder auch nur in Spanien gewesen zu sein, beschrieb sie darin, wie ein Engländer von einer Tour auf die «Montes Encantados», die «Verzauberten Berge» erzählte, wo er zum ersten Mal in seinem Leben «Angst» gehabt habe, Todesangst:

*Mein Begleiter und ich waren seit dem frühen Morgen im unzugänglichsten Teil des Gebirges unterwegs, [...] Sie machen sich keinen Begriff von der düsteren Grösse dieser Landschaft. Das Massiv, in dem wir kletterten, waren die Montes Encantados, die «Verzauberten Berge» – nie wurde ein Name passender gewählt. [...] Um zum Pass und zur Strasse zu gelangen, hatten wir ein wüstes Plateau zu überschreiten, das zwischen zackigen, abenteuerlichen Gesteinsformen eingezwängt lag wie ein Hexenkessel; es war von Schründen durchzogen und mit Blöcken besät, stellenweise kam man nur vorwärts, indem man von Stein zu Stein sprang. Plötzlich strauchelte mein Freund, er war erschöpft, konnte nicht mehr weiter; ich stützte ihn, aber die Sonne sank immer tiefer, der Horizont war schmutzig und trübe, wenn der Nebel kam, bevor wir den Durchgang erreichten, waren wir verloren; wir hatten kein Wasser mehr, und vor uns lag im besten Falle ein Marsch von vielen Stunden. [...] Wir erreichten endlich den Pass, trunken vor Müdigkeit. [...] Ich hatte Zeit, zurückzusehen, hinauf in die öden, kahlen Berge. Und da empfand ich plötzlich Angst,*

*zum ersten Mal im Leben: eine lähmende, tödliche Angst. Die Einsamkeit senkte sich langsam und vernichtend auf mein Herz, wie einer der Riesenblöcke, unter denen wir sassen. Warum? Warum gerade in diesem Augenblick, als wir in Sicherheit waren?*

*Ich weiss es nicht.*<sup>7</sup>

Was war das? Telepathie? Die Fähigkeit, in die Zukunft zu sehen? Die «Encantados», die «verzauberten Berge», gibt es wirklich, sie liegen nur dreihundert Kilometer von Portbou entfernt, sind knapp dreitausend Meter hoch und von vielen Legenden umwoben. Auch Benjamin wurde von diesem Gefühl der Angst und der Aussichtslosigkeit überfallen, als er schon im Hotel, schon «in Sicherheit» war und den beschwerlichen Weg durchs Gebirge bereits hinter sich hatte, den seine Fluchthelferin Lisa Fittko, eine junge Kommunistin jüdischer Herkunft, die noch vielen anderen Flüchtlingen über die Grenze half, später so plastisch beschrieben hat:

*Der Begriff «Weg» wurde [...] mehr und mehr zur Übertreibung. Dann und wann war ein Pfad zu sehen, häufiger aber war es nur eine kaum erkennbare Spur zwischen den Geröllblöcken. [...] Über uns, am südlich-blauen Himmel, kreisten zwei grosse schwarze Vögel. Es müssen wohl Aasgeier gewesen sein. Was erhofften sie sich von uns? [...] Wir kamen an einem Tümpel vorbei. Das Wasser war grünlich, schleimig und stank. Benjamin kniete sich hin, um zu trinken. [...] Die Feldflasche, die ich mitgenommen hatte, war inzwischen leer, doch Benjamin hatte bislang nichts von Durst gesagt. «Entschuldigen Sie», sagte er, «aber ich habe keine andere Wahl. Wenn ich hier nicht trinke, kann ich vielleicht nicht bis zum Ende durchhalten.»<sup>8</sup>*

Dora brachte es immer noch nicht über sich, Stefan etwas von Benjamins Tod mitzuteilen, sondern bat alle, die ihn kannten, ihm nur nichts zu sagen, da er nicht in der Verfassung sei, es zu ertragen.<sup>9</sup> Vielleicht hatte sie Angst, nicht die richtigen Worte zu finden. Denn Benjamins Tod hatte, schrieb sie an Gershom Scholem, ein «Vakuum» in ihr hinterlassen, das «langsam, aber sicher» alle ihre Hoffnungen und Wünsche für die Zukunft aufsauge. Sie glaube, dass sie ihn «nicht lange überleben» würde. Scholem möge sich vielleicht darüber wundern, da er ihr so viel Schlimmes angetan habe und sie schon so lange getrennt gewesen seien. Aber er sei immer noch Teil ihres Lebens gewesen, «nicht so sehr durch seine regelmässigen Besuche und die Hilfe», die sie ihm manchmal habe geben können, sondern allein «durch den einfachen Umstand, dass er lebte».

*Ich dachte und fühlte, dass eine Welt, die imstande sei, einen Menschen von seinem Wert und seiner Gefühlstiefe am Leben zu erhalten, trotz allem anderen keine so schlimme sein könne. Es scheint, dass ich mich geirrt habe.*<sup>10</sup>

### **Rechenschaft und Verpflichtung?**

Stefan kam im Dezember 1941 aus Australien zurück, allerdings nicht gleich zu ihr, sondern auf die Isle of Man, wo er für weitere sechs Monate interniert wurde. Erst im Juli 1942 war er wieder in London, während Dora immer noch in der öffentlichen Küche arbeitete, denn wenn auch seit einem Jahr keine Bomben mehr auf

London fielen, so war doch der Krieg für England noch längst nicht vorbei, sondern ging weiter, ohne dass ein Ende abzusehen war: ob auf dem Ärmelkanal, über deutschen Grossstädten, in Nordafrika oder den Kolonien. Fast alle wehrfähigen Männer waren eingezogen worden, auch die meisten Professoren und Studenten, sodass Stefans Studium in weite Ferne gerückt war. Er hätte es ohnehin nicht wieder aufnehmen können. Er war viel zu krank und erschöpft. Dora war froh, dass er eine Stelle in «einer alten Firma von Buchhändlern» fand und sich dort gut bewährte.<sup>11</sup> Bücher waren schon immer seine Leidenschaft gewesen. Warum sollte er sie nicht zu seinem Beruf machen? Ausserdem war es jetzt nicht an der Zeit, grosse Ambitionen zu haben. Studium, ein Dokortitel, eine akademische Stellung – das war alles nicht mehr so wichtig. Es war wichtig, zu überleben, den Krieg, die täglichen Hiobsbotschaften und die Todesnachricht, die Dora ihrem Sohn immer noch nicht zu überbringen wagte.

Vielleicht hätte sie ihm besser doch etwas gesagt. Denn schon wenige Tage nach seiner Ankunft in London, am 31. Juli 1942, konnte man im «Aufbau» lesen:

*Zu der bereits in der letzten Nummer [...] veröffentlichten Nachricht über die Deportation von zirka 20'000 Juden im besetzten Frankreich, die nach Polen deportiert werden sollten, meldet jetzt der Korrespondent der «United Press» in London weitere Einzelheiten: Alle jüdischen Flüchtlinge beiderlei Geschlechts über acht Jahren wurden verhaftet. Familien wurden auseinandergerissen; Kinder unter acht Jahren in Waisenhäuser gesteckt, j...] Die Verschleppungen waren von herzerreissenden Szenen begleitet. U.a. wurde von dem Selbstmord einer Mutter berichtet, die sich zusammen mit drei Kindern aus dem fünften Stock ihrer*



*Wohnung hinunterstürzte. Andere versuchten, ins unbesetzte Gebiet zu entkommen oder sich zu verbergen, um dem Deportationschicksal zu entgehen. Manche baten «um Gnade», wurden aber gewaltsam in [...] Lastautos geschleppt. Nach weiteren Nachrichten sollen die Deutschen von Pétain und Laval verlangt haben, auch im unbesetzten Gebiet derartige Verhaftungen vorzunehmen.*

Stefan, vierundzwanzig Jahre alt, muss sich gefragt haben, ob auch sein Vater unter den Verschleppten war und wohin man ihn wohl gebracht haben könnte, nach Lublin oder in eines der «Konzentrationslager», von denen neuerdings immer öfter die Rede war und über die die schrecklichsten Nachrichten kursierten? Die Wahrheit, so schlimm sie auch war, hätte ihm wenigstens Gewissheit gebracht und das endlose Warten und Grübeln beendet. Aber sie hatten sich alle darauf geeinigt, ihm nichts zu sagen: Dora, Adorno, Scholem und sogar «Onkel Egon», den er doch so sehr mochte. Sie schwiegen aus unterschiedlichen Gründen. Bei Scholem und Adorno mag die Sorge um den Nachlass im Vordergrund gestanden haben, bei Dora die Sorge um Stefan. Denn es stand zu befürchten, dass auch einem anderen engen Verwandten Furchtbares zugestossen war, Benjamins Bruder Georg, dem sozialistischen Armen- und Kinderarzt. Man hatte schon ewig nichts mehr von ihm gehört, auch nicht von Hilde, seiner Frau, oder seinem Sohn, dem kleinen Michael. Was war wohl mit ihnen geschehen?<sup>12</sup>

Im Juli 1942 wäre Benjamin fünfzig geworden. Ein paar Wochen vorher begann Gershom Scholem, Dora mit Briefen zu bedrängen, deren Inhalt immer derselbe war: Ausser ihm selbst gebe es nur *einen* lebenden Menschen, der den jungen Benjamin in-

und auswendig gekannt habe: sie, seine frühere Frau, die um all seine «Mysterien», seine Träume, seine Abgründe wisse, um sein Engagement in der Jugendbewegung und das «Unvergessliche jener Jahre von 1912 bis 1922». Sie habe «die Verpflichtung», all das aufzuschreiben und der Welt «Rechenschaft» abzulegen. Möglichst bald, um sein Andenken lebendig zu halten. Das sei vielleicht hart, weil er ihr so viele Schmerzen zugefligt habe. Doch er glaube fest, dass diese «Rückbesinnung» nur eine «Erlösung» für sie sein könne, denn sie habe eine «Fähigkeit zur Gerechtigkeit», die er selbst häufig genug erlebt und erprobt habe.<sup>13</sup>

Das alles war hochgradig unsensibel, gerade jetzt, da Doras Leben zum wiederholten Mal auf dem Kopf stand, ihre Mutter gestorben war, sie sich immer noch grosse Sorgen um Stefan machte, nicht wusste, wann sie wieder nach London zurückkehren könnte und ob sie diesen Krieg, der nun fast schon so lange dauerte wie der Erste, überhaupt überleben würde.

Dazu kam die Angst um ihre Geschwister Paula und Viktor. Denn nachdem die Deutschen bis nach Ägypten vorgerückt waren und die britische Festung Tobruk eingenommen hatten, fürchtete man, dass sie bald auch in Palästina einfallen würden. Hitler, hiess es, plane die Vernichtung des künftigen Judenstaates, die Ermordung aller Juden, die dort Zuflucht gesucht hatten, er habe sich schon mit dem Mufti von Jerusalem verbündet, um sein Ansinnen in die Tat umzusetzen.

Es gab aber noch einen anderen Punkt, der Scholems Vorgehen so unangenehm machte. Das war der Verdacht einer gewissen Eigennützigkeit. Er war schon von Jugend an immer nur der jün-

gere Freund Benjamins gewesen, hatte als Autor und Person immer in dessen Schatten gestanden. Wollte er vielleicht weniger Dora als sich selbst «erlösen», indem er *die* epochemachende Biographie über Benjamin schrieb, für die er sie als Quelle zu benutzen gedachte?<sup>14</sup>

Dora lehnte seinen Vorschlag nicht glattweg ab, verschob dessen Umsetzung aber auf die Zukunft.

*Ja, ich will gerne tun, was Du sagst, aber ich weiss nicht, wann ich Zeit dazu finden werde. Ich habe einen sehr anstrengenden Posten und nicht eine Minute am Tage. [...] Ich glaube, am besten wird es sein, wenn ich diese Aufzeichnungen über Walters Leben in Form von Briefen an Dich mache, die kannst Du dann sammeln und ich behalte eine Kopie für Stefan. Stefan ist bei mir. Er hat wie durch ein Wunder die doppelte gefährliche Seereise überstanden und die Monate hier im Lager. Ob er nicht für immer Schaden genommen hat, weiss ich nicht.*<sup>15</sup>

Das führte – sie hätte es ahnen können – zur Verstimmung. Scholem konnte nämlich sehr nachtragend sein. Sie hatte es schon so oft erlebt und immer wieder vergessen. 1923 hatte er sie auf einem Pessach-Fest in Berlin angeschrien, ihr «Sündenregister» sei ja recht lang, habe allen Grund, sich in Grund und Boden zu schämen.<sup>16</sup> Diese Szene führte zu einer schweren Krise seiner Beziehung zu Dora *und* Walter Benjamin, die nur mit Mühe wieder geheilt werden konnte. Während des Scheidungsverfahrens wusste man nie, auf wessen Seite er stand. Die ganze Zeit über korrespondierte er vertraulich mit beiden, als eine Art Doppelagent oder um unparteiisch zu bleiben? Aber plötzlich ergriff er doch heftig Partei, indem er Dora vorwarf, sie habe Benjamin sein Zuhause

genommen, als sie sich 1921 in Ernst Schoen verliebte, habe sich nie wirklich für seine Arbeiten interessiert und keinen Anteil an seiner «geistigen Entwicklung» genommen, was sie entschieden zurückwies:

*Dass sein Denken weiter scharf, pointiert, tief ist, leugne ich nicht, ich glaube auch, dass die Arbeit, die er jetzt macht, von der er mir freilich kein Wort mitgeteilt hat, in ihrer Art grossartig ist – und Du darfst nicht sagen, Gerhard, dass Dir seine geistige Entwicklung wichtiger ist als mir. Dazu habe ich zu lange meine ganze Existenz auf ihn gestellt, um heute nur noch die erbitterte, verlassene Gattin zu spielen. Aber wo bleibt sein Wesen, das mir so lange führend war, wenn er nur noch Kopf und Geschlecht ist?*<sup>17</sup>

Ein anderes Mal meinte Scholem, Dora sei «eine Assimilantin schönster Sorte», weil sie nicht, wie er selbst, nach Palästina, sondern nach Italien emigriert war, obwohl es für jeden «bewussten» Juden nur einen Platz gebe: das Heilige Land.<sup>18</sup> Nach diesem letzten Zwist – 1934 – hatte er sich sieben Jahre lang nicht mehr gemeldet, nicht einmal, als er in Genua, ganz in ihrer Nähe, war.<sup>19</sup> Wie es ihr ergangen war, womit sie ihr Brot verdiente, wie es um Stefan stand, wie die Rassengesetze ihr Leben erschwerten: all das hatte ihn nicht im Mindesten interessiert. Und nun wollte er ihr plötzlich ihre intimsten Erinnerungen entlocken? Es kam zum Bruch. Wieder einmal. Scholem fasste ihr Zögern als Zurückweisung auf und würde sich bis 1949 nicht mehr melden. Er war tödlich gekränkt.

## Wozu verzweifeln?

Dora kam Ende 1943 nach London zurück, wo sie eine rasante Karriere als Hotelbesitzerin machte, gemeinsam mit ihrem Lebensgefährten Frank Shaw, der nicht nur viel Sinn fürs Geschäft hatte, sondern auch handwerklich sehr geschickt war, sodass man sich teure Spezialfirmen sparen konnte.

Das Camborne Hotel am Leinster Square wurde wieder aufgebaut. Ausserdem erwarben sie die beiden daneben liegenden Häuser, sodass ein Komplex von vierunddreissig Zimmern entstand. Innerhalb kurzer Zeit kamen noch drei weitere Hotels hinzu, «Ashley Court», «Dorset Chambers» und «Trigon House», alle in bester Lage und schönsten historischen Häusern.<sup>20</sup>

Und ihre Gefühle? Ihre Trauer um Benjamin? Ihre Zweifel an sich selbst, weil sie nicht imstande gewesen war, «ihn zu schützen und ihn fähig zum Leben zu machen»?<sup>21</sup> Nachdem die erste Welle des Entsetzens vorbei war, beschloss sie, sich nicht davon überwältigen zu lassen. Denn Stefan brauchte eine starke, selbstsichere Mutter, kein Nervenbündel.

Niemals aufgeben, immer wieder «das Haupt erheben»,<sup>22</sup> immer wieder von vorn anfangen: diese Fähigkeit war typisch für sie. Zwar hatte auch sie mehrmals mit dem Gedanken an Selbstmord gekämpft, ob während der ersten grossen Ehekrise von 1921 oder später, auf dem Höhepunkt des Scheidungsverfahrens, als sie beinahe ihr Haus, ihren Sohn und ihre Existenz verloren hätte. Es sei beruhigend, dass es «diesen Ausweg», «die Waffe des Todes» gebe, hatte sie an Gershom Scholem geschrieben.<sup>23</sup>

Doch letztendlich hat sie sich immer für das Leben entschieden, genau wie Camilla, die Heldin ihres ersten Romans «Gas gegen Gas», eine junge Sängerin, die, durch Geldnot zur Prostitution gezwungen, schon ins Meer gesprungen ist und im letzten Moment doch beginnt zu schwimmen.<sup>24</sup>

Freunde fanden, dass Dora sich in ihrer Londoner Zeit sehr verändert habe, dass aus der schönen, lebendigen, fantasievollen Frau von früher «ein Bürgerweib, fett, schrill und grell» geworden sei. So jedenfalls drückte es ihr ehemaliger Liebhaber Ernst Schoen in einem Gedicht aus.<sup>25</sup>

Da schwang viel persönliche Verletztheit mit. Denn sie hatte ihn 1921 ja nicht nur verlassen, sondern auch ein Kind von ihm abgetrieben, was er ihr niemals verzeihen konnte. Doch mit dem «fetten Bürgerweib» meinte er wohl auch, dass sie Geschäftsfrau geworden sei, Kapitalistin, dass sie ihre alten Ideale verraten und habe, die literarischen wie die politischen. Hatte er vielleicht recht?

Nein, sicher nicht. Es stimmte zwar, dass sie seit 1935 nichts mehr publiziert oder übersetzt hatte. Doch wie sollte sie auch? Die jüdischen Verlage waren zwangsarisiert worden. Für die nichtjüdischen durfte sie nichts mehr schreiben. Und um wie Feuchtwanger, Thomas Mann oder Bertolt Brecht von den grossen Verlegern des Exils, Querido oder Allert de Lange, umworben zu werden – dazu war sie einfach nicht berühmt genug, dazu war sie zu lange «nur» Journalistin gewesen, weil sie Geld für ihren Mann und ihren Sohn verdienen musste. Noch bis zu ihrem Abschied von Sanremo hatte sie gehofft, vielleicht doch wieder «arbeiten zu können wie früher», weil sie ja nun «Engländerin» sei und nicht mehr unter die deutschen Judengesetze falle. «In

diesem Zusammenhang», hatte sie an Benjamin geschrieben, «würde mich interessieren von Dir zu erfahren, ob Du etwas über die Handhabung der Ausländerklausel im Schriftstellerfrontverband weisst. Damals hiess es, bei Ausländern sei der Ariernachweis nicht nötig. Könnte also etwa Rowohlt, wenn ich ihm den Nachweis der Heirat erbringe, Übersetzungen von mir drucken?»<sup>26</sup>

Doch dann kam der Krieg. England war «Feindesland». Damit hatten sich alle Hoffnungen erledigt. So kam es, dass sie mit dem Kapitel Schreiben vollständig abschloss und sich ganz aufs Geschäft konzentrierte, das ihr im Übrigen sehr gut lag und grosse Freude machte, warum auch nicht? Sie betrieb ja keine Luxus Häuser wie das «Ritz» oder das «Dorchester», sie führte solide, preiswerte Hotels für junge Leute wie Studenten, Mitglieder des «Holiday Fellowship» oder «Christlichen Vereins junger Männer». Nie wurde ihr irgendein Protz oder Prunk vorgeworfen, nicht die geringste Unregelmässigkeit oder gar ein Betrug. Im Gegenteil, das britische Innenministerium, das 1952 ihre Akten prüfte, weil sich Probleme wegen ihrer Staatsbürgerschaft ergeben hatten, kam zu dem Ergebnis, dass sie im Gegensatz zu ihrem Schein-Ehemann Harry Mörser eine «respektable» und «intégré» Geschäftsfrau sei, die sich nie etwas habe zuschulden kommen lassen und ihre Steuern und Hypothekenzinsen immer pünktlich bezahle.<sup>27</sup>

Der einzige Luxus, den sie sich leistete, war ein Blüthner-Flügel und ein jährlicher Urlaub in der Schweiz, sei es in Spiez, Grindelwald oder Sils Maria. Dort ging es ihr gut. Dort traf sie Freunde von früher. Ihr manchmal zu hoher Blutdruck regulierte sich wieder, und es machte ihr Spass, Postkarten zu verschicken,

auf denen Murmeltiere, Seilbahnen oder Sennerinnen zu sehen waren.

### **Liebe Frau Dora!**

Im September 1950 meldete sich nach mehr als zehnjähriger Pause Theodor W. Adorno wieder, der inzwischen nach Deutschland zurückgekehrt war und mit seiner Frau Gretel in seiner Heimatstadt Frankfurt am Main lebte, wo er eine Professur für Philosophie angenommen hatte. Er habe sich lange bemüht, sie zu finden, schrieb er an die «liebe Frau Dora». Denn er müsse ihr doch unbedingt sagen, dass der Suhrkamp-Verlag nach und nach alle Werke von Walter Benjamin publizieren wolle, und zwar unter seiner Herausgeberschaft. Als Erstes werde die «Berliner Kindheit» erscheinen, wahrscheinlich schon bald, noch vor Weihnachten, mit einer gedruckten Widmung für ihren Sohn Stefan.<sup>28</sup>

Dora war hellauf begeistert. Ein Bann schien gebrochen zu sein. Sie konnte nun endlich wieder über Benjamin sprechen, auch mit Stefan, den sie nach und nach eingeweiht hatte, wenn auch nur ungenau. Er wusste nur, dass sein Vater tot war. Weder das Datum noch den Ort hatte sie ihm mitgeteilt, die näheren Umstände wohl auch nicht.

Weil sie selbst nur so wenig wusste? Weil es Suizid war? Weil Benjamin seinem Sohn anscheinend nichts hinterlassen hatte, keinen Abschiedsbrief und kein Testament, nicht einmal die goldene Taschenuhr, die er bei sich trug? Die einen sagten, er habe Morphiumtabletten genommen,<sup>29</sup> die anderen sprachen von einer



Phiole mit Gift, die er vor den Augen mehrerer Frauen getrunken haben soll,<sup>30</sup> manche behaupteten gar, er habe sich die Pulsadern aufgeschnitten.<sup>31</sup> Niemand, den Dora kannte, war dabei gewesen, weder Adorno noch Scholem noch Egon Wissing, die sich alle in dubiosen Andeutungen ergingen, wenn sie überhaupt etwas sagten oder schrieben. Bis heute sind die Spekulationen um Benjamins Tod nicht verstummt, ganz im Gegenteil, sie nehmen immer mehr zu und treiben immer absurdere Blüten, bis hin zu dem wilden Gerücht, dass er umgebracht worden sei.<sup>32</sup> Was hätte Dora ihrem Sohn überhaupt sagen sollen, wenn niemand die volle Wahrheit zu kennen schien?

Da war es doch besser, sich gemeinsam mit ihm über die Publikation der «Berliner Kindheit» zu freuen: ein Werk, zu dem sie beide eine besonders enge Beziehung hatten, nicht nur, weil mindestens drei Abschnitte davon in Sanremo entstanden waren.<sup>33</sup> Sie hatten erlebt, wie Benjamin seit 1932 immer wieder daran gearbeitet, wie er es verschiedenen Verlegern angeboten hatte, Kiepenheuer, Rowohlt und Erich Reiss, leider vergeblich. Nur einige Teile waren in Zeitungen erschienen, in der «Frankfurter», der «Vossischen» und der «Neuen Zürcher». Als Dora nun, zehn Jahre nach Benjamins Tod, alles vollständig und gedruckt vor sich sah, meinte sie, ihn wieder zu sehen und zu hören und schrieb an Adorno:

*Nehmen Sie all meinen Dank für das Buch. Es wird einem erst bewusst, was Sie für Walter getan haben, wenn man es wirklich in Händen hält. Ihr Nachwort ist aus dem gleichen Stamm entsprungen. Wieder sieht man, wie tief begründet das Vertrauen war, mit dem Walter alles Ihrem Schutz anvertraute. Ohne Sie wäre er vergessen. [...] Beim Lesen klingt Walters Stimme wieder*

*auf, wie er die einzelnen Stücke Stefan und mir vorlas. Sie haben sie wieder ins Leben gerufen. Nochmals Dank. Ihre Dora Sophie Mörser?*<sup>34</sup>

## Stolpersteine

«Siegessäule», «Tiergarten», «Pfaueninsel», «Blumeshof», «Steglitzer Ecke Genthiner»: in Mutter und Sohn wurden Erinnerungen wach, die sie lange versucht hatten zu verdrängen. Es war jetzt fünfzehn Jahre her, dass sie zuletzt in Berlin gewesen waren, beide mit unterschiedlichen Gefühlen. Stefan hatte sich nur schwer von der Stadt trennen können, Dora war froh, sie hinter sich zu lassen. Und trotzdem hatte sie, unterbrochen durch Aufenthalte in Bayern und in der Schweiz, von 1912 bis 1934 dort gelebt, über zwanzig Jahre lang, länger als in Wien und Sanremo zusammen.

Nun, da das Thema der «Wiedergutmachung» durch die deutsche Presse ging, tauchte plötzlich die Frage auf: War der Verkauf des Hauses an der Delbrückstrasse überhaupt rechtens? Hätten sie nicht viel mehr dafür bekommen müssen, ohne «Rassengesetze» und den Zwang, Deutschland möglichst schnell zu verlassen? Was war aus dem Haus geworden? Hatten sie nicht einen Anspruch auf Rückerstattung, zumindest teilweise?

Dasselbe galt natürlich im Prinzip auch für die Villa Verde. Doch Dora ahnte, dass ein Antrag auf Restitution in Italien wenig Sinn machen würde. Es herrschten Chaos und Korruption allenthalben, alte faschistische Seilschaften, vielleicht auch Deutsch-

feindlichkeit, eine marode Bürokratie, in der niemand sich zuständig fühlte, dazu der Umstand, dass sie die Sprache schon wieder halb verlernt hatte. Doch Berlin? Einen Versuch war es wenigstens wert.

Sie nahm sich einen bekannten Rechtsanwalt, Dr. Reinhard Moral, der, selbst jüdischer Herkunft, schon viele Juden vertreten hatte. Sie sei zweifelsfrei «rassisch verfolgt» gewesen. Ihre Sache stehe gut, wenn auch «das auf dem Grundstück befindliche Gebäude durch Kriegseinwirkung total zerstört und ertragslos» geworden sei,<sup>35</sup> sodass Einnahmen aus «Vermietung oder Verpachtung» nicht zu erwarten seien.

Das Gericht bestritt Doras Anspruch auf Wiedergutmachung nicht. Doch die Kinder des inzwischen verstorbenen Käufers Reinhold Adalbert Brambach protestierten heftig, verwiesen auf Umbauten, die er habe vornehmen lassen, auf vermeintliche Unrichtigkeiten im Kaufvertrag und auf seine angeblich polnische Staatsangehörigkeit, weshalb er gar nicht unter das deutsche Gesetz falle.

Es entspann sich ein Rechtsstreit, in den Gutachter und Sachverständige aller Art eingespannt wurden, ohne dass ein Ende abzusehen war. Aber Mutter und Sohn gaben nicht auf. Es ging hier um mehr als um Geld und um Recht, es ging um Stefan Benjamins Elternhaus und um die Stadt, in der sein Vater bis 1933 gewohnt hatte, über vierzig Jahre lang, in die er nach langen Perioden der Abwesenheit immer wieder gerne zurückkehrte. «Kaum einer kannte in ihren Quartieren so gründlich sich aus», hatte Adorno in seinem Nachwort zur «Berliner Kindheit» geschrieben. «Ihre Orts- und Strassennamen waren ihm vertraut wie die

Namen der Genesis. Dem Sohn einer Altberliner jüdischen Familie – und dem eines Antiquars – erschien noch das Traditionslose der neudeutschen Kapitale [...] als [...] Tradition.»<sup>36</sup>

Im Juni 1955 fuhren Mutter und Sohn zum Ort des Geschehens – in die Delbrückstrasse 23. Was sie sahen, war schrecklich: ein riesiges graues Gerippe, «eine Ruine ohne Dach und Zimmerdecken, die Mauern eingestürzt, keine Wände, Fenster oder Türen, die Schornsteine haltlos in den Himmel ragend».<sup>37</sup> Nur der Anbau, in dem sie die letzten Jahre verbracht hatten, war noch zu erkennen, wenn auch nicht mehr bewohnbar. Stefan muss erschüttert gewesen sein. Er legte vor Gericht ein bewegendes Zeugnis ab, in dem es hiess:

*Ich bin der Sohn der Frau Dora Sophie Mörser aus deren Ehe mit dem verstorbenen Herrn Walter Benjamin. Zusammen mit meiner Mutter habe ich mir im Juni 1955 das Grundstück von Berlin-Grunewald, Jagowstr. 2, Ecke Delbrückstr. 23, angesehen. [...] Dabei haben wir festgestellt, dass das ehemalige Mietwohnhaus vernichtet ist, dass aber noch ein Anbauseitenflügel steht. Der Teil des Seitenflügel, welcher nach der Jagowstr. gelegen ist, ist dem Ansehen nach von aussen das ursprüngliche Gebäude, nämlich eine seinerzeit erstellte Villa. [...] An diesem Gebäude ist z.B. noch die ursprüngliche Wand zu sehen, welche Innenteil der seinerzeit von meiner Mutter und mir bewohnten Wohnung war. Es kleben an dieser Wand, welche jetzt Aussenwand ist, noch Farbstellen, welche seinerzeit zu unserer Treppe gehörten. [...] Ich selbst habe bis 1933 auf dem Grundstück gewohnt. Als ich emigrierte, war ich im 17. Lebensjahr und habe an die damaligen Verhältnisse ein genaues Erinnerungsbild. Ich bin bereit, mich als Zeuge in der Angelegenheit über das deutsche Generalkonsulat in*

*London oder eine sonstige deutsche Dienststelle vernehmen zu lassen.*<sup>58</sup>

Nach Jahren zäher Verhandlungen, die Unsummen an Anwalts- und Gerichtskosten verschlungen haben müssen, wurde Dora 1957 ein Vergleich vorgeschlagen: 12'000 DM Entschädigung oder eine Eintragung als Miteigentümerin ins Grundbuch – mit einem Anteil von einem Fünftel neben den Kindern von Reinhold Brambach. Sie entschied sich für Letzteres, denn an Geld war ihr nichts gelegen. Heute steht auf dem Grundstück wieder eine Villa, die, wie es scheint, in den sechziger Jahren gebaut wurde, durchaus feudal, aber bei Weitem nicht so protzig wie die alte. Die Bäume im Park dürften zum Teil noch aus Benjamins Zeit stammen. Vor den Häusern Nr. 17 und 19 liegen Stolpersteine für Clara Hammerstein, Adolf und Else Hanau und Babette Meyer. Vor dem Haus Nr. 23 wurde keiner verlegt. Denn Benjamin, so die Argumentation der zuständigen Koordinierungsstelle, sei bereits hinreichend bekannt und «durch zahlreiche Würdigungen fest in der Gedenklandschaft verankert». An seinem letzten Wohnort in der Prinzregentenstrasse verweise aber eine Tafel auf ihn.<sup>59</sup>

### **I keep pressing her!**

Die «Berliner Kindheit» war zunächst kein Verkaufsschlager, wie der Verleger, Peter Suhrkamp, 1951 mit Bedauern im «Spiegel» bemerkte. Er meinte, die Texte seien zu «komprimiert» und zu «hart», um selbst von «guten Lesern» sofort verstanden zu wer-

den.<sup>40</sup> Adorno als Herausgeber fugte hinzu, dass einige Rezensionen den Verkauf nicht gerade gefördert hätten, weil sie das seien, was man auf Englisch «awe-inspiring» nenne, also zu ehrfürchtig und zu sehr um die Ecke gedacht. Ausserdem sei das Thema «Berlin» für die meisten Deutschen wohl noch sehr belastet, weil sie dabei sofort an Bomben, Trümmer und Adolf Hitler denken müssten.<sup>41</sup> Gershom Scholem fand das Buch nicht «jüdisch» genug.<sup>42</sup> Herbert Belmore, ehemals Blumenthal, ein alter Jugendfreund Benjamins, stiess sich daran, dass es aus der Sicht eines «äusserst egozentrischen» Kindes geschrieben sei, das mit seiner Umwelt nicht kommuniziert und sich mehr für «Möbel und Ornamente» interessiert habe als für Menschen.<sup>43</sup>

Dora empfand solche Reaktionen als verletzend, ja «katastrophal».<sup>44</sup> Doch sie sah darin eine Bestätigung dessen, was sie – bei aller Freude über das Vorhaben – von Anfang an gesagt hatte, als Adorno vom Plan einer Gesamtausgabe sprach. Musste wirklich alles aus der Feder von Benjamin publiziert werden? Gab es nicht manches, wovon er sich selbst distanziert hatte, zumindest ihr gegenüber? Gerade von der «Berliner Kindheit» gab es so viele Fassungen, die er immer wieder revidiert und verworfen hatte. Hatte Adorno auch die richtige ausgewählt? Verfügte er überhaupt über alle Versionen? Von manchen anderen Schriften meinte sie genau zu wissen, dass Benjamin sie keinesfalls publizieren wollte, vom «Regenbogen» aus dem Jahr 1915 zum Beispiel, einem fiktiven Dialog über die Fantasie,<sup>45</sup> oder von den Jugend-Tagebüchern aus dem Jahr 1911.<sup>46</sup>

*Ich glaube nicht, dass es in Walters Sinne wäre, sie zu veröffentlichen. Er hat mir das mit Betonung mehrmals gesagt. Er be-*

*hauptete, «Der Regenbogen» sei voll von Irrtümern und «Das Tagebuch» noch zu unreif.<sup>47</sup>*

Doch man wollte, wie es scheint, ihre Meinung gar nicht hören. Sie war ja nicht vom Fach. Sie war ja «nur» die geschiedene Ehefrau. Ihre Aufgabe war es einzig und allein, den Herausgebern alles zur Verfügung zu stellen, was sie hatte: Handschriften, Erinnerungen und Briefe, nach denen auch Adorno immer wieder fragte, wenn auch nicht ganz so taktlos und plump wie Scholem, der kurz und bündig zusammenfasste, was er mit ihr vorhatte: *I keep pressing her!*<sup>48</sup>

### **Briefe und magische Koffer**

Wenn sie gefragt wurde, was denn aus etwa in Berlin oder Sanremo verbliebenen Dokumenten geworden sein könnte, gab sie keine klare Antwort, sodass sich nach und nach verschiedene Legenden herausbildeten, so auch die von zwei alten Koffern mit Handschriften Benjamins, die noch in der Villa Verde stehen müssten<sup>49</sup> oder vielleicht auch irgendwo ausserhalb untergebracht waren – oder war es nicht doch ein bunt bemalter Bauernschrank, den sie aus Berlin mitgenommen hatte?

Auf diese Weise erreichten Adorno und Scholem das Gegenteil von dem, was sie wollten: den Verbleib wichtiger Quellen zu klären. Auch die Frage nach dem Schicksal des Briefwechsels blieb offen. Existierte er überhaupt noch? Hatte Dora ihn tatsächlich von einem Ort zum anderen geschleppt, von Berlin nach Sanremo, von Sanremo nach London, von London nach Tilford und

wieder zurück? War er vielleicht während der Angriffe auf London verbrannt? Oder hatte sie Teile davon selbst vernichtet, nach der Scheidung etwa, als sie sich vorgenommen hatte, nie mehr ein Wort mit Benjamin zu reden? Einige Briefe waren vor Gericht schonungslos zitiert worden, gerade die intimsten, in denen es um Sexualität, Treue und Untreue ging, um Doras angebliche Verfehlungen, um Benjamins Geliebte Asja Lacis und seine Ansichten über die moderne, offene Ehe.

Das halbe literarische Berlin hatte damals begeistert an diesem Schauspiel teilgenommen, Ernst Schoen, Ernst Bloch, Charlotte Wolff, Franz Hessel und viele andere. Und nun sollte das alles wieder aufgewärmt werden, dieser peinliche Rosenkrieg, in dem neben anderen ein gewisser Friedrich Podszus eine Rolle spielte, angeblich ein früherer Liebhaber Doras, der jetzt – ausgerechnet – Lektor bei Suhrkamp war und die Benjamin-Ausgabe zu betreuen hatte?

War es so unverständlich, dass sie keinen Kontakt mehr mit ihm wollte und die Herausgabe der Briefe boykottierte, ja, nicht einmal verriet, ob sie überhaupt noch existierten?

Dora brach den Kontakt zu Adorno und Scholem zwar nicht völlig ab, schrieb ihnen aber nur noch alle paar Jahre und hütete sich, Persönliches preiszugeben. Aus ihren Antworten schlossen sie, dass ihr Gedächtnis empfindlich gelitten habe und kein Verlass mehr auf sie sei.<sup>50</sup> Manchmal fragten sie Stefan, ob er nicht etwas aus ihr herausbekommen könnte, doch der sagte, dass er seine Mutter kaum noch sehe und keine gute Beziehung mehr zu ihr habe.<sup>51</sup>

Tatsächlich muss sich das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn seit Ende der fünfziger Jahre rapide verschlechtert haben,



aus Gründen, über die sich nur spekulieren lässt. Waren es alte Verletzungen aus den Jahren in Berlin, Wien und Sanremo? Das Gefühl, dass sie ihn zu oft allein gelassen, ihn vielleicht nicht genug geliebt hatte, sich aber jetzt umso mehr in sein Leben einmischte und ihn andererseits nicht wirklich ernst nahm? Dabei war er längst kein angestellter Buchhändler mehr, sondern Inhaber einer eigenen Firma, eines «Library and Scientific Books Supply» in der Nähe des British Museum. Er war zum zweiten Mal verheiratet und hatte zwei Töchter. Ausserdem wirkte er aktiv an der Edition der Werke seines Vaters mit, nicht als «Mitherausgeber», aber als ständiger Gesprächspartner von Theodor W. Adorno, zu dem er eine sehr gute Beziehung hatte.

Trotzdem wusste er bis 1960 immer noch nicht, wann und wo Walter Benjamin gestorben war. Dora hatte es ihm immer noch nicht verraten, Adorno, Scholem oder Egon Wissing allerdings auch nicht. Ohne diese Daten bekam er jedoch keinen Erb- oder Totenschein und ohne Erb- oder Totenschein keinen Zugang zu den ihm zustehenden Verlagstantiemen, die seit Jahren unberührt bei der «Deutschen Effecten- und Wechselbank» in Frankfurt am Main lagen, da sie nicht auf den Namen «Stefan Benjamin», sondern auf «Walter Benjamin Erben» eingezahlt worden waren. Er sah sich also genötigt, dem Suhrkamp-Verlagsleiter Siegfried Unseld zu schreiben, das zuständige Gericht in Berlin verlange einen Beweis, dass Benjamin «nicht mehr am Leben» sei, den nur er, Unseld, erbringen könne, da auch Adorno «die Umstände nur vom Hörensagen» kenne und die Spanier keinen Totenschein schicken würden, solange er das genaue Datum nicht habe.<sup>52</sup> Eine

absurde Situation, beinahe schon kafkaesk. Wann und von wem er das Datum endlich erfuhr, bleibt unklar. Wahrscheinlich von Unseld.

### Völliger Verfall?

Im Januar 1960 wurde Dora siebzig Jahre alt. Gershom Scholem hatte schon seit 1954 keinen Kontakt mehr zu ihr, gratulierte ihr aber trotzdem zum Geburtstag, wenn auch mit gemischten Gefühlen, wie er in einer handschriftlichen Notiz vermerkte.<sup>53</sup>

Er schrieb nicht viel ausser ein paar Plattitüden, dass sie ja nun beide «gesetzte Herrschaften» seien, dass er ihr «Gesundheit und volle Tage» wünsche und ein Ausruhen von der «Arbeits- und Sorgenlast», die sie immer zu tragen gehabt habe. Vielleicht – dieser Hinweis durfte nicht fehlen – finde sie ja doch noch einmal die Zeit und die Kraft, «einen Rückblick auf alle diese Jahre von Czernowitz und Wien bis London» zu wagen, wobei er «Berlin» und «Sanremo» vorsichtshalber wegliess.

Dora ging nicht weiter darauf ein, sondern versuchte, sich einfach nur darüber zu freuen, dass er sich endlich wieder gemeldet hatte, ja, sie lud ihn und seine zweite Frau Fania sogar nach London ein, als ihre Gäste natürlich.

*Mir geht es sehr gut, kein Mensch hält mich für 70, und ich arbeite fest weiter – aber so wie früher geht es nicht mehr, was ja auch nicht zu erwarten ist. Ich habe den ganzen Hotelkomplex am Leinster Square verkauft, aber die Katze lässt das Mäusen nicht — ich habe wieder andere Häuser gekauft und werde auch das*

*jetzt noch von uns bewohnt in ein Studentenheim umwandeln.  
[...]*

*Stefan hat ein sehr liebes und schönes französisches Mädchen aus Grenoble geheiratet. Mein Enkelchen entwickelt sich sehr gut.*

*Mr. Shaw ist jetzt im 76. Jahr und unterrichtet immer noch an der Technischen Hochschule. Er grüsst Euch vielmals und hat sich mit dem reizenden Brief sehr gefreut. Er sagt: Ihr müsst kommen, sobald das neue Haus in Ordnung ist, Ihr könnt zwei gute Zimmer bei uns haben. Also wie steht es damit? [...]*

*Also schreibt, dass Ihr kommt, wir würden uns alle so sehr freuen, und es kostet Euch ja nur die Reise.*

*Nochmals Dank, lieber Gerhard*

*Eure getreue Dora<sup>54</sup>*

Die Scholems folgten ihrer Einladung und kamen tatsächlich im Mai 1961 nach London. Anders als Dora selbst fanden sie, dass sie erschreckend gealtert sei. Gershom Scholem regte sich «mas-slos» über «das Bild des völligen Verfalls» auf, das sie geboten habe, ob physisch oder mental, präzisiert er nicht. Er brachte es danach nicht mehr fertig, ihr zu schreiben oder sie «noch einmal aufzusuchen».<sup>55</sup> Der Kontakt brach ab. Für immer.

## **Doras Tod**

Dora Sophie Mörser, wie sie sich bis zum Ende ihres Lebens nannte, obwohl sie seit den vierziger Jahren geschieden war und ihren «Ehemann» Harry Mörser wahrscheinlich nie mehr gesehen

hatte, starb am 24. Februar 1964 in London, vermutlich an den Folgen eines Schlaganfalls. Damit war eine jahrzehntelange Hassliebe zu Scholem beendet, jedenfalls für Dora. Für Scholem offenbar nicht. Denn das grosse Buch, das er 1975 tatsächlich schrieb, «Walter Benjamin – die Geschichte einer Freundschaft», beginnt schon im Vorwort mit Fehlern und übler Nachrede. «Ein halbes Jahr» nach Benjamins Tod, heisst es da, habe er sich bemüht, «seine geschiedene Frau Dora, die ihn fünfzehn Jahre lang wohl am genauesten gekannt» habe, «zu bewegen aufzuschreiben, was sie von seinem Leben und von seinem eigentlichen Selbst wusste und gesehen» habe – «leider ohne Erfolg». Tatsächlich hatte er sie erst vierzehn Monate nach Benjamins Tod beschworen, dass sie doch alles aufschreiben möge – im Juli 1942, mitten im Zweiten Weltkrieg, als sie wahrhaftig andere Sorgen hatte.

Nach ihrem Tod wurden offenbar keine Anzeigen verschickt, jedenfalls nicht an Adorno und Scholem. Es stand auch nichts darüber in den Zeitungen. So kam es, dass die beiden Freunde erst ein Jahr später davon erfuhren, durch Stefan. Scholem scheint nicht einmal kondoliert zu haben. Adorno dagegen schrieb ehrlich betroffen:

*Ich bin eben dabei, die Fahnen des grossen Briefbandes zu lesen, und da ist kaum eine Seite, auf der nicht von Dora die Rede ist. Dass diese Beziehung doch auch die schmerzliche Trennung und vieles andere überstand, zeugt für das exzeptionelle Wesen Ihrer Mutter.<sup>56</sup>*

Doch bei allem Bedauern sah er in Doras Tod auch eine gute Gelegenheit, «sich noch einmal wegen des angeblich in Sanremo verbliebenen Materials zu erkundigen», auf das Stefan ja nun die

alleinigen «Rechte» habe.<sup>57</sup> Stefan schrieb zurück, dass Dora zwar nie mehr nach Sanremo gefahren sei, aber «zwei allerdings ganz verfahrenere Schritte» in dieser Sache unternommen habe:

*Einerseits meldete sie über die südafrikanische Regierung (sie hatte damals diese Staatsbürgerschaft) einen – allerdings nur finanziellen – Anspruch an, welcher stecken blieb, da der Anwalt untüchtig war, andererseits beauftragte sie die Witwe ihres ehemaligen Anwalts in Sanremo (welche das Büro weiterführte) die Angelegenheit aufzugreifen. Diese verlangte einen Vorschuss und war, sobald sie diesen erhalten hatte, nicht mehr dazu zu bekommen, auch nur zu antworten. Ich schlug auch mehrmals meiner Mutter vor, an Ort und Stelle etwas zu unternehmen, aber sie hatte dagegen einen unsinnigen Widerstand. Ich selbst kann mich der Sache auch nicht widmen, da ich hier ganz angebunden bin [...], sodass ich auf absehbare Zeit nicht nach Italien komme. Wenn Sie etwas davon halten, so könnte ich vielleicht eine von dem italienischen Generalkonsulat beglaubigte Vollmacht anfertigen lassen, falls Sie selbst nachforschen wollen? Die in Sanremo zurückgebliebenen Gegenstände hielt ich bisher für einige grosse Möbelstücke (u.a. einen wertvollen alten Bauernschrank), welche sich nicht zum Versand nach England eigneten, denn ihren Haushalt liess meine Mutter noch zurZeit der Münchener Krise nach England bringen. Daher hätte ich gedacht, dass nur wenig Hoffnung besteht, dass noch leicht bewegliche Gegenstände in Sanremo geblieben sind. Zudem sind ja in solchen Fällen Italiener sehr schwer dazu zu kriegen, mit der Wahrheit herauszurücken.<sup>58</sup>*

Dieser Eindruck bestätigte sich, als er im Frühjahr 1967 doch noch selbst nach Sanremo fuhr. Die Pension wurde noch unter ih-

rem alten Namen weitergeführt und hatte sich äusserlich wenig verändert. Doch die neuen Betreiber schöpften Verdacht und waren sehr unfreundlich. Deshalb sah er davon ab, sich dort einzumieten. Vielleicht könnte aber jemand vom Verlag einmal hinfahren und nach dem berühmten alten Bauernschrank Ausschau halten, den er natürlich sofort wiedererkennen würde, ohne versprechen zu können, dass sich tatsächlich Manuskripte seines Vaters darin befänden?<sup>59</sup>

### Das Ende einer Suche

Stefan Benjamin starb im Februar 1972 mit knapp vierundfünfzig Jahren. Er überlebte seine Mutter um nicht einmal ein Jahrzehnt. Nach Handschriften hatte er nicht mehr weiter gesucht oder suchen lassen, da er ähnlich wie Adorno der Meinung war, dass es keinen Sinn habe. Man konnte schliesslich überall nachlesen, was der Krieg in Sanremo angerichtet hatte. Mindestens neunundzwanzig Jüdinnen und Juden, die meisten davon italienischer Herkunft, waren 1943 verhaftet und deportiert worden, überwiegend nach Auschwitz.<sup>60</sup> In La Pigna, der Altstadt und in vielen Gebirgsorten hatte es heftige Partisanenkämpfe gegeben, die Italo Calvino in seinem Roman «Wo die Spinnen ihre Nester bauen» (1947) eindringlich beschreibt, ebenso wie den allgemeinen Hass auf die Deutschen, die «schlimmer als die [faschistische] Ortspolizei» waren, weil sie die Sprache und die Mentalität nicht verstanden und in der alten Festung am Hafen ein Regiment des

Schreckens führten. Sogar Kinder sollen dort verhört und gefoltert worden sein. Am schlimmsten aber erging es den «Politischen», die man sofort an ihren geschundenen Gesichtern und ihrer mühsamen Art, sich zu bewegen, erkannte.<sup>61</sup> Nach dem Kriegaustritt Italiens im September 1943 wurden allein in Sanremo vierzehn mutmassliche Partisanen von den Deutschen erschossen, in mehreren umliegenden Dörfern nahezu die ganze Zivilbevölkerung.<sup>62</sup>

Es hiess, dass «Soldaten» in der Villa Verde gewütet hätten, ob italienische, deutsche oder Partisanen, wird nicht recht klar. Jedenfalls war sie als Beuteplatz und Quartier benutzt worden, vielleicht von verschiedenen Seiten, sodass sie nur mühsam für den Gästebetrieb wieder hergerichtet werden konnte. Das hat die erste Nachpächterin, Signora Gazzo-Sperlari, ganz klar ausgesagt.<sup>63</sup> Und das bestätigten auch die Verwalter, die das Haus 1946 im Auftrag des britischen Konsuls aufsuchten:

*Ah wir 1946 in der Villa Verde ankamen, fanden wir alles auf dem Kopfstehend vor, wir bemühten uns, die Pension wieder in Ordnung zu bringen. Leider hatten in Kriegszeiten Soldaten dort gehaust, italienische und ausländische, wie wir hörten. Von Koffern weiss ich nichts.*<sup>64</sup>

Stefan hatte ja immer nur von einem «bemalten Bauernschrank» gesprochen, nie von «Koffern», die Dora zurückgelassen haben soll. Wer hat da was missverstanden oder verwechselt? Wie kamen sie überhaupt ins Gespräch? Die Sache klingt im Übrigen hochgradig unwahrscheinlich. Denn wenn man bedenkt, dass es Dora gelungen ist, fast die gesamte Kinderbuchsammlung

von Sanremo nach London zu transferieren, dann wird sie doch wohl auch noch Platz für «zwei Koffer» gehabt haben, ob auf dem Frachtschiff, im Güterzug oder wo auch immer.

Nach dem Tod Stefan Benjamins setzte Scholem seine Suche unbeirrt fort. Wider jede Vernunft und unter Verkennung der historischen Realität beauftragte er 1977 einen jungen italienischen Germanisten, Giulio Schiavoni, sich vor Ort noch einmal gründlich umzusehen. Er selbst habe sich «zwischen 1949 und 1961 alle Mühe gegeben, mit Dora diese Sache in Sanremo zu klären». Ihre Angaben seien immer «widersprüchlich» gewesen, sodass er nur den Schluss ziehen könne, «dass irgendetwas nicht stimmt».<sup>65</sup> Schiavoni, ein erstklassiger Fachmann, der über Walter Benjamin, Joseph Roth, Günter Grass, Franz Kafka und viele andere Autoren deutscher Sprache gearbeitet hat, machte sich tatsächlich auf die Suche und befragte alle Zeugen, die er noch finden konnte, bis hin zum englischen Konsul in Genua, der bestimmt keinen Grund hatte zu lügen. Die Antworten waren immer dieselben: keine Bücher, keine Schränke, keine Koffer, nur Chaos.<sup>66</sup>

Scholem gab schliesslich die Suche auf und konzentrierte sich stattdessen auf die schwarze Aktentasche, die Benjamin am Vortag seines Todes über die Pyrenäen getragen haben soll. Auch sie wurde ein Forschungsmythos. Auch sie hat Legionen von Wissenschaftlern beschäftigt. Gefunden worden ist sie allerdings so wenig wie die beiden legendären Koffer oder der bunte Bauernschrank in Sanremo.



## Residenza Villa Verde

Und heute? Ein Besuch in Sanremo lohnt sich auf jeden Fall, besonders im Frühjahr oder Herbst, wenn das Klima sehr milde ist und Sie die Chance haben, ein gutes, preiswertes Quartier zu bekommen, ohne von Touristen aus aller Welt bedrängt zu werden, die die Altstadt La Pigna, das Spielcasino oder die Jugendstilvilla von Alfred Nobel sehen wollen. Die Villa Verde an der Via Hope Nr. 4, heute Nr. 6, steht nicht mehr. Sie wurde in den siebziger Jahren abgerissen und durch eine noble Apartmentanlage ersetzt. Aber das Gelände nennt sich immer noch «Residenza Villa Verde», ohne dass auch nur der kleinste Hinweis an Dora oder Walter Benjamin erinnern würde. Wenn Sie Glück haben, öffnet sich gerade das «Canello automatico», das automatische Tor, und Sie können den nach wie vor prächtigen Park betreten. Nehmen Sie sich etwas Zeit. Sie werden begeistert sein von der Vielzahl der Palmen, Koniferen, Zedern, Farne und Mammutbäume, von den Lilien, Oleander- und Rosenbüschen, die wahrscheinlich noch aus der Zeit von Edward Lear stammen, an den ebenfalls nichts mehr erinnert.

Nach einem längeren Fussweg, wahlweise am Meer entlang oder über den Corso Felice Cavallotti, kommen Sie zu Stefan Benjamins Schule, die immer noch «Liceo Ginnasio Statale G. D. Cassini» heisst. Es ist ein gelber, kasernenartiger Bau auf einem Hügel, ziemlich furchterregend. Am Eingang werden Sie auf einem Hinweisschild lesen, dass Italo Calvino hier seine Schulzeit verbracht hat. Stefan Benjamin hat ihn nicht mehr kennengelernt, denn Calvino war fünf Jahre jünger als er, Jahrgang 1923.

Er ging mit zwanzig in den antifaschistischen Widerstand und kämpfte in einer Partisanengruppe in den ligurischen Bergen. Damals nahm man seine Eltern in Sippenhaft. Heute ist man stolz auf ihn.

In der Altstadt La Pigna sind einige mondäne Boutiquen und Trattorien entstanden, ansonsten hat sich seit Benjamins Zeiten wenig verändert. Dieselben Labyrinth aus schmalen Gassen, dieselben Bögen, die die Strassen überspannen, dieselben steilen Treppen bis hinauf zur Kirche Madonna della Costa, die Vater und Sohn so fasziniert haben.

Auch Bussana Vecchia, das alte Ruinendorf, ist noch da, heute allerdings nicht mehr ganz so einsam wie früher, denn es leben Hippies und Künstler, vor allem aus Deutschland, dort. Wer der amerikanische Bestattungsunternehmer war, mit dessen Sohn Stefan Benjamin in Brunnen und Schächte gestiegen ist, um Ratten, Frösche und Schlangen zu fangen, habe ich nicht ermitteln können. Vielleicht hat die städtische Bibliothek ja gerade geöffnet, wenn Sie da sind, und Sie finden dort ein altes Adressbuch oder Branchenverzeichnis. Oder es gelingt Ihnen, einen Blick in historische Ausgaben der ortsüblichen Tageszeitung, des «L'Eco della Riviera» zu werfen. Sie sind vollständig digitalisiert, aber leider nur vor Ort einsehbar, also in der Bibliothek selbst. Während der Corona-Pandemie war mir das leider nicht möglich.

In Taggia, etwa zehn Kilometer nordöstlich von Sanremo, «einer Bergstadt von überaus grossartiger Anlage», hat Benjamin «die schönste Treppe der Welt gefunden»<sup>67</sup> – und in Ospedaletti mit den Adornos auf der Terrasse gesessen, um über Wagner zu diskutieren.<sup>68</sup> Zwischen 1934 und 1938 war er insgesamt fünf Mal in Sanremo, manchmal für mehrere Monate. Nur beim ersten Mal

hat er sich einsam und isoliert gefühlt. Später nicht mehr. Er genoss die Besuche im Strandbad und die «bewährten Bergbesteigungen in der Mittagsglut der heissesten Julitage». Einmal schrieb er sogar, dass Sanremo neben Paris sein zweites «Zuhause» sei.<sup>69</sup>

Bleibt die Frage, warum Dora nie mehr nach Sanremo zurückkehrte, an den Ort, wo sie jahrelang so glücklich gewesen war und so viele Freundinnen und Freunde von früher wiedergetroffen hatte. Diese Frage wird, fürchte ich, niemand beantworten können. Nicht einmal ein Trauma-Forscher. An den legendären Koffern lag es bestimmt nicht. Eher an der Vielzahl der Erinnerungen, die sich hier ballten, von der Schönheit der Landschaft bis zu Mussolinis Rassengesetzen, von den Sorgen um Stefan bis zu dem Gefühl, dass sie hier wieder etwas wie eine Familie geworden waren, von der Hoffnung, endlich irgendwo angekommen zu sein, bis zur erneuten Flucht und Vertreibung. Doch das sind nur vage Verständnisversuche. Schon *ein* Blick auf die Geschichte des deutsch-jüdischen Exils genügt, um festzustellen, dass die Betroffenen völlig unterschiedlich damit umgingen. Die einen versuchten, die Vergangenheit zu verdrängen, die anderen suchten sie physisch oder gedanklich wieder auf, die dritten zerbrachen daran oder brachten sich um. «Unsinnig» war Doras Widerstand, sich erneut dem Kapitel «Sanremo» zu stellen, sicher nicht. «Unsinnig» war die Penetranz, mit der Gershom Scholem sie dazu drängte. Es gibt keine Verpflichtung zur Rückkehr, nicht einmal zur «Rückerinnerung». Dora hatte ja schon in Berlin einmal versucht, Stätten ihres früheren Lebens wieder aufzusuchen. Und mit welchem Ergebnis?

Ihre Enkelin Dina, genannt Mickie, Jahrgang 1950, die ein

sehr enges Verhältnis zu ihr hatte, hat mir erzählt, dass sie nie mehr über Sanremo gesprochen habe, so wenig wie über Wien und Berlin. Sie erzählte auch, dass sie im Familienkreis nie mehr Deutsch sprechen wollte. Nur manchmal sei im Zorn ein deutsches Wort über ihre Lippen gekommen, ein Wort, das auch in Benjamins «Berliner Kindheit» eine grosse Rolle spielt: «Affentheater!»

## **Nachwort von Mona Benjamin**

Eva Weissweiler und ich wurden einander im Juni 2018 vorgestellt, und zwar durch das Walter-Benjamin-Archiv in Berlin. Eva hatte gerade mit der Arbeit an ihrem Buch «Das Echo deiner Frage: Dora und Walter Benjamin – Biographie einer Beziehung» begonnen. Im Nachhinein betrachtet hatte unsere Begegnung etwas von einem glücklichen Zufall, zumindest was mich betrifft. Der Tod meiner Mutter einige Jahre zuvor hatte mich tief getroffen. Ich war verunsichert und suchte nach Halt.<sup>1</sup> Ich trauerte nicht nur um sie selbst, sondern auch um ihre Erinnerungen und ihre Geschichten, um ihre eigenen und die meines Vaters Stefan Benjamin. Meine Mutter war die Hüterin seines Gedächtnisses, und als sie starb, war es, als würde auch er ein zweites Mal sterben.

Als ich Eva kennenlernte, hatte ich angefangen, mich für die entlegenen Bereiche seiner Vergangenheit zu interessieren, und ich werde ihr immer dankbar sein für die grenzenlose Grosszügigkeit, mit der sie mich an ihren Recherchen teilnehmen liess. Wobei ich durch diese Einblicke auch zu verstehen gelernt habe, wie viel ich bereits wusste, ohne mir dessen bewusst zu sein, in

1 Janet Kew Benjamin (1940-2012)

jenem kaum wahrnehmbaren Bereich zwischen Erinnerung und intuitivem Wissen.

Es war in Köln, nach dem Erscheinen von «Das Echo deiner Frage», wo Eva von einem möglichen zweiten Buch sprach, dieses Mal über Doras und Stefans Zeit in Italien. Meine Grossmutter und mein Vater durchlebten damals wie Unzählige andere in dieser Zeit eine Periode der Entwurzelung, Angst und Gefahr. Dass es meiner Grossmutter gelang, die Flucht meines Vaters und ihre eigene zu ermöglichen, während sich mein Grossvater nicht zu retten vermochte, sollte sich als Segen und Fluch erweisen: als Segen, weil sie überlebten, ein Beleg für die Stärke, den bemerkenswerten Scharfsinn und die Entschlossenheit meiner Grossmutter. Als Fluch, weil sie durch ihr Überleben dazu bestimmt wurden, als blosse Fussnoten in die allgemein bekannte Tragödie meines Grossvaters, seines Lebens, seiner Arbeit und seines Todes, einzugehen.

Eva dabei zu folgen, wie sorgfältig sie Doras und Stefans Schritte rekonstruierte und ihre so oft in den Hintergrund verwiesenen Schicksale und Stimmen in den Mittelpunkt rückte, war eine bewegende, mich Demut lehrende Erfahrung, die. Aber diese von Unruhe, erzwungenen Aufbrüchen und Neuanfängen geprägte Geschichte ist nicht nur eine Geschichte, die in der Vergangenheit spielt, eine durch die Linse der Biographik betrachtete Episode. Was sie durchgemacht, was sie gemeistert haben, worüber sie hinausgewachsen sind: es setzt sich auch heute fort, überall in der Welt, Tag für Tag, mit einem Tempo, das keinerlei Anzeichen von Verlangsamung zeigt.

Die auf diesen Seiten erzählte Geschichte berührt mich natür-

lich ganz persönlich als Tochter und Enkelin. Im grösseren Kontext geht es jedoch um etwas Grundsätzliches. Sie illustriert die Zerbrechlichkeit von Demokratie, sie zeigt, wie beängstigend schnell sich die Dinge wenden und ändern können, wenn diejenigen, die die Macht in Händen halten, bereit sind, wegzusehen. Geschichte ist mehr als eine Tabelle von Daten und Fakten. Sie ist eine gelebte Erfahrung – und eine geteilte. Bedrohliche Kräfte mögen im Hintergrund gären, das Gefühl des Unbehagens mag jede wache Minute beherrschen, aber da ist immer auch dieser Raum dazwischen, in dem sich das tägliche Leben abspielt. Mahlzeiten werden zubereitet und gegessen, Freunde und Besucher empfangen, Studien betrieben, Gärten bewirtschaftet, Briefe ausgetauscht, Entdeckungen gemacht, kleine Nischen der Freude geschaffen und genossen. Wir essen, schlafen, reden, streiten, lachen, lieben. Wir machen weiter. Das sind die alltäglichen Momente, die das Leben ausmachen – und die uns allen so vertraut sind.

Durch ihre akribische Recherche und mit Hilfe der Dokumente und Briefe aus den Archiven hat Eva die Routine, die Angst und das erfrischend Ungewöhnliche von Doras und Stefans Alltagsleben in Sanremo vor dem Hintergrund einer zunehmend unsicheren, gefährvollen Welt eingefangen.

Das letzte Jahr (2020) hat eindeutig gezeigt, dass etwas durchzumachen uns nicht automatisch grösseren Scharfblick verleiht. Meiner Grossmutter ist es immer gelungen, den Dingen einen Schritt voraus zu sein – manchmal nur um Haaresbreite, aber selbst noch 1939, als sie sich gerade in London niedergelassen hatte, schrieb sie in einem Brief an Henry Louis Mencken: «Eine Nachricht direkt aus Italien mag Sie freuen, die besagt, dass ein

Krieg dort praktisch für unmöglich gehalten wird und Mussolinis sofortigen Sturz zur Folge hätte. [...] Das Gleiche, in leicht modifizierter Form, wird mir aus Deutschland berichtet, wo man sicher ist, dass es Krieg geben wird, aber schon bald mit den gleichen Konsequenzen.» Selbst nach allem, was sie schon erlebt und wogegen sie angekämpft hatte, konnte sie diese Hoffnung nicht aufgeben, auch wenn sie gleich anschliessend einräumt: «Ich frage mich, ob wir noch normal denken können, ohne allzu sehr in Wunschdenken zu verfallen.»

Dieses Buch ist das Dokument einer spezifisch «kontinentalen» Lebensweise, die es so nicht mehr gibt; es ist auch eine Geschichte von Resilienz und Überleben unter grössten Schwierigkeiten. Es erzählt von einem intelligenten, sensiblen jungen Mann, der gezwungen war, in einer Zeit grosser äusserer wie innerer Unruhe erwachsen zu werden, sowie von einer scharfsinnigen, unbeirrbareren Frau mit scheinbar grenzenloser Kraft und Entschlossenheit. Einer Frau, die mein Grossvater nie ganz hat hinter sich lassen oder vergessen können – genauso wenig wie sie ihn. Das war für sie beide ein Segen und ein Fluch: Ihre Lebenswege waren zutiefst miteinander verwoben und blieben es auch im Tod. Ich bin sehr stolz darauf, sie meine Familie nennen zu dürfen.

Mona Benjamin  
London im August 2021

Mona Benjamin besuchte das französische Lycée in London und studierte Anglistik in Cambridge. Sie arbeitete mehr als zwanzig Jahre lang in der Filmproduktion, wo sie an Filmen wie «Sense and Sensibility»



von Ange Lee, Luc Bessons «The Fifth Element» und «Casino Royale» mitwirkte. Heute arbeitet sie für die Mark Milsome Foundation, eine gemeinnützige Organisation, die jungen Menschen aus schwierigen Verhältnissen den Einstieg in die Filmbranche ermöglicht.

## Danksagung

Mein Dank geht an alle, die mich beim Schreiben dieses Buches mit Informationen und Materialien unterstützt haben, vor allem an:

Roberto Di Bella (Köln), Mona Benjamin (London), Momme Brodersen (Palermo), Dina (Mickie) Draper (London), Samuel Walter Benjamin Draper (London), Elisa Harnischmacher (Köln), Elvira Lima (Palermo), Ursula Marx (Berlin), Sabine Schiller-Lerg (Münster), Michael Schwarz (Berlin) und Regina Thumser-Wöhs (Wien).

Mein Mann Klaus Kammerichs und meine Agenten Regina und Peter Molden haben die Entstehung des Manuskriptes engagiert begleitet und mich in schwierigen Phasen immer wieder ermutigt. Für liebevolle persönliche Teilnahme danke ich darüber hinaus besonders meinem Sohn Niko Weissweiler (Köln), meiner Freundin Maf Räderscheidt (Schleiden) und meiner Cousine Monika Künzel (Riegelsberg bei Saarbrücken). In den Zeiten der Pandemie war das Schreiben ein sehr einsames Geschäft, weshalb ich für die vielen E-Mails und Telefonate sehr dankbar bin.

Herzlichen Dank auch an Georgios Alitzanidis (Brühl), der uns im Mai 2019 sicher und sanft mit dem Auto an die italienischen Schauplätze dieses Ortes gebracht hat.

## Literaturverzeichnis

- Adorno, Gretel/Benjamin, Walter: Briefwechsel 1930-1940, hrsg. von Christoph Gödde und Henri Lonitz, Frankfurt/M. 2015
- Adorno, Th.W. Scholem, Gershom: Der liebe Gott wohnt im Detail, Briefwechsel 1939-1969, hrsg. von Asaf Angermann, Berlin 2015
- Anita (= Anita Joachim-Daniel): Ein bisschen Glück, Basel 1953
- Bandinelli, Ranuccio Bianchi: Hitler, Mussolini und ich. Aus dem Tagebuch eines Grossbürgers, Berlin 2016
- Behling, Katja, und Schumann, Thomas B. (Hrsg.): Anita Daniel – Mondän ist nicht mehr modern, Feuilletons über die Mode, die Kunst und das Leben, Texte aus «Die Dame», «Uhu», «Aufbau» und Büchern, Hürth 2021
- Belmore, H. W: Some Recollections of Walter Benjamin, in: German Life and Letters 28 (2. Januar 1975), S. 122 f. (=GB)
- Benjamin, Hilde: Georg Benjamin. Eine Biographie, Leipzig 1982
- Benjamin, Walter: Gesammelte Briefe Bd. I – VI, hrsg. von Christoph Gödde und Henri Lonitz, Frankfurt/M. 2016
- Benjamin, Walter: Gesammelte Schriften Bd. I,i – 7,2, unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt/M. 1974ff. (=GS)
- Braun, Bettina: Das literarische Feuilleton des Exils in der Schweiz. Die Basler «National-Zeitung», in: Literatur in der Zeitung. Fallstudien aus der deutschsprachigen Schweiz von Jeremias Gotthelf bis Dieter Bachmann, hrsg. von Stefanie Leuenberger u.a., Zürich 2016
- Brieger, Lothar: Das Alte Testament, eine Skizze, in: Ost und West, Jg. 1 (1901), H. 11, S. 849 ff.
- Ders.: Max Klinger, Leipzig 1902

- Ders.: Verkehr mit Frauen, München 1911
- Ders.: Das Kunstsammeln, München 1917
- Ders.: Neugeburt des religiösen Gefühls, Eisleben 1919
- Ders.: Weg zum Ich, Eisleben 1919
- Ders.: Theodor Hosemann, München 1920
- Ders.: Lesser Ury, Berlin 1921
- Ders.: Die Silhouette, München 1921
- Ders.: Die Miniatur, München 1921
- Ders.: Das Pastell, Berlin 1921
- Ders.: Aus den stillen Städten der Mark Brandenburg, Berlin 1923
- Ders.: Fang nur nichts mit Verwandtschaft an, in: Revue des Monats, Bd. 3, 1928/29, H. 4, S. 381
- Ders.: Ludwig Meidner, Leipzig 1929
- Ders.: Lange Kleider, in: Revue des Monats, Bd. 4, 1929/30, H. 4, Februar, S. 445
- Ders.: Vom bösen Weibe, das keines war, in: Die Dame, 1. Septemberheft 1932, S. 38
- Brodersen, Momme: Kapitalist, Spekulant und Rentier, ein Porträt Emil Benjamins, in: Juni. Magazin für Literatur und Politik, Bielefeld 2016, S. 8ff.
- Calvino, Italo: Wo die Spinnen ihre Nester bauen, München/Wien 1992
- Feuchtwanger, Lion: Der Teufel in Frankreich, Berlin 2018
- Fittko, Lisa: Mein Weg über die Pyrenäen, München 1985
- Funke, Manfred: Sanktionen und Kanonen – Hitler, Mussolini und der internationale Abessinien-Konflikt, Düsseldorf 1970
- Goldstein, Moritz: Jüdische Auswanderer in Italien, in: Jüdische Rundschau, 1.12.1936
- Häntzschel, Hiltrud: Brechts Frauen, Reinbek bei Hamburg 2003
- Joachim, Anita: Letzter Besuch bei Max Liebermann, in: Neue Zürcher Zeitung, 3.3.1933
- Joachim-Daniel, Anita: Ascona – The Enchanted Village, in: Vogue, 15.9.1937
- Kellner, Anna: Leon Kellner, sein Leben und Werk, Wien 1936
- Kellner, Leon: Eine jüdische Toynbee-Halle in Wien, in: Ost und West, Monatsschrift für das gesamte Judentum, Jg. 1 (1901), H. 4, S. 294 ff.

- Köstner, Christina/Voigt, Klaus (Hrsg.): Österreichisches Exil in Italien 1938-1945, Wien 2009
- Kollwitz, Käthe: Die Tagebücher 1908-1943, hrsg. von Jutta Bohnke-Kollwitz, München 2018
- Krechei, Ursula: Shanghai fern von wo, München 2008
- Küster, Bernd: Max Liebermann, ein Malerleben, Hamburg 1988
- Lacis, Asja: Revolutionär im Beruf, Berlin 1976
- Lange, Bernd-Peter: Georg Benjamin, ein bürgerlicher Revolutionär im roten Wedding, Berlin 2019
- Levy, Oscar: Nietzsche verstehen, Essays aus dem Exil 1913-1937, hrsg. von Steffen Dietzsch und Leila Kais, Berlin 2005
- Luhr, Geret: Was noch begraben lag. Zu Walter Benjamins Exil. Briefe und Dokumente, Berlin 2000
- Mann, Klaus: Der Wendepunkt, Reinbek 1999
- Mencken, Henry Louis: Treatise on the Gods, Baltimore 1930
- Mencken, Henry Louis: Meine Meinung über die Juden-Frage, in: Das neue Tage-Buch, Jg. 1934, Oktober, S. 929 ff.
- Mencken, Henry Louis: Autobiographisches 2, 1930-1948, Waltrop/ Leipzig 2000
- Mittenzwei, Werner: Exil in der Schweiz, Leipzig 1978
- Müller-Doohm, Stefan: Adorno, eine Biographie, Frankfurt/M. 2003
- Nelson, Kathleen/Sullivan, Arthur (Hrsg.): John Melly of Ethiopia, London 1937
- Puttnies, Hans, und Smith, Gary: Benjaminiana, Giessen 1991
- Scheurmann, Ingrid (Hrsg.): Für Walter Benjamin, Frankfurt/M. 1992
- Scheurmann, Ingrid: Neue Dokumente zum Tode Walter Benjamins, Bonn 1992
- Schiller-Lerg, Sabine: Ernst Schoen (1894-1960). Ein Freund überlebt. Erste biographische Einblicke in seinen Nachlass, in: Global Benjamin, Bd. 2, hrsg. von Klaus Garber, München 1999
- Schöck-Quinteros, Eva: Dora Benjamin: «... denn ich hoffe nach dem Krieg in Amerika arbeiten zu können». Stationen einer vertriebenen Wissenschaftlerin, 1901-1946, in: Bonjour, Geschichte. Bremer online Journal Geschichte 4, 2014
- Scholem, Gershom: Walter Benjamin – die Geschichte einer Freundschaft, Frankfurt/M. 1975

- Scholem, Gershom: Von Berlin nach Jerusalem, Frankfurt/M. 1994
- Seyfert, Michael: Deutsche Exilliteratur in britischer Internierung. Ein unbekanntes Kapitel der Kulturgeschichte des Zweiten Weltkrieges, Berlin 1983
- Sinclair, Upton: Über Henry Louis Mencken, in: Neue Bücherschau 5, 1927, 5. Folge, H. 4, S. 163
- Straus-Ernst, Luise: Nomadengut, Hannover 2000
- Thumser-Wöhs, Regina: ... zauberlacht Unlust in blaue Heiterkeit, Sucht und Kunst im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Innsbruck/ Wien/Bozen 2017
- Uglow, Jenny: Mr. Lear. A Life of Art and Nonsense, London 2017
- Vezielano, Paolo: Donne ebree nella Riviera ligure tra integrazione ed esclusione, in: La presenza invisibile: donne, guerra, montagna 1938 – 1947, a cura di Paolo Momigliano Levi ed Ersilia Alessandrone Perona, Florenz 2008, S. 180 f.
- Vezielano, Paolo: Sanremo, una nuova comunità ebraica nell'Italia fascista, 1937 – 1945, Mailand 2007
- Voigt, Klaus: Zufluchtsland Italien, in: Refugio Precario – Zuflucht auf Widerruf. Deutsche Künstler und Wissenschaftler in Italien 1933 – 1945, hrsg. von Klaus Voigt und Wolfgang Henze, Mailand/Berlin 1995
- Voigt, Klaus: Zuflucht auf Widerruf, Exil in Italien 1933 –1945, Bd. I, Stuttgart 1989
- Weissweiler, Eva: Das Echo deiner Frage. Dora und Walter Benjamin, Biographie einer Beziehung, Hamburg 2020
- Wizisla, Erdmut (Hrsg.): Begegnungen mit Benjamin, Leipzig 2015
- Ders.: Benjamin und Brecht. Die Geschichte einer Freundschaft, Frankfurt/M. 2004
- Woller, Hans: Geschichte Italiens im 20. Jahrhundert, München 2010

### **Zitierte Schriften von Dora Sophie Kellner**

- DSB: Die Waffen von morgen, in: Vossische Zeitung, 29. 6.1925 Kellner, Dora Sophie: Angst, in: Die Dame, Zweites April-Heft 1929, S. 53 ff.

- Kellner, Dora Sophie: Béchamel Bettina, Roman, in: Die Dame, Lose Blätter, Heft 5-10,1930/31
- Kellner, Dora Sophie: Bräute auf Bestellung. Heiraten auf gut Glück. New York, im August, in: Vossische Zeitung, 31. 8.1930
- DSK: W'r sen doch deutsche Leut!, in: Ullsteins Blatt der Hausfrau, 49. Jahrgang, 2. Oktoberheft 1933, S. 36ft.
- Kellner, Dora Sophie: Grossmutter's Weihnachtsbäckerei, in: Die Dame, 2. Dezember-Heft 1933, S. 55
- Kellner, Dora Sophie: Die italienische Küche, in: Die Dame, 1. März-Heft 1934, S. 53
- Kellner, Dora Sophie: Zobel, in: Mocca, Heft 3, März 1935, S. 84ft.
- Kellner, Dora Sophie: Das Fernrohr, in: (Basler) National-Zeitung, 17.3.1935

### **Zitierte Übersetzungen von Dora Sophie Kellner**

- Mencken, Henry Louis: Der Demokratenspiegel, Berlin 1930
- Hackett, Francis: Heinrich VIII., Berlin 1932
- Hergesheimer, Joseph: Bergblut, Berlin 1932
- Hergesheimer, Joseph: Der Steinbaum, Berlin 1934
- Storm-Jameson, Margaret: Triumph der Zeit, Berlin/Wien/Leipzig 1934
- Hackett, Francis: Franz der Erste, Berlin 1936

## **Mitglieder der Familien Benjamin und Kellner in Kurzbiografien**

### **Arnold, Hannah**

1911 – 1976, österreichische Neurochirurgin, Tochter von Dora Sophie Kellners älterer Schwester Paula Arnold. Studium in Wien und Zürich, von dort Emigration nach Amerika mit Unterstützung Henry Louis Menckens. 1953 Rückkehr nach Wien, Niederlassung als Psychiaterin und Neurologin.

### **Arnold, Paula**

1885 – 1969, Schwester von Dora Sophie Kellner. Studium der Germanistik, Anglistik und Pädagogik in Wien und London. Lehrte zeitweilig am Lyzeum von Eugenie Schwarzwald und am Chajes-Realgymnasium in Wien. Verheiratet mit Rechtsanwalt Dr. Max Arnold, Mutter der Kinder Teddy und Hannah. Schrieb regelmäßig, vor allem über Natur und Pädagogik, für die zeitweilig von Dora Sophie Kellner herausgegebene Zeitschrift «Die praktische Berlinerin». 1933 Emigration nach Palästina, dort als Journalistin und Übersetzerin, u.a. von Theodor Herzl, aktiv.

### **Benjamin, Dora**

1901 – 1946, Schwester Walter Benjamins, Nationalökonomin, Soziologin und Psychologin. Promovierte an der Universität



Greifswald über «Die soziale Lage der Berliner Konfektionsarbeiterinnen» unter besonderer Berücksichtigung der Lebensbedingungen ihrer Kinder. Danach Zusammenarbeit mit den Berliner Ärzten Fritz Fränkel und Ernst Joël im Bereich der Suchtkrankenhilfe und Familienfürsorge.

Schwieriges Verhältnis zu Walter Benjamin, das sich erst im Pariser Exil besserte. Dort trotz schwerer Krankheit (Morbus Bechterew) Arbeit als Betreuerin von Flüchtlingskindern. 1940 Internierung im Lager Gurs. Kurzes Zusammenleben mit Walter Benjamin in Lourdes. Nach Stationen in Marseille und Aix-en-Provence 1942 Flucht in die Schweiz, von wo sie vergeblich versuchte, nach Amerika zu emigrieren, um dort mit Kindern zu arbeiten, die den Holocaust überlebt hatten. Starb 1946 völlig verarmt an Brustkrebs.

### **Benjamin, Emil**

1852 – 1926, Vater von Walter Benjamin, aus Köln stammender Kaufmann, Bankier, Kunsthändler und -sammler, in verschiedenen Geschäftszweigen tätig, u.a. Immobilien, Baugewerbe, Versicherungen, Weinvertrieb, Eisen, Stahl, Kaffee-Ersatz usw. Entfernt mit Heinrich Heine verwandt. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn wird allgemein, besonders von Benjamin selbst, als schwierig geschildert.

### **Benjamin, Georg**

1895 – 1942, jüngerer Bruder von Walter Benjamin, freiwillige Teilnahme am Ersten Weltkrieg, dann Medizinstudium, Promotion über Männer in Berliner Ledigenheimen. Schul- und Kinderarzt im Berliner Arbeiterviertel Wedding, Widerstandskämpfer, Kommunist (KPD), von April bis Dezember 1933 in «Schutz-

haft», danach Berufsverbot und Ausschluss aus der Ärztekammer. 1936 erneut verhaftet, nach verschiedenen Zuchthaus-Aufenthalten Einlieferung ins KZ Mauthausen, wo er am 26.8.1942 ums Leben kam, angeblich durch Freitod (Berühren einer Starkstromleitung), woran jedoch starke Zweifel bestehen. Verheiratet mit der Juristin Hilde Benjamin, Vater des gemeinsamen Sohnes Michael.

### **Benjamin, Hilde**

1902 – 1989, geb. Lange, deutsche Juristin, Ehefrau von Georg Benjamin und Schwägerin von Walter Benjamin. Enge Freundin seiner Schwester Dora. Seit 1928 Rechtsanwältin im Arbeiterbezirk Berlin-Wedding, aktiv in der Roten Hilfe und KPD. 1933 Berufsverbot, Mitarbeiterin der sowjetischen Handelsgesellschaft in Berlin, von 1939 bis 1945 in der Konfektionsindustrie zwangsverpflichtet. Seit 1946 SED-Mitglied, später Vizepräsidentin des Obersten Gerichtes der DDR, seit 1953 Justizministerin. Erhielt wegen ihres radikal-stalinistischen Kurses den Spitznamen «Rote Hilde». Trat für Verschärfung des politischen Strafrechts und Beibehaltung der Todesstrafe ein. Wird für mehrere Justizmorde an Regimekritikern verantwortlich gemacht. Verfasserin einer umfangreichen Biographie über ihren Mann Georg Benjamin.

### **Benjamin, Michael**

1932 – 2000, Sohn von Hilde und Georg Benjamin, Neffe von Walter Benjamin. Promovierter und habilitierter Jurist, Professor in Moskau, seit 1990 am Aufbau der PDS beteiligt, wichtige Funktionen im Parteivorstand. Seine Äusserungen über die Berli-

ner Mauer als «völkerrechtlich zulässige» Massnahme brachten ihm viel Kritik von Parteigenossen ein, u. a. von Gregor Gysi.

### **Benjamin, Pauline Elise**

1869 – 1930, geb. Schoenflies, Mutter von Walter, Georg und Dora Benjamin, stammte aus einer Familie von wohlhabenden Gelehrten und Kaufleuten. Galt als sehr musikliebend und kulturell interessiert. Über ihre Persönlichkeit und ihr Leben ist noch wenig geforscht worden. Das bisherige Bild leitet sich hauptsächlich aus Benjamins «Berliner Kindheit» und «Berliner Chronik» ab.

### **Benjamin, Stefan Rafael**

1918– 1972, Sohn von Dora Sophie Kellner und Walter Benjamin. Nach Kindheit und Jugend in Bern, Berlin, Wien und Sanremo 1938 Emigration nach London, wo er Abitur machte und ein Studium der romanischen Sprachen begann. 1940 Internierung als «feindlicher Ausländer» in Australien, später auf der Isle of Man. 1942 Rückkehr nach London, dort Arbeit als Buchhändler, zunächst als Angestellter, später mit eigenem «Library and Scientific Books Supply» in der Nähe des British Museum. Vater der Töchter Dina (Mickie) Draper, Chantal Benjamin und Mona und Kim Benjamin.

### **Benjamin, Walter**

1892 – 1940, eigtl. Walter Bendix Schoenflies Benjamin, Philosoph, Kulturkritiker, Schriftsteller, Journalist und Übersetzer aus dem Französischen. Ältester Sohn von Pauline und Emil Benjamin, Ehemann von Dora Sophie Kellner, Vater von Stefan Rafael Benjamin. Nach Gymnasialzeit in Berlin Besuch eines reform-

pädagogischen Landschulheims in Thüringen (Haubinda). Starkes Engagement in der Jugendbewegung unter Einfluss seines Lehrers Gustav Wyneken, von dem er sich während des Ersten Weltkriegs distanzierte. Rückkehr ins Kaiser-Friedrich-Gymnasium in Berlin, wo er 1912 Abitur machte. Studium der Philosophie und Germanistik in Freiburg und Berlin, später München. Präsident der Berliner Freien Studentenschaft, aktiv in der «Sprechsaal»-Bewegung und als Autor der Jugendzeitschrift «Der Anfang». 1914 Begegnung mit Dora Sophie Kellner, 1915 mit dem sechs Jahre jüngeren Philosophie- und Mathematikstudenten Gershom Scholem, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verbinden sollte. 1917 Heirat mit Dora Sophie Kellner, Übersiedlung nach Bern, dort 1918 Promotion über «Den Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik». Nach dem Ersten Weltkrieg Rückkehr nach Berlin unter schwierigen persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen. 1925 Versuch, sich in Frankfurt über den «Ursprung des deutschen Trauerspiels» zu habilitieren. Verfasser eines immensen, thematisch vielfältigen Œuvres, das zurzeit in einer auf 21 Bände angelegten kritischen Gesamtausgabe neu erscheint. 1924 bei einem Aufenthalt auf Capri Bekanntschaft mit der lettischen Schauspielerin und Regisseurin Asja Lacis, was zur Krise und Scheidung seiner Ehe (1930) mit Dora Sophie Kellner führte. Seit 1933 im Pariser Exil, von dort immer wieder Reisen nach Svendborg zu Bertolt Brecht und Sanremo zu Dora Sophie Kellner. 1939 kurzzeitig Internierung als feindlicher Ausländer im Lager Vernuche. Nach der Freilassung Versuch, nach Amerika zu emigrieren, wo bereits eine Stellung am Institute for Social Research in New York auf ihn wartete.

Selbstmord mit Morphium in Portbou, Katalonien, in der Nacht vom 26. auf den 27. September 1940.

### **Huth, Emil**

1898 – 1955, österreichischer Kardiologe und Psychiater, Schüler von Sigmund Freud, zeitweilig Mitarbeiter der Heil- und Pflegeanstalt Mauer bei Wien. Emigrierte nach dem «Anschluss» Österreichs mit seiner Frau Olga über Southampton nach Sydney, Australien.

### **Huth, Olga**

1897 – 1981, Ehefrau von Emil Huth, Tochter von Hermina Minna Bernstein, einer Schwester von Dora Sophie Kellners Mutter Anna. Emigrierte mit ihrem Mann Dr. Emil Huth nach Australien und überlebte ihn um fast dreissig Jahre.

### **Kellner, Anna**

1862 – 1941, geborene Weiss, Mutter von Dora Sophie Kellner, drittes von zwölf Kindern eines Wollhändlers aus Bielitz, lernte Leon Kellner 1877 kennen und heiratete ihn 1884 in Bielitz. 1885 Übersiedlung nach Wien, dort Geburt der Kinder Paula, Dora Sophie und Viktor. Lernte als Autodidaktin und auf höheren Töchterschulen Englisch, galt seit Ende des 19. Jahrhunderts als eine der führenden Übersetzerinnen aus dem Englischen ins Deutsche. Übersetzte u.a. Somerset Maugham und den frühfeministischen Skandalroman «Um ein Linsengericht» von Mary Cholmondeley. Schrieb eigene Artikel, besonders über Palästina, in jüdischen Zeitschriften und eine Biographie über ihren Mann Leon Kellner, die 1936 erschien. Enges Verhältnis zu ihrer Tochter

Dora Sophie, bei der sie in Berlin und Sanremo oft zu Besuch war. 1938, nach dem «Anschluss» Österreichs, Emigration zu ihren Kindern Paula Arnold und Viktor Kellner nach Palästina.

### **Kellner, Dora Sophie**

1890 – 1964, Ehefrau Walter Benjamins, aus Wien stammende Übersetzerin, Journalistin, Schriftstellerin und Hotelbesitzerin, aufgewachsen in Wien, Troppau, London und Czernowitz. Besuchte das Mädchenlyzeum der berühmten Reformpädagogin Eugenie Schwarzwald in Wien, legte ihr externes Abitur 1909 mit Auszeichnung am Akademischen Gymnasium, einer Elite-Schule für Jungen, ab, die schon Hugo von Hofmannsthal und Arthur Schnitzler besucht hatten. Danach Immatrikulation für Chemie und Philosophie an der Universität Wien. 1912 erste Ehe mit Max Pollak, einem Fabrikantensohn aus Bielitz, wahrscheinlich auf Druck der Familie. Die Ehe soll «nie vollzogen» worden sein. Übersiedlung mit Pollak nach Berlin, dort weitere Studien der Chemie und Philosophie. Bekanntschaft mit Benjamin im Mai 1914 im Umkreis des «Sprechsaals» und der Jugendkulturbewegung. Scheidung von Pollak 1916. Heirat mit Benjamin 1917. Übersiedlung nach Bern, wo Benjamin promovierte, dort 1918 Geburt des Sohnes Stefan Rafael Benjamin. Nach dem Ersten Weltkrieg Rückkehr nach Berlin. Schwieriges Zusammenleben mit Benjamins Eltern in der Delbrückstrasse 23 in Berlin-Grunewald. Arbeit für Presseagenturen, als Übersetzerin und Journalistin, besonders für die «Vossische Zeitung», den «Uhu», den «Querschnitt», «Die Dame», die «BZ am Mittag» und die «Literarische Welt». Zeitweilig Redakteurin der «Praktischen Berline-

rin», für die auch ihre Mutter und ihre Schwester arbeiteten. Bediente die Genres Kurzgeschichte, Satire, Literatur- und Gesellschaftskritik. Als Übersetzerin und Rezensentin spezialisiert auf angloamerikanische Literatur, zu der sie durch ihre Eltern Zugang gefunden hatte. Seit 1928 auch Mitarbeiterin des Berliner Rundfunks. Autorin von zwei Fortsetzungsromanen, «Gas gegen Gas» und «Béchamel Bettina», die in deutschen und österreichischen Zeitungen erschienen. Scheidung von Benjamin auf dessen Antrag im März 1930. Wiederannäherung zwei Jahre später. In dieser Zeit grosse Reportage-Reisen nach England und Amerika. 1934 Emigration nach Sanremo, wo sie die Villa Verde eröffnete und erfolgreich führte. Als Reaktion auf die italienischen Rassen-gesetze 1938 Scheinehe mit einem in London lebenden Jugendfreund, Harry Mörser, um die englische Staatsbürgerschaft zu erwerben. 1939 endgültige Übersiedlung nach London, wo sie bis zu ihrem Tod im Jahr 1964 erfolgreich mehrere Hotels führte. Seit 1938 Lebensgemeinschaft mit dem englischen Ingenieur und Dozenten Frank Shaw.

### **Kellner, Leon**

1859 – 1928, österreichischer Anglist, Zionist, Schriftsteller und Journalist, Vater von Dora Sophie Kellner, Schwiegervater von Walter Benjamin. Sohn eines orthodoxen Getreidehändlers aus Tarnow (Galizien). Erste Ausbildung in einer jüdischen Grundschule, im Cheder. Seine Muttersprachen waren Polnisch und Jiddisch. Gegen den Widerstand der Eltern lernte er mit dreizehn Jahren Hochdeutsch. Nach Studien am jüdisch-theologischen Seminar in Breslau Abitur in Bielitz, wo er seine spätere Frau, Anna Weiss, kennenlernte.

Studium der Romanistik, Anglistik, Germanistik, Orientalistik und Lautphysiologie in Wien. Promotion 1883 über die «Genera Verbi bei Shakespeare». Lehrer an Oberrealschulen in Wien und Troppau. Einer seiner Schüler war der Maler Oskar Kokoschka, der ihm auch nach seiner Schulzeit verbunden blieb. Enge Freundschaft mit Theodor Herzl, der ihn zu seinem Nachlassverwalter bestimmte. 1904 Berufung als Professor für Anglistik an die Universität Czernowitz. Dort starkes politisches Engagement für die nationalen Rechte der Juden in der Bukowina. Vorsitzender eines «Landrates der Juden». Während des Ersten Weltkriegs Rückkehr nach Wien, dort vergebliches Warten auf eine Professur. Verfasser zahlreicher anglistischer, zionistischer und autobiographischer Schriften, darunter verschiedene Shakespeare-Monographien und ein Buch über «Theodor Herzls Lehrjahre» (1920). Wegen seines politischen und zionistischen Engagements unter akademischen Kollegen umstritten. Enge Beziehung zu seinem Schwiegersohn Walter Benjamin, den er durch seine jüdischen Kenntnisse stark inspirierte. Nach einer längeren Palästina-reise mit seiner Frau starb er mit neunundsechzig Jahren an einem Herzleiden.

### **Kellner, Paula, s. Arnold, Paula**

### **Kellner, Viktor**

1896 – 1958, Bruder von Dora Sophie Kellner. Nach Besuch des Gymnasiums in Wien freiwillige Teilnahme am Ersten Weltkrieg, schwere Kriegsverletzungen, russische Gefangenschaft, nach Entlassung und Genesung Übersiedlung nach Binyamina (Palästina), wo er sich unter dem Namen «Avigdor Kellner» erfolgreich



als Farmer niederliess, landwirtschaftliche Studien betrieb und eine Familie gründete.

### **Wissing, Egon**

1900-1984, eigentlich Egon Emanuel Georg Wischwinsky, aus Deutschland stammender Radiologe, Sohn von Walter Benjamins Tante Clara Schönflies, verheiratete Wissing, einer Schwester seiner Mutter Pauline. Schrieb 1926 seine Dissertation über «Alkali-Reserve bei Sportsleuten». Wurde schon als junger Mann abhängig von verschiedenen Drogen, die er sich als Arzt leicht beschaffen konnte. Heiratete 1930 die erst zweiundzwanzigjährige Marie «Gertrud» Frank, geb. Feis, die sich «Gert» nannte und ebenfalls drogensüchtig war. Enge Freundschaft mit Walter Benjamin, der zeitweilig Tür an Tür mit ihnen lebte (Berlin, Prinzregentenstrasse 66), gemeinsame Drogenexperimente. Nach dem Tod seiner Frau im November 1933 verfiel Wissing in tiefe depressive Krisen und noch stärkere Drogensucht. Währenddessen Freundschaft und Liebesbeziehung mit Gretel Karplus, der späteren Frau Theodor W. Adornos. Scheitern verschiedener Entziehungskuren. Kurzfristig tätig als Radiologe am Krebsforschungszentrum in Moskau. Grössere Europareisen, u.a. nach Sanremo, wo er Dora Sophie Kellner und Walter Benjamin traf. 1936 Emigration in die USA, vollständige Drogenentwöhnung, Arbeit als Radiologe am Massachusetts Memorial Hospital (Boston). Seit 1940 verheiratet mit Gretel Karplus jüngerer Schwester Liselotte.

**Wissing, Gert**

1907 – 1934, eigentlich Marie Gertrud Feis, geschiedene Frank, geboren in Paris, Tochter oder Adoptivtochter eines Frankfurter jüdischen Arztheepaares, Oswald und Alice Feis. Kam früh auf die Bergwaldschule in Hochwaldhausen, wo sie Klaus Mann kennenlernte, der in seinen Erinnerungen viel über die herzliche, dicke «Gert», wie sie sich bereits damals nannte, geschrieben hat. Nach einer gescheiterten Jugendehe mit dem morphiumsüchtigen Kaufmann Walter Frank heiratete sie, inzwischen schlank, schön und elegant geworden, 1930 Egon Wissing. Benjamin war zeitweilig heftig in sie verliebt. Sie starb am 8.11.1933 an einer doppelseitigen Lungenentzündung in Folge ihrer Morphiumsucht in Paris.

## Zeittafel

### 1932

4. II.: Dora Sophie Benjamin, geb. Kellner, wird als Eigentümerin des Hauses Delbrückstr. 23 in Berlin eingetragen.

### 1933

Mindestens 160 000 Juden leben in Berlin. 3,8% der Gesamtbevölkerung. Davon über 77 % in Charlottenburg, Wilmersdorf, Schöneberg, Tiergarten.

Die Arbeiten an der Personen-Seilschwebbahn von Sanremo auf den Monte Bignone werden begonnen. Die Strecke ist 7000 Meter lang und führt vom Corso degli Inglesi bis auf den Berggipfel mit Alpen- und Meerpanorama.

30. I.: Hindenburg ernennt Hitler zum Reichskanzler. In Berlin paradierten etwa 15 000 Mitglieder der SA und des Stahlhelm mit einem Fackelzug durch das Brandenburger Tor. Die KPD ruft zum Generalstreik auf.

Februar: Der Rowohlt-Verlag wird von einem SA-Kommando aufgesucht und verwüstet.

1. 2.: Auf Wunsch Hitlers löst Hindenburg den Reichstag auf.

4. 2.: Per Notverordnung wird die Versammlungs-

- und Pressefreiheit in Deutschland weiter eingeschränkt.
15. 2.: Heinrich Mann legt auf Druck der NSDAP die Präsidentschaft über die Dichtungssektion der Preußischen Akademie der Künste nieder. Käthe Kollwitz tritt aus der Akademie aus.
27. 2.: Reichstagsbrand in Berlin. Schuldzuweisungen an die KPD. Verschärfte Verfolgung von Kommunisten und Juden
28. 2.: Bertolt Brecht verlässt Deutschland zusammen mit Helene Weigel und seinem Sohn Stefan.
12. 3.: Benjamins Bruder Georg wird als Bezirksverordneter der Berliner KPD gewählt.
13. 3.: Einrichtung des Ministeriums für Volksaufklärung und Propaganda unter Joseph Goebbels
16. 3.: Walter Benjamin erhält ein fünfmonatiges Aufenthaltsvisum für Frankreich mit dem Zusatz »Erwerbstätigkeit verboten«.
17. 3.: Walter Benjamin fährt nach Paris, nachdem er seine Berliner Wohnung untervermietet hat.
- 20./21. 3.: »Eröffnung« der Konzentrationslager Dachau und Sachsenhausen
31. 3.: Wilhelm Vilmar, der Leiter des Grunewald-Gymnasiums, wird in Vorruhestand versetzt.
1. 4.: »Judenboykott« in fast allen deutschen Städten
7. 4.: Mit dem »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« wird ein Berufsverbot für jüdische und regimekritische Beamte erlassen.
9. 4.: Walter Benjamin erreicht seine vorläufige Exilstation Ibiza.

12. 4.: Georg Benjamin wird verhaftet und im Polizeigefängnis am Alexanderplatz, dann in Plötzensee in »Schutzhaft« genommen
25. 4.: Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen
7. 5.: Der Maler Max Liebermann erklärt seinen Austritt aus der Akademie der Künste.
10. 5.: Bücherverbrennungen in fast allen deutschen Universitätsstädten
29. 6.: Georg Benjamin wird aus der Kassenärztlichen Vereinigung Berlins ausgeschlossen.
- Juli: Dora Sophie Kellner und Stefan Benjamin gehen auf Autoreise nach Südosteuropa. Es erscheinen mehrere Reportagen über die »Volksdeutschen«.
28. 7.: Georg Benjamin wird aus dem Großberliner Ärztebund wegen Zugehörigkeit zur KPD ausgeschlossen.
23. 8.: Zahlreichen emigrierten Intellektuellen, darunter Kurt Tucholsky und Ernst Toller, wird die deutsche Staatsangehörigkeit entzogen.
27. 9.: Thomas Mann lässt sich in der Schweiz nieder.
- Herbst: Georg Benjamin kommt ins KZ Sonnenburg (heute Slonsk, Polen) bei Küstrin, ein ehemaliges preußisches Zuchthaus.
4. 10.: Mit dem »Schriftleitergesetz« wird die gesamte deutsche Presse gleichgeschaltet.
26. 10.: In der Vossischen Zeitung wird ein von 88 deutschen Schriftstellern unterzeichnetes Treuegelöbnis für Hitler veröffentlicht.

- November: Doras Schwester Paula Arnold siedelt mit ihrem Mann Max nach Haifa über.
8. II.: Tod von Egon Wissing's Frau Gert in Paris
15. II.: Gründung der Reichskulturkammer
24. II.: Georg Benjamin wird überraschend aus der Haft entlassen und reist wieder nach Berlin. Beginnt, die russische Sprache zu erlernen.

### 1934

9. 2.: Italienische Premiere der von Max Reinhardt inszenierten »Fledermaus« in Sanremo. Die ersten Vorstellungen dirigiert Erich Wolfgang Korngold.
- März/April: Dora Sophie Kellner macht eine erste Erkundungsreise an die Riviera, wo sie das Ehepaar Henry Louis Mencken und Sara Haardt trifft und in der Villa Emily (Sanremo) ein geeignetes Objekt findet.
- Juni: Benjamin zieht vorübergehend zu Brecht nach Svendborg in Dänemark, wohin durch Egon Wissing große Teile seiner Bibliothek gebracht werden konnten.
10. 6.: Der Ullstein-Verlag wird über eine Tarngesellschaft an das Propagandaministerium verkauft
14. 6.: Treffen von Hitler und Mussolini in Venedig. Trotz einer gemeinsamen Massenkundgebung mit über 70 000 Menschen bleibt das Verhältnis von Misstrauen bestimmt.
30. 6.: Hitler lässt seinen SA-Chef und langjährigen Freund Ernst Röhm sowie andere hochste-

- hende SA-Führer verhaften und ermorden. Im Zusammenhang mit dem sog. Röhm-Putsch Ermordung von ca. 200 unliebsamen Personen, darunter Gregor Strasser, Gustav Ritter von Kahr, Kurt von Schleicher
- Ermordung des Katholikenführers Erich Klausener in Berlin. Man versucht, den Mord als Suizid zu tarnen.
10. 7.: Der Dichter Erich Mühsam stirbt nach Misshandlungen im KZ Oranienburg.
25. 7.: In Wien wird Bundeskanzler Engelbert Dollfuß bei einem Putsch von Nationalsozialisten ermordet.
12. 12.: Gründung der Società anonima Villa Verde mit Rechtssitz Via Hope 2. Gesellschaftsvermögen von 25 000 Lire

## 1935

13. 1.: Volksabstimmung im Saargebiet ergibt über 90-prozentige Zustimmung zur Wiederangliederung ans Deutsche Reich.
15. 1.: Für alle deutschen Schulen wird die NS-Erziehungspolitik als verbindlich festgelegt. Rassen- und Vererbungslehre fester Bestandteil des Unterrichts
17. 2.: Mit Truppentransporten in die italienische Kolonie Somalia beginnt Mussolini seine Vorbereitungen zum Krieg gegen Abessinien, heute Äthiopien.
26. 2.: Hitler beschließt Aufbau einer Luftwaffe der

- künftigen Wehrmacht und verstößt damit gegen die Bestimmungen des Vertrags von Versailles.
- 19./20. 3.: In Berlin findet erstmals eine Luftschutzübung mit simuliertem Fliegeralarm und Verdunkelung statt.
23. 3.: In Berlin wird die Ausstellung »Wunder des Lebens« eröffnet, in der die NS-Rassentheorie dargestellt wird.
31. 5.: Henry Louis Menckens Frau Sara stirbt mit siebenunddreißig Jahren an Meningitis.
- Juli: Der Verleger Ernst Rowohlt wird ultimativ aufgefordert, seine jüdischen Lektoren Paul Mayer und Franz Hessel zu entlassen.
15. 7.: Auf dem Kurfürstendamm kommt es zu Ausschreitungen der SA gegen Juden.
2. 8.: Hitler verleiht München den Titel »Hauptstadt der Bewegung«. Die Auszeichnung geht mit dem Bau von repräsentativen Gebäuden einher.
10. 8.: Deutsche Standesämter dürfen keine Ehen zwischen Juden und Nichtjuden mehr schließen.
10. 9.: Auf dem Reichsparteitag verkündet Hitler die Nürnberger Gesetze.
3. 10.: Italienische Truppen aus den Kolonien Eritrea und Somalia marschieren in Abessinien ein. Damit beginnt der italienische Eroberungskrieg in Ostafrika.
19. 12.: Mencken an Dora. Er will alles tun, um den amerikanischen Verkauf der Biografie ihres



Vaters zu befördern. Will auch Hergesheimer deshalb einspannen. Informiert sie über den Tod seiner Frau. Es sei ein vernichtender Schlag für ihn gewesen, obwohl sie schon lange krank war. Dora soll Dr. Levy von ihm grüßen.

21. 12.: Kurt Tucholsky begeht im schwedischen Exil Selbstmord.

## 1936

1. 1.: Abessinien protestiert beim Völkerbund gegen den Einsatz von Giftgas durch die italienische Armee.

7. 3.: Entgegen den Bestimmungen des Vertrags von Versailles marschieren deutsche Truppen ins entmilitarisierte Rheinland ein.

5. 5.: Mit der Eroberung von Addis Abeba erklärt Mussolini den Krieg in Abessinien für beendet. Er ruft das neue italienische Imperium aus.

14. 5.: Erneute Verhaftung Georg Benjamins mit anschließender Untersuchungshaft im KZ Columbia auf dem Tempelhofer Feld in Berlin

Sommer: In Genua und Sanremo treffen jüdische Flüchtlinge aus Spanien ein, die vor dem Franco-Regime geflohen sind und ihre deutschen Pässe verlängern lassen wollen.

11. 7.: Übereinkommen Deutschland/Österreich. Beziehungen sollen wieder normal und freundschaftlich gestaltet werden. Deutschland anerkennt die volle Souveränität Österreichs.

23. 7.: Die von Franco befehligten aufständischen Mi-

- litärs bilden in Nordspanien eine antirepubli-  
kanische Gegenregierung, der von Hitler und  
Mussolini Waffenhilfe zugesagt wird.
25. 7.: Hitler beschließt, Francos Hilfesuch nachzu-  
kommen und ihn im Kampf gegen die Repu-  
blik zu unterstützen.
1. 8.: Hitler eröffnet in Berlin vor 100 000 Zu-  
schauern die Olympischen Spiele. Sportler aus  
49 Nationen reisen an.
17. 8.: Der Reichsanzeiger Nr. 190 gibt bekannt, dass  
Dora Sophie Kellner mit 21 050 RM Reichs-  
fluchtsteuer geflohen sei.
1. 10.: Franco wird zum Machthaber der faschisti-  
schen Gegenregierung in Spanien berufen.
14. 10.: Georg Benjamin vor dem Kammergericht Ber-  
lin-Moabit zu sechs Jahren Zuchthaus wegen  
»Vorbereitung zum Hochverrat« verurteilt. In-  
haftierung im Zuchthaus Brandenburg-Gör-  
den
1. 11.: In einer Rede propagiert Mussolini die »Achse  
Berlin-Rom«.
18. 11.: Deutschland und Italien geben ihre Anerken-  
nung der Franco-Regierung bekannt.
2. 12.: Thomas Mann wird die deutsche Staatsbürger-  
schaft aberkannt.
24. 12.: Die deutschen katholischen Bischöfe erklären  
Hitler ihre Unterstützung im Kampf gegen den  
Kommunismus.

## 1937

14. 3.: Papst Pius XI. richtet eine Enzyklika »Mit brennender Sorge« an die deutschen Bischöfe, in der er das NS-Regime und dessen Kirchen- und Rassenpolitik scharf verurteilt.
15. 4.: Juden werden in Deutschland nicht mehr zur Promotion zugelassen.
23. 4.: Der jüdische Gemeinderat von Genua genehmigt die Bildung einer neuen Sektion in Sanremo. Der Mailänder Buchhalter Giuseppe Diena wird zum Leiter ernannt.
26. 4.: Zerstörung Guernicas, der heiligen Stadt der Basken, durch die deutsche Legion Condor
30. 4.: Der deutsche Generalkonsul von Genua, Ludwig Lindner, wird wegen seiner jüdischen Frau in den Ruhestand versetzt. Sein Nachfolger, Ludwig Mayr-Falkenberg, ist überzeugter Nationalsozialist.
19. 7.: Eröffnung der Ausstellung »Entartete Kunst« in München
- August: Die jüdische Gemeinde Sanremo hat 67 Mitglieder, inklusive Familienmitglieder wahrscheinlich 113, darunter 13 Ärzte und 5 Hotelbesitzerinnen.
18. 8.: In Berlin beginnt die Aufstellung von Straßenbänken mit der Aufschrift »Nur für Arier«.
7. 9.: Tod von Alfredo Polito, dem ehemaligen Sprachlehrer von Dora Sophie Kellner und Stefan Benjamin, offizieller Geschäftsführer der Villa Verde

8. 9.: Gretel Karplus und Theodor. W. Adorno heiraten in Oxford.
25. 9.: Mussolini trifft zu einem fünftägigen Staatsbesuch in München ein.
8. 11.: Joseph Goebbels eröffnet in München die Propagandaausstellung »Der ewige Jude«.
11. 12.: Mussolini verkündet den Austritt Italiens aus dem Völkerbund.
18. 12.: In Rom wird ein Abkommen über wirtschaftliche Zusammenarbeit von Italien und Deutschland unterzeichnet, das auch Hilfe für den Kriegsfall vorsieht.

## 1938

19. 1.: Die deutsche Luftwaffeneinheit Legion Condor bombardiert Barcelona und tötet dabei hundert Menschen.
25. 1.: Neue Schutzhaftbestimmungen in Deutschland. Alle volks- und staatsfeindlichen Personen können sofort inhaftiert und ins KZ gebracht werden.
4. 2.: Zielgerichtete Kriegsvorbereitungen in Deutschland. Hitler wird Oberbefehlshaber der Wehrmacht.
7. 3.: Standesamtliche Trauung von Dora Sophie Kellner und Harry Morser in London (Scheinehe)
12. 3.: Die deutsche Wehrmacht marschiert in Österreich ein. Österreichs Truppen haben den Befehl erhalten, keinen Widerstand zu leisten. Hitler fährt in seine Geburtsstadt Braunau am

- Inn. In ganz Österreich setzt eine Verhaftungswelle ein.
13. 3.: Hitler lässt das Gesetz über den »Anschluss« Österreichs an das Deutsche Reich verkünden. Alle staatlichen Einrichtungen werden durch deutsche Behörden übernommen.
16. 3.: Wegen des deutschen Einmarsches gehen zahlreiche Künstler und Intellektuelle ins Exil, darunter Carl Zuckmayer, Alfred Polgar, Ödön von Horváth. Egon Friedell begeht Selbstmord.
- Frühjahr: Immer mehr österreichische Juden, die auf der Flucht sind, kommen durch Sanremo und erwarten die Unterstützung ihrer Glaubensgenossen.
18. 3.: In Italien wird Einreisesperre für österreichische Juden erlassen, da man eine riesige Fluchtwellen befürchtet.
3. – 9. 5.: Hitler kommt mit seinem Gefolge zu einem Staatsbesuch nach Italien. Wird in Rom von Mussolini und dem König Viktor Emanuel III. empfangen. Einige Hundert jüdische Emigranten aus Deutschland und Österreich bis zu vierzehn Tage in Haft genommen oder unter Hausarrest und Polizeiaufsicht gestellt
11. 5.: Papst Pius XI. verurteilt nochmals in scharfen Worten die »Rassenlehre«. Während Hitlers Staatsbesuch hat er Rom verlassen.
3. 6.: Sigmund Freud und Teile seiner Familie verlassen Wien und emigrieren nach London.

14. 7.: Manifest der rassistischen Wissenschaftler Italiens mit »akademischer« Begründung des Antisemitismus erscheint. Zunehmende Unruhe unter den italienischen Juden
6. 8.: Zählung aller in- und ausländischen Juden in Italien wird in den Zeitungen angekündigt.
5. 9.: Willy Brandt und Erich Maria Remarque verlieren die deutsche Staatsangehörigkeit.
7. 9.: Das italienische Gesetzesdekret Nr. 1381 wird erlassen: Alle ausländische Juden, die seit 1919 in Italien ansässig sind, werden ausgewiesen, falls sie nicht binnen 6 Monaten das Land verlassen. Juden, die nach dem 1. 1. 1919 die italienische Staatsangehörigkeit erlangt haben, soll diese entzogen werden. Auch sie müssen das Land innerhalb von 6 Monaten verlassen.
17. 9.: Stefan Benjamin reist nach England aus.
30. 9.: »Münchener Abkommen« zwischen England, Frankreich, Italien, Deutschland. Abtretung des Sudetengebietes durch die Tschechoslowakei an Deutschland wird beschlossen.
1. 10.: Die deutsche Wehrmacht marschiert in das Sudetengebiet ein.
5. 10.: Pässe von deutschen Juden werden mit »J« kenntlich gemacht.
18. 10.: Übersiedlung von Dora Sophie Kellner (Morsser) nach London
28. 10.: Deutschland schiebt 15 000 Juden ab, die für polnisch-stämmig erklärt werden.
7. 11.: Attentat des siebzehnjährigen Herschel Gryn-

- szpan auf den deutschen Legationssekretär Ernst vom Rath in Paris als Reaktion auf die Ausweisung seiner Eltern nach Polen
9. II.: Ernst vom Rath erliegt seinen Verletzungen. Als Konsequenz wird in Deutschland die sog. »Reichskristallnacht« organisiert.
- Dezember: Die italienische Polizei beginnt Razzien gegen ausländische Juden. Insgesamt 350 Abschiebungen werden angeordnet.
- Dezember: Im Wiener 13. Bezirk wird der Leon-Kellner-Weg in Wilhelm-Riehl-Weg umbenannt.

### 1939

26. I.: Mit der kampflosen Einnahme von Barcelona durch die faschistischen Truppen ist der Spanische Bürgerkrieg zugunsten des Franco-Regimes entschieden.
30. I.: Vor dem Reichstag erklärt Hitler im Falle eines Krieges die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa.
10. 2.: Tod von Papst Pius XI. in Rom
20. 3.: In Berlin werden Tausende von Kunstwerken als »entartet« verbrannt.
28. 3.: Francos Truppen ziehen kampflos in Madrid ein.
- 7./8. 4.: Italien überfällt Albanien und annektiert es.
30. 8.: Polen ordnet Generalmobilmachung an.
1. 9.: Die deutsche Wehrmacht fällt ohne Kriegserklärung in Polen ein.
3. 9.: England und Frankreich erklären Deutschland

den Krieg. Die USA, Spanien und Italien bleiben zunächst neutral.

5. 9.: Walter Benjamin muss sich als »feindlicher Ausländer« im Stade de Colombe von Paris melden, von wo er zehn Tage später in ein Lager in Nevers (Dept. Nièvre) transportiert wird. Zu den mit ihm Internierten gehören Franz Hessel, Hans Sahl, Fritz Fränkel, Hermann Kesten, Hans Fittko und viele andere, die er bereits aus Berlin oder Paris kannte.
13. 9.: Warschau von deutschen Truppen komplett eingeschlossen
23. 9.: Tod Sigmund Freuds in London
20. 11.: Walter Benjamin wird auf Betreiben verschiedener Freunde und Familienmitglieder aus dem Internierungslager entlassen und kehrt nach Paris zurück.

## 1940

30. 4.: In Lodz wird ein Ghetto für Juden eingerichtet.
10. 5.: Deutsche Truppen beginnen mit dem Einmarsch nach Holland, Belgien, Luxemburg. Der englische Ministerpräsident Chamberlain muss wegen seiner zurückhaltenden Politik gegenüber Hitler zurücktreten. Sein Nachfolger wird Winston Churchill.
11. 5.: Die britische Regierung genehmigt die Bombardierung deutscher Städte.
30. 5.: Mussolini erklärt der deutschen Regierung, dass Italien nun in den Krieg eintreten werde.



31. 5.: Auflösung der Società anonima Villa Verde in Sanremo
10. 6.: Italien erklärt Großbritannien und Frankreich den Krieg.
14. 6.: Die deutsche Wehrmacht rückt in Paris ein.
16. 6.: Maréchal Philippe Pétain bietet der deutschen Armee einen Waffenstillstand an.
18. 6.: Hitler und Mussolini treffen sich in München, um die Bedingungen für die französische Kapitulation zu besprechen.
28. 6.: Stefan Benjamin wird in England als »feindlicher Ausländer« festgenommen und in ein englisches Sammellager gebracht.
10. 7.: Stefan Benjamin wird mit mehreren Tausend deutschen, österreichischen und tschechischen Emigranten auf die berüchtigte »Dunera« verfrachtet, die sie nach Australien bringen soll. Die deutsche Luftwaffe beginnt mit schwerer Bombardierung Südenglands.
17. 7.: Gershom Scholems Bruder Werner wird im KZ Buchenwald umgebracht.
19. 7.: Hitlers letztes »Friedensangebot« an England
- September: Die Räumlichkeiten des Londoner Camborne Hotel (Besitzerin: Dora Sophie Kellner/Morser und Frank Shaw) werden durch deutsche Bombenangriffe beschädigt.
26. 9.: Selbstmord Walter Benjamins in Portbou (Spanien)

# Endnoten

## Prolog · Berlin 1933

- 1 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 20. 10. 1933, ADK WBA 17/4
- 2 S. dazu Eva Weissweiler: Das Echo deiner Frage. Dora und Walter Benjamin, Biographie einer Beziehung, Hamburg 2020. Im Folgenden abgekürzt als: Weissweiler, Echo
- 3 Heute Bielsko-Biala, Polen
- 4 Akte Dora Sophie Morser, NAK, HO 405/36550
- 5 Dora Pollak an Herbert Blumenthal, Brief vom 5. 5. 1912, Israelische Nationalbibliothek Jerusalem, im Folgenden abgekürzt als: INBJ
- 6 Zu Emil Benjamin vgl. Momme Brodersen: Kapitalist, Spekulant und Rentier, ein Porträt Emil Benjamins, in: Juni. Magazin für Literatur und Politik, Bielefeld 2016, S. 8 ff. Im Folgenden abgekürzt als: Brodersen, Emil Benjamin
- 7 Dora Sophie Benjamin an Gershom Scholem, Brief vom 23. 5. 1921, INBJ
- 8 Die lettische Schauspielerin und Regisseurin Asja Lacis (1891 – 1979), die er 1924 auf Capri kennengelernt hatte
- 9 Dora Sophie Benjamin an Gershom Scholem, Brief vom 27. 6. 1929, INBJ
- 10 Vgl. 58f., 64
- 11 Joseph Hergesheimer an Dora Sophie Kellner, Brief vom 5. 6. 1935, Hergesheimer-Collection, in: University of Austin (Texas), Harry-Ransom-Center, HCT
- 12 Dora Sophie Kellner an Gershom Scholem, Brief vom 15. 8. 1931, INBJ
- 13 Dr. Ludwig Freundlich, Berlin. S. dazu Urkunde des Amtsgerichts Berlin-Charlottenburg vom 13. 2. 1931, WBA
- 14 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 19. 9. 1933, ADK WBA 17/3
- 15 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 7. 12. 1933, ADK WBA 17/5

- 16 Walter Benjamin an Jula Radt-Cohn, Brief vom 24.7.1933,  
in: Walter Benjamin GB IV 1931-1934, S. 265
- 17 DS K (für Dora Sophie Kellner) in: Ullsteins Blatt der Hausfrau, 49.  
Jahrgang, 2. Oktober-Heft 1933, S. 36 ff.
- 18 Dora Sophie Kellner: Das Mädchen von Lagosta (ursprünglich:  
Gas gegen Gas), in: Innsbrucker Nachrichten, 30.1.1932
- 19 Jahresbericht des Mädchen-Lyzeums am Kohlmarkt, Wien 1907,  
S. 83
- 20 Dora Sophie Kellner: Béchamel Bettina (Roman),  
in: Die Dame 1930/31, Lose Blätter, Heft 5-7
- 21 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 19.9.1933,  
ADK WBA 17/3
- 22 Asja Lacis: Revolutionär im Beruf, Berlin 1976, S. 67
- 23 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 1.1.1934,  
ADK WBA 17/7
- 24 Walter Benjamin: Opinions et pensées. Wörter und Redensarten sei-  
nes Sohnes, in: Walter Benjamins Archive. Bilder, Texte und Zei-  
chen, hrsg. vom Walter-Benjamin-Archiv, Frankfurt/M. 2006,  
S. 100 und 177
- 25 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 8.4.1933,  
ADK WBA 17/1
- 26 Lothar Brieger: Aus den stillen Städten der Mark Brandenburg,  
Berlin 1923
- 27 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom 17.-23.4.1934,  
ADK WBA 21/3-8
- 28 Zur Geschichte des Grunewald-Gymnasiums, heute Walter-  
Rathenau-Schule, in der NS-Zeit vgl.  
<https://www.wrs-berlin.de/unser-archiv/neues-aus-dem-archiv/>
- 29 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 20.10.1933,  
ADK WBA 17/4
- 30 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom 1.-5.3.1934,  
ADK WBA 21/2-4
- 31 Walter Benjamin an Gershom Scholem, Brief vom 16.9.1924,  
in: GB II, S. 480
- 32 «Triumph der Zeit» von Margaret Storm-Jameson (Berlin/Wien/  
Leipzig 1934) und «Heinrich VIII.» von Francis Hackett, Berlin 1932
- 33 Dora Sophie Kellner: Grossmutterns Weihnachtsbäckerei,  
in: Die Dame, 2. Dezember-Heft 1933, S. 55
- 34 Dora Sophie Kellner: Die italienische Küche, in: Die Dame,  
1. März-Heft 1934, S. 53
- 35 Henry Louis Mencken an Dora Sophie Kellner,  
Brief vom 30.1.1934, NYPL, HLMP

- 36 Deutsch: Der Demokratenspiegel, Berlin 1930  
 37 Ebd., S. 6  
 38 Klaus Mann: Der Wendepunkt, Reinbek 1993, S. 257.  
 Im Folgenden abgekürzt als: Klaus Mann, Wendepunkt  
 39 Ebd.  
 40 H.L. Mencken: Autobiographisches, Waltrop/Leipzig, S. 211 ff.  
 41 Klaus Mann, Wendepunkt, S. 139 f.  
 42 Walter Benjamin an Gretel Karplus, Brief vom 8.11.1933, in: GB  
 IV, S. 309

## Kapitel I • «Die günstigste Winterstation der Riviera»

- 1 <https://www.jewishvirtuallibrary.org/the-san-remo-conference>  
 2 Zit. nach Tobias Meyer: Das Erbe von Sanremo, Deutschlandfunk,  
 19. 4. 2005  
 3 Neue Freie Presse, 13.1.1933  
 4 Zu Edward Lears Leben und Werk s. Jenny Uglow: Mr Lear, A Life  
 of Art and Nonsense, London 2019, im Folgenden abgekürzt als:  
 Uglow, Lear  
 5 Ursula Krechei: Shanghai fern von wo, München 2008, S. 95  
 6 Uglow, Lear, S. 496  
 7 Eleonore Weisz, geb. 1820 in Szeged  
 8 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 13.2.1934,  
 ADK WBA 17/8  
 9 Oscar Levy, 1867-1946, aus Pommern stammender Arzt (Chirurg),  
 der 1893 nach England gegangen war, um dort als Theaterarzt zu ar-  
 beiten. Sein zentrales Lebenswerk galt jedoch Nietzsche, dessen  
 Werke er in 18 Bänden auf Englisch herausbrachte.  
 10 Sara Haardt: Dear Life, übersetzt und zitiert nach  
<https://files.eric.ed.gov/fulltext/ED385851.pdf>  
 11 Henry Louis Mencken an Dora Sophie Kellner,  
 Brief vom 17.4. 1934, NYPL, HLMP  
 12 Oscar Levy: Also sprach Zarathustra, zit. nach: Oscar Levy: Nietz-  
 sche verstehen, Essays aus dem Exil 1913-1937, hrsg. von Steffen  
 Dietzsch und Leila Kais, Berlin 2005, S. 178 f. Im Folgenden abge-  
 kürzt als: Levy, Nietzsche verstehen  
 13 Ebd., S. 14  
 14 Walter Benjamin: Nietzsche und das Archiv seiner Schwester, GS III,  
 S. 323 f. Der Aufsatz war am 18.3.1932 in der «Literarischen Welt»  
 erschienen.

- 15 Levy, Nietzsche verstehen, S. 163
- 16 Zu dieser Gesellschaft und den im Folgenden beschriebenen Vorgängen siehe: Akte Dora Sophie Kellner, Bundesarchiv Berlin (früher Staatsarchiv Potsdam), Pr. Br. Rep. 36 A, Oberfinanzpräsident/ Devisenstelle, A 2078; und: Archivio di stato Imperia, Serie I, cat. 12, fald. 50, fase. 70. Die Aussagen der deutschen und italienischen Akten sind widersprüchlich. Aus Sicht der deutschen Behörden war Alfredo Polito der Vorsitzende bzw. Sprecher der Gesellschaft, der befragt war, entsprechende Verhandlungen mit Dora Sophie Kellner zu führen. Aus italienischer Sicht gehörten zu der «società»: Doras Mutter Anna Kellner, geb. Weiss, und ihr späterer Schein-Ehemann Harry Mörser aus England. Es wird aber aus diesen (1940 entstandenen) Akten über den Konkurs der Villa Verde nicht deutlich, ob Letztere erst später Aktien erwarben oder von Anfang an dabei waren. Der auf das jüdische Ligurien bzw. Sanremo spezialisierte Historiker Paolo Veziario nennt in seinem Aufsatz «Donne ebee nella Riviera ligure tra integrazione ed esclusione», in: *La presenza invisibile: donne, guerra, montagna 1938-1947*, a cura di Paolo Momigliano Levi ed Ersilia Alessandrone Perona, Firenze, S. 180 f., einen Conte Francesco Caracciolo und dessen Frau sowie eine «Polin» (polacca) namens Anna Wozilka als Mitglieder. Diese Namen tauchen in den genannten Akten nicht auf und sind nirgends im Zusammenhang mit Dora Sophie Kellner belegt. Die Caracciolos waren bzw. sind ein bekanntes italienisches Adelsgeschlecht. Es gab eine 1909 geborene Malerin namens Anna Wozilka, die zeitweilig in Berlin lebte und 2002 in Wien gestorben ist. Es ist möglich, dass sie Gäste der Villa Verde waren und pro forma zur Gesellschaftsgründung hinzugezogen wurden. Einen Beleg dafür bleibt Veziario jedoch schuldig.
- 17 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 15.7.1934, ADK WBA 17/10
- 18 Klaus Voigt (Zufluchtsland Italien) in: *Refugio Precario – Zuflucht auf Widerruf. Deutsche Künstler und Wissenschaftler in Italien 1933-1945*, hrsg. von Klaus Voigt und Wolfgang Henze, Milano/ Berlin 1995, S. 49
- 19 Moritz Goldstein: Jüdische Auswanderer in Italien, in: *Jüdische Rundschau*, 1.12.1936
- 20 Akte Dora Sophie Kellner, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Pr. Br. Rep. 36 A, Oberfinanzpräsident/Devisenstelle, A 2078, darin: Alfredo Polito an Dora Sophie Kellner, Brief vom 1.10.1935
- 21 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 8. 8.1934, ADK WBA 17/12

- 22 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 24.4.1934, ADKWBA 17/9
- 23 Ebd.
- 24 Neues Wiener Journal, 10.1.1935
- 25 Zu Margarete Steffin s. Hiltrud Häntzschel: Brechts Frauen, Reinbek bei Hamburg 2003, S. 1891f.
- 26 Franz Kafka. Eine Würdigung. Jüdische Rundschau, 21.12.1934, Jg. 39, Nr. 102/103, und 28.12.1934, Jg. 39, Nr. 104. GS II, 2, S. 409-438
- 27 Walter Benjamin: Notizen Svendborg Sommer 1934, GS VI, S. 528ff.
- 28 Walter Benjamin: Franz Kafka, GS II, 2, S. 409
- 29 Ebd., S. 411
- 30 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom Juli 1934, ADK WBA 21/17-19
- 31 Osservatore Romano, 2.7.1934
- 32 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom Juli 1934, ADK WBA 21/17-19
- 33 Ebd.
- 34 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 25.7.1934, ADK WBA 17/11
- 35 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom 17.-23.4.1934, ADK WBA 21/3-8
- 36 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 8.8.1934, ADK WBA 17/12
- 37 [https://archive.org/details/19340713Adolf\\_Hitler\\_Reichstagsrede](https://archive.org/details/19340713Adolf_Hitler_Reichstagsrede)  
Über Die Entstehung Und Den Verlauf Der SA Revolte 68 m 22s
- 38 Walter Benjamin an Gershom Scholem, Brief vom 26.7.1934, GB IV, S. 470
- 39 Manfred Funke: Sanktionen und Kanonen. Hitler, Mussolini und der internationale Abessinien-Konflikt, Düsseldorf 1970, S. 28.  
Im Folgenden abgekürzt als: Funke, Sanktionen
- 40 II Messaggero, 28.7.1934
- 41 Popolo di Roma, 29.7.1934
- 42 Anna Kellner: Leon Kellner, sein Leben und Werk, Wien 1936
- 43 Walter Benjamin an Max Horkheimer, Brief vom 29.10.1934, GB IV, S. 521
- 44 Gretel Karplus an Walter Benjamin, Brief vom 3.10.1934, in: Gretel Adorno/Walter Benjamin, Briefwechsel 1930-1940, hrsg. von Christoph Gödde und Henri Lonitz, Frankfurt/M., 2019, S. 173. Im Folgenden abgekürzt als Gretel Adorno/Benjamin
- 45 Gretel Karplus an Walter Benjamin, Brief vom 27.5.1934, in: Gretel Adorno/Benjamin S. 154

- 46 Walter Benjamin an Siegfried Kracauer, Brief vom 24.11.1934,  
G B IV, S. 531
- 47 Walter Benjamin an Theodor Wiesengrund-Adorno,  
Brief vom 30.11.1934, GB IV, S. 534
- 48 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom 9.12.1934,  
ADK WB A 21/21-22
- 49 Libreria Internazionale, Corso Impératrice 24, Besitzer: Charley Mit-  
tucher. Vgl. «Der Orange Führer», Jahrgang 1927, Latina Editrice  
Internazionale, Mailand, S. 13
- 50 Zur Akzeptanz «verbotener» deutscher Literatur in Italien vgl. Klaus  
Voigt: *Zuflucht auf Widerruf, Exil in Italien 1933-1945*, Bd. I, Stutt-  
gart 1989, S. 92. Im Folgenden abgekürzt als: Voigt, *Zuflucht*, Bd. I
- 51 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 2. 4.1937,  
ADK WBA 18/7
- 52 Detlef Holz: *Am Kamin. Zum 25jährigen Jubiläum eines Romans.*  
Besprechung: Arnold Bennett, *Konstanze und Sophie oder die alten*  
*Damen (Roman)*. In: *Frankfurter Zeitung*, 22. 5.1933
- 53 In einem Brief vom 25.11.1934 an Gretel Karplus (GB IV, S. 521)  
erwähnt er «Die Farben», «Hallesches Tor» und «Weihnachtslied».
- 54 Walter Benjamin an Alfred Cohn, Brief vom 19.12.1934, GB IV,  
S. 540
- 55 GSIII,440ff.
- 56 GS III, 452
- 57 GS II, 1, 219
- 58 Walter Benjamin an Alfred Cohn, Brief vom 19.12.1934, GB IV,  
S. 540
- 59 Walter Benjamin an Siegfried Kracauer, Brief vom 24.11.1935, GB  
IV, S. 530
- 60 Walter Benjamin an Gretel Karplus, Brief vom 25.11.1934, GB IV,  
S. 531
- 61 Walter Benjamin an Theodor Wiesengrund-Adorno,  
Brief vom 30.11.1934, GB IV, S. 532
- 62 Oskar Goldberg, 1885-1953, Arzt und Religionsphilosoph, besonders  
Zahlenmystiker. Benjamin hatte seinem Kreis in Berlin zeitweilig  
sehr nah gestanden, sich aber später von ihm distanziert.
- 63 Walter Benjamin an Siegfried Kracauer, Brief vom 10.12.1934,  
GB IV, S. 537
- 64 Walter Benjamin an Eugen Wallach, Brief vom 19.-21.12.1934,  
GB IV, S. 542
- 65 Walter Benjamin an Theodor Wiesengrund-Adorno,  
Brief vom 7.1.1935, GB V, S. 12

- 66 Walter Benjamin an Max Horkheimer, Brief vom 4.2.1935, GB V, S. 34
- 67 Ebd., S. 157
- 68 Vgl. S. 54ft. und 109fr.
- 69 Vgl. dazu Paolo Veziario: *Sanremo, una nuova comunità ebraica nell'Italia fascista, 1937-1945*, Mailand 2007, S. 80; im Folgenden abgekürzt als: *Veziario, Sanremo*
- 70 Walter Benjamin an Siegfried Kracauer, Brief vom 10.12.1934, GB IV, S. 536
- 71 Benjamin und Joseph Roth waren sich zum ersten Mal 1926 in Paris begegnet. Da sie beide Mitarbeiter der «Frankfurter Zeitung» waren, mögen sie sich als Konkurrenten empfunden haben. Dieses Gefühl verschärfte sich im Dezember 1926 in Moskau, wo sie erneut zusammentrafen. Roth las Benjamin einen Artikel über das russische Schulwesen vor, den Benjamin als antibolschewistisch empfand. Später sollen sie sich kaum mehr gegrüsst haben. Das Verhältnis war jedoch grossen Wechselln unterworfen.
- 72 Walter Benjamin an Alfred Cohn, Brief vom 19.12.1934, GB IV, S. 540
- 73 Lothar Brieger: Max Klinger, Leipzig 1902
- 74 Lothar Brieger: *Begegnungen I: Auguste Rodin*, in: *Basler National-Zeitung*, Sonntagsbeilage zur Ausgabe vom 21.4.1935
- 75 Gershom Scholem, *Handschriftliche Notiz*, INBJ
- 76 München 1917
- 77 Leipzig 1919
- 78 München 1920
- 79 Berlin 1921
- 80 München 1921
- 81 München 1921
- 82 Berlin 1921
- 83 Landgericht III Berlin, 10. R. 31026/5
- 84 München 1911
- 85 Eisleben 1919
- 86 Ebd.
- 87 Berlin 1906
- 88 Lothar Brieger: *Das Alte Testament, eine Skizze*, in: *Ost und West*, Jg. 1 (1901), H. 11, S. 849 ff.
- 89 Lothar Brieger: *Lange Kleider*, in: *Revue des Monats*, Bd. 4, 1929/30, H. 4, Februar, S. 445
- 90 Lothar Brieger: *Fang nur nichts mit Verwandtschaft an*, in: *Revue des Monats*, Bd. 3, 1928/29, H. 4, S. 381
- 91 *Scheidungsurteil 6 R. 1503/29*, Landgericht III Berlin, 27.3.1930. Eine Kopie des Urteils befindet sich im Werkbund-Archiv, Berlin.



- 92 Lothar Brieger: Vom bösen Weibe, das keines war, in: Die Dame, 1932, H. 25, S. 38
- 93 Walter Benjamin: Berliner Chronik, GS VI, S. 496
- 94 Lothar Brieger an Walter Benjamin, Brief vom 6.5.1935, ADK WBA 29/1-2
- 95 Dass es sich, wie Ursula Krechei in ihrem halb dokumentarischen, halb fiktiven Roman «Shanghai fern von wo» (S. 100) behauptet, um eine Edition «für Touristen» gehandelt haben soll, «die man gerne an einem Regentag in einer Hotelhalle läse», ist rein spekulativ und durch nichts zu begründen.
- 96 Dora Sophie Kellner an Gershom Scholem, Brief vom 1.12.1930, INBJ
- 97 Dass Brieger, wie bei Ursula Krechei zu lesen ist, noch von seinem späteren Exil in Shanghai aus mit Benjamin korrespondierte, ist nicht nachzuweisen.
- 98 Walter Benjamin an Gershom Scholem, Brief vom 26.12. 1934, GB IV, S. 550
- 99 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Briefe vom 2.9., 2.10. und 9. 12.1934, ADK WBA 21/20, 21/21-22, 21/25
- 100 Jakob Wassermann: Selbstbetrachtungen, Berlin 2017, S. 68
- 101 Zur Geschichte des Hauses s. auch Brodersen, Emil Benjamin, S. 28 ff.
- 102 Genaue Beschreibungen des Hauses befinden sich in der Akte, die in den fünfziger Jahren zu Doras Restitutionsgesuch angelegt wurde – Landgericht Berlin 142.WGK, heute im Landesarchiv Berlin, JA Berlin B Rep. 025-07, Nr. 1611/51
- 103 Vgl. Weissweiler Echo, S. 115 ff.
- 104 Dora Benjamin (Schwester) an Walter Benjamin, Briefe vom 3. und 28.3.1935, ADK WBA 15/2 und 15/3
- 105 Sie hatte das nach der Scheidung auf sie entfallende Erbe auf 100'000 bis 120'000 Reichsmark geschätzt, erhielt aber aus dem Verkauf des Hauses nur 100'000, wovon noch eine Hypothek und die Anteile von Dora und Georg Benjamin abgingen. Vgl. dazu Bernd- Peter Lange: Georg Benjamin, ein bürgerlicher Revolutionär im roten Wedding, Berlin 2019, S. 99
- 106 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 15.1.1935, ADK WBA 17/14
- 107 Walter Benjamin an Gustav Glück, Brief vom 26. 2.1935, GB V, S. 53
- 108 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 29. 5.1935, ADK WBA 17/15

## Kapitel II · Palmen und Giftgas

- 1 In einigen Schriften Menckens, besonders im »Treatise on the Gods«, finden sich aggressiv-antisemitische Passagen. Andererseits spricht er das Thema ihrer jüdischen Herkunft in seinen Briefen an Dora überhaupt nicht an. Ihrer Schwester Paula Arnold, geb. Kellner, die ebenfalls als Journalistin aktiv war, vermittelte er mehrmals Aufträge, für die »Baltimore Sun« über Palästina, wo sie seit mehreren Jahren lebte, zu schreiben.
- 2 Dora Sophie Kellner: Zobel, in: Mocca, Heft 3, März 1935, S. 84 ff.; dies.: Das Fernrohr, in: (Basler) National-Zeitung, 17. 3. 1935. Die Hinweise auf diese Texte verdanke ich Dr. Bettina Braun, Basel.
- 3 Das tat vor allem Klaus Mann, der Gert Wissing seit seiner Schulzeit kannte und selbst Morphium konsumierte. Vgl. dazu Regina Thumser-Wöhls: ... zauberlacht Unlust in blaue Heiterkeit, Sucht und Kunst im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Innsbruck/Wien/Bozen 2017, S. 398. Im Folgenden abgekürzt als: Thumser-Wöhls, Zauberlacht
- 4 Ebd., S. 400
- 5 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 29. 5. 1935, ADK WBA 17/15
- 6 Z. B. »Haschisch in Marseille«, GS IV, 1, 409 ff.
- 7 S. dazu Bettina Braun: Das literarische Feuilleton des Exils in der Schweiz. Die Basler »National-Zeitung«, in: Literatur in der Zeitung. Fallstudien aus der deutschsprachigen Schweiz von Jeremias Gotthelf bis Dieter Bachmann, hrsg. von Stefanie Leuenberger u.a., Zürich 2016, S. 189 – 203
- 8 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom 26. 6. 1935, ADK WBA 21/30 – 32
- 9 Ebd.
- 10 Ebd.
- 11 Ebd.
- 12 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom 13. 7. 1935, ADK WBA 21/34-35
- 13 Ebd.
- 14 Ebd.
- 15 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom 26. 6. 1935, ADK WBA 21/30-32
- 16 Ebd.
- 17 Ebd.
- 18 Berliner Tagblatt, 28. 9. 1935
- 19 Funke, Sanktionen, S. 44

- 20 Das neue Tage-Buch, 23. 2.1935
- 21 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom 13.7.1935,  
ADK WBA 21/34-35
- 22 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom 26.9.1935,  
ADK WBA 21/36
- 23 Zu diesen Vorgängen siehe Schriftwechsel in Akte Dora Sophie Kellner, Bundesarchiv Berlin (früher Staatsarchiv Potsdam),  
Pr. Br. Rep. 36 A
- 24 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom 24.10.1935,  
ADK WBA 21/38
- 25 Ebd.
- 26 Zit. nach Kathleen Nelson/Allan Sullivan (Hrsg.): John Melly of Ethiopia, London 1937, S. 240
- 27 DSB: Die Waffen von morgen, in: Vossische Zeitung, 29.6.1925. – Walter Benjamin hat diesen Aufsatz im Verzeichnis seiner zu Lebzeiten gedruckten Schriften als von sich stammend aufgeführt und zitiert daraus ohne Quellenangabe in den «Theorien des deutschen Faschismus» (GS III, 238). Tatsächlich ist aber seine Autorschaft eher unwahrscheinlich, da er erstens nichts von Chemie verstand und zweitens 1925 noch keinerlei Beziehungen zur ‚Vossischen Zeitung‘ hatte.
- 28 Zit. nach Dora Sophie Kellner: Das Mädchen von Lagosta, in: Grazer Tagblatt, 1.1.1932
- 29 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Sanremo o.D., ADK WBA 21/61
- 30 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 19.4.1936,  
ADK WBA 17/17
- 31 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom 19.4.1936,  
ADK WBA 21/43
- 32 Weissweiler, Echo, S. 50 ff.
- 33 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom 19.3.1936,  
ADK WBA 21/40-42
- 34 Ebd.
- 35 Ebd.
- 36 Zit. nach Hans Woller: Geschichte Italiens im 20. Jahrhundert, München 2010, S. 149 f.
- 37 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom 28.5.1936,  
ADK WBA 21/44
- 38 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom 13.7.1936,  
ADK WBA 21/47-48
- 39 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 16.8.1936,  
ADK WBA 17/19-200

- 40 PAA, Nachlass Lindner, NL 168/1, S. 11
- 41 Ebd.
- 42 Otto Carl Geibel an das Auswärtige Amt, Berlin und die Deutsche Botschaft in Rom, Brief vom 25. 6. 1920, PAA RAV 224 I 518
- 43 Otto Carl Geibel an die deutsche Botschaft in Rom, Brief vom 23. 6. 1937, ebd.
- 44 Pass-Register des deutschen Konsulats in Sanremo, 1929 – 1937, PAA RAV 235 1 ff.
- 45 Voigt, Zuflucht, Bd. I, S. 41
- 46 PAA, Nachlass Lindner, NL 168/1, S. 1
- 47 Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam, Akte Dora Sophie Kellner, Pr. Br. Rep. 36A, A 2078
- 48 PAA R 45061 und – 2 (Rechtsabteilung, Steuern 16 adh: Kapital- und Steuerflucht, Sicherung der Steuer- und Abgabepflicht, Devisenbewirtschaftung, Steuersteckbriefe und Suchverzeichnisse)
- 49 Ebd.
- 50 Grete Radt, geb. Cohn, 1891 – 1979, war als Studentin mit Benjamin verlobt gewesen. Sie war promovierte Nationalökonomin, seit 1921 verheiratet mit seinem Jugendfreund Alfred Cohn. Die beiden waren Eltern der Töchter Lisa und Marianne.
- 51 Walter Benjamin an Bryher, Mitte August 1936, GB V, S. 361
- 52 Bertolt Brecht: An die Nachgeborenen
- 53 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 3. 9. 1936, ADK WBA 17/21
- 54 Walter Benjamin an Bertolt Brecht, Brief vom 27. 9. 1936, GB V, S. 388
- 55 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 16. 8. 1936, ADK WBA 17/19 – 20
- 56 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 26. 9. 1937, ADK WBA 18/15
- 57 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 26. 10. 1936, ADK WBA 17/23
- 58 Neues Wiener Journal, 13. 7. 1936
- 59 Walter Benjamin an Stefan Benjamin, Brief vom 28. 5. 1936, GB V, S. 287 f.
- 60 Hilde Benjamin: Georg Benjamin. Eine Biographie, Leipzig 1982, S. 235 f. Im Folgenden abgekürzt als: Hilde Benjamin, Georg Benjamin
- 61 Walter Benjamin an Grete Karplus, Brief vom 2. 12. 1936, GB V, S. 471
- 62 Walter Benjamin an Max Horkheimer, Brief vom 3. 12. 1936, GB V, S. 431

- 63 Ebd.
- 64 Gepäckträger
- 65 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 26. 1. 1937, ADK WBA 18/2
- 66 Ebd.
- 67 Zu Lucie Ceconi, geb. Oberwarth, gesch. Cassirer, mit der Dora für »Die Dame« gearbeitet hatte, und zu einer nicht näher bekannten Familie Rissi in Genua
- 68 Walter Benjamin an Gretel Karplus, Brief vom 9. 10. 1935, GB V, S. 171 f.
- 69 Weissweiler, Echo, S. 62
- 70 Walter Benjamin, GS III, 119
- 71 Walter Benjamin an Max Horkheimer, Brief vom 28. 2. 1937, GB V, S. 464
- 72 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 5. 3. 1937, ADK WBA 18/6
- 73 Wilhelm Hoffer an Dora Sophie Kellner, Brief vom 24. 5. 1937, ADK WBA 18/10 – 12
- 74 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom 18. 4. 1937, ADK WBA 21/49
- 75 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 2. 4. 1937, ADK WBA 18/7
- 76 Walter Benjamin an Fritz Lieb, Brief vom 31. 12. 1937, GB V, S. 638
- 77 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 14. 4. 1938, ADK WBA 18/22
- 78 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 28. 2. 1938, ADK WBA 18/19

### Kapitel III · Gruppenbild mit Gästen

- 1 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 15. 7. 1934, ADK WBA 17/10
- 2 Levy, Nietzsche verstehen, S. 225, 237, 245, 253, 257
- 3 Ebd., S. 221 f.
- 4 Anita Joachim wurde kürzlich unter dem Namen »Anita Daniel« neu vorgestellt von Katja Behling und Thomas B. Schumann (Hrsg.): Mondän ist nicht mehr modern, Feuilletons über die Mode, die Kunst und das Leben, Texte aus »Die Dame«, »Uhu«, »Aufbau« und Büchern, Hürth 2021. Im Folgenden abgekürzt als: Anita Daniel, Mondän

- 5 Dora Sophie Kellner berichtet Walter Benjamin in einem Brief vom 2.2.1937 (ADK WBA 18/3) über den Besuch Anita Joachims. Sie schreibt darin, dass sie derzeit in Genf lebe.
- 6 Anita: Ein bisschen Glück, Basel 1953, S. 9. In diesem Buch, das in den 30er und 40er Jahren geschrieben wurde, fasst sie Essays, Geschichten und Aphorismen aus verschiedenen Perioden zusammen. Im Folgenden abgekürzt als: Anita, Ein bisschen Glück
- 7 Bernd Küster: Max Liebermann, ein Malerleben, Hamburg 1988, S. 216
- 8 Käthe Kollwitz: Die Tagebücher 1908-1943, hrsg. von Jutta Bohnke-Kollwitz, München 2018, S. 680
- 9 Anita Joachim: Letzter Besuch bei Max Liebermann, Neue Zürcher Zeitung, 3. 3.1933
- 10 Anita Joachim-Daniel: Ascona – The Enchanted Village, in: Vogue, 15.9.1937
- 11 Zit. nach Werner Mittenzwei: Exil in der Schweiz, Leipzig 1978, S. 19
- 12 Anita Daniel, Mondän, S. 255
- 13 Anita, Ein bisschen Glück, S. 121
- 14 H.L. Mencken: Autobiographisches 2,1930-1948, Waltrop/Leipzig 2000, S. 208
- 15 Henry Louis Mencken an Dora Sophie Kellner, Brief vom 19.12.1935, NYPL, HLMP
- 16 Dora Sophie Kellner an Henry Louis Mencken, Brief vom 26.7. 1936, ebd.
- 17 Henry Louis Mencken an Dora Sophie Kellner, Brief vom 6. 8.1937, ebd.
- 18 Henry Louis Mencken an Dora Sophie Kellner, Brief vom 25.3.1937, ebd.
- 19 Henry Louis Mencken an Dora Sophie Kellner, Brief vom 8.2.1936, ebd.
- 20 Sie schrieb die Romane «Making of a Lady» (1931) und «Absolutely perfect» (1933).
- 21 Dora Sophie Kellner: Bräute auf Bestellung. Heiraten auf gut Glück. New York, im August, in: Vossische Zeitung, 31.8.1930
- 22 Dora Sophie Kellner: Michael Gold – Juden ohne Geld, in: Die Literarische Welt, 1931, Nr. 18, S. 6
- 23 Anonym (Dora Sophie Kellner): Modisches aus Amerika, aus einem Brief, in: Die Dame, Heft 21, Juli 1931
- 24 Dora Sophie: Im Seminar für Eheglück, in: Uhu 1925/26, Heft 9, S. 40 ff.
- 25 De Kr.: Die Ehe in Amerika, in: Die praktische Berlinerin, 1. März. Heft 1927. Diese Zeitung wurde zeitweilig von Dora

- Sophie Kellner herausgegeben.
- 26 H.L. Mencken: Meine Meinung über die Juden-Frage, in: Das neue Tage-Buch 1934, H. 39, S. 929
- 27 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 5.12.1937, ADK WBA 18/18. Martha Meyer wurde als Martha Marianne Benjamin 1875 in Berlin geboren. Sie war in erster Ehe verheiratet mit dem Arzt Max Levy, in zweiter mit dem Justizrat Oscar Meyer, der 1928 starb. Für diese Hinweise danke ich Momme Brodersen, Palermo.
- 28 Hilde Benjamin, Georg Benjamin, S. 252 ff.
- 29 Gretel Karplus an Walter Benjamin, Brief vom 18.1.1937, Gretel Adorno/Benjamin, S. 281
- 30 Gretel Karplus an Walter Benjamin, Brief vom 15.11.1934, ebd., S. 180
- 31 Gretel Karplus an Walter Benjamin, Brief vom 26.12.1934, ebd., S. 188
- 32 Gretel Karplus an Walter Benjamin, Brief vom 28. 5.1935, ebd., S. 213 f.
- 33 Gretel Wiesengrund-Adorno an Walter Benjamin, Brief vom 29.9.1937, ebd., S. 296
- 34 Gretel Wiesengrund-Adorno an Walter Benjamin, Brief vom 29.9.1937, ebd., S. 295 f.
- 35 Gretel Wiesengrund-Adorno an Walter Benjamin, Brief vom 1.12.1937, Gretel Adorno/Benjamin, S. 300
- 36 Ebd., S. 301
- 37 Alle Zitate nach Theodor W. Adorno: Versuch über Wagner, Frankfurt/M. 1974
- 38 Theodor W. Adorno: Der Zauberer mit dem sehr hohen Hut, in: Erdmut Wizisla (Hrsg.): Begegnungen mit Benjamin, Leipzig 2015, S. 126 ff.
- 39 Vgl. dazu Stefan Müller-Doohm: Adorno, eine Biographie, Frankfurt/M. 2003, S. 224
- 40 Ebd., S. 328
- 41 Ebd., S. 332
- 42 Ebd., S. 326
- 43 Walter Benjamin an Gretel und Theodor W. Adorno, Brief vom 10. 6.1938, Gretel Adorno/Benjamin, S. 318 ff.
- 44 Theodor W. Adorno: Versuch über Wagner, S. 14
- 45 Ebd., S. 15 f.
- 46 Ebd., S. 19
- 47 Ebd., S. 20
- 48 Der Wiener Film, 22. 2.1938

- 49 Das kleine Volksblatt, 4.3.1938
- 50 Neue Freie Presse, 8.6.1937
- 51 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 5.12.1937,  
ADK WBA 18/18
- 52 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 11.7.1938,  
ADK WBA 18/26
- 53 Zit. nach Hiltrud Häntzschel: Brechts Frauen, S. 37
- 54 Neues Wiener Tageblatt, 6.2.1938
- 55 Arconovaldo Bonaccorsi, der sich «Graf Aldo Rossi» nennen liess
- 56 Pariser Tageszeitung, 2. 5.1937
- 57 Voigt, Zuflucht, Bd. I, S. 76
- 58 Ebd., S. 78
- 59 Ebd., S. 79
- 60 Vgl. S. 136
- 61 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 14.4.1938,  
ADK WBA 18/22
- 62 Lore Krüger: Der Waldgeist aus der Rue Dombasle 10, in: Wizisla,  
Begegnungen, S. 251
- 63 Zu Ernst Schoen s. Schiller-Lerg, Sabine: Ernst Schoen (1894-1960)  
Ein Freund überlebt. Erste biographische Einblicke in seinen Nach-  
lass, in: Global Benjamin, Bd. 2, hrsg. von Klaus Garber, München  
1999. Im Folgenden abgekürzt als: Schiller-Lerg, Schoen
- 64 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 14.4.1938,  
ADK WBA 18/22
- 65 Die folgenden Ausführungen zu Harry Mörser stützen sich im We-  
sentlichen auf Recherchen von Samuel Walter Benjamin Draper  
(London), einem Urenkel Dora und Walter Benjamins, dem ich an  
dieser Stelle herzlich danke.
- 66 Leon Kellner: Eine jüdische Toynbee-Halle in Wien, in: Ost und  
West, Monatsschrift für das gesamte Judentum, Jg. 1 (1901), H. 4,  
S. 294
- 67 Akte Dora Sophie Mörser, NAK, HO 405/36550
- 68 The London Gazette, 26. Nov. 1937, S. 7494
- 69 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 15.3.1938,  
ADK WBA 18/21
- 70 Anna Kellner: Leon Kellner, Wien 1936, S. 60 f.
- 71 Österreichisches Staatsarchiv Wien (Archiv der Republik), Akte Jo-  
hanna Kellner, VA. 19.257 (Archivbestand Vermögensverkehrs-  
stelle)
- 72 Vgl. Christina Köstner, Klaus Voigt (Hrsg.): Österreichisches Exil  
in Italien 1938-1945, Wien 2009, S. 20 f.
- 73 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 15.3.1938,  
ADK WBA 18/21



- 74 Ebd.  
75 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 14.4.1938, ADK  
WBA 18/22  
76 Aus Benjamins Brief vom 2.5.1938 an Dora (GB VI, S. 74) geht hervor,  
dass er sie um die «fragliche démarche» gebeten hatte. Dora Sophie  
77 Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 14.4.1938, ADK WBA 18/22  
Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 17.4.1938, ADK  
78 WBA 18/23  
Walter Benjamin: Pariser Brief (I): André Gide und sein neuer Gegner,  
79 GS III, S. 482 ff.  
Otto Carl Geibel an Ludwig Lindner, Brief vom 10.8.1932, PAA  
80 RAV 224 1 518  
Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 17.4.1938, ADK  
81 WBA 18/23

#### **Kapitel IV • Das Ende der Villa Verde**

- 1 Pariser Tageszeitung, 16. 7.1938  
2 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 27.4.1938,  
ADK WBA 18/24  
3 Walter Benjamin an Dora Sophie Kellner, Brief vom 2.5.1938, GB  
VI, S. 73 ff.  
4 Ranuccio Bianchi Bandinelli: Hitler, Mussolini und ich. Aus dem  
Tagebuch eines Grossbürgers, Berlin 2016, S. 78  
5 Ebd., S. 91 f.  
6 Vgl. Voigt, Zuflucht, Bd. I, S. 122 ff.  
7 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom 10.5.1938, ADK  
WBA 21/50  
8 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom 11./12.7.1938,  
ADK WBA 21/53  
9 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 5.12.1937,  
ADK WBA 18/18  
10 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 11.7.1938,  
ADK WBA 18/26  
11 Leeds Mercury, 13.1.1937  
12 Nach freundlicher Auskunft von Doras Enkelin Mickie (Dina)  
Draper, die ihn noch persönlich kennengelernt hat.  
13 Frederick William Bowhill, 1880-1960  
14 1911-1980

- 15 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 11.7.1938,  
ADK 18/26WBA
- 16 Voigt, Zuflucht, Bd. I, S. 276
- 17 Ebd., S. 30f.
- 18 Vezano: Sanremo, S. 54
- 19 Ebd., S. 59
- 20 Ebd.
- 21 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 18.9.1938,  
ADK WBA 18/27
- 22 Voigt, Zuflucht, Bd. I, S. 278 f.
- 23 Ebd., S. 275 fr.
- 24 Ebd., S. 283 f.
- 25 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 18.9.1938,  
ADK WBA 18/27
- 26 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Postkarte  
vom 10.10. 1938, ADK, WBA 18/28
- 27 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom 15.7.1939,  
ADK WBA 21/54-55
- 28 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 18.9.1938,  
ADK WBA 18/27
- 29 Ebd.
- 30 Ebd.
- 31 Klaus Mann: Der Wendepunkt, Reinbek 1993, S. 35 f.
- 32 Radio Wien, 12.10.1928
- 33 Musik für alle, No. 306, Lieder von G. Verdi, gesammelt und hrsg.  
von E Stössinger, deutsche Übersetzung von Lucie Ceconi, 1933
- 34 Pitigrilli: Der grüne Mann, übersetzt von Lucie Ceconi, in: Uhu,  
Bd. 5, 1928/29, S. 80 ff.
- 35 Die erste Auflage erschien 1925 bei Ullstein. Seitdem unzählige wei-  
tere, auch über 1933 hinaus, im «Deutschen Verlag Berlin», ohne  
dass der Name der Autorin genannt wurde.
- 36 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 18.9.1938,  
ADK WBA 18/27
- 37 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 11.7.1938,  
ADK WBA 18/26
- 38 Otto Zoff an American Guild for German Cultural Freedom, Brief  
vom 25.6.1938, DNB Frankfurt, Exilarchiv
- 39 Ernst Wolff an American Guild for German Cultural Freedom,  
Brief vom 10.8.1938, DNB Frankfurt, Exilarchiv
- 40 Diese Erfahrung wurde von vielen Frauen der Emigration geteilt, z.B.  
von Luise Straus-Ernst, der ersten Frau des Malers Max Ernst, die in  
ihrer Autobiographie «Nomadengut» beschreibt, wie die Männer «in

- dumpfem Groll schweigend» herumsassen, während die Frauen für den Lebensunterhalt sorgen mussten. (Luise Straus-Ernst: Nomadengut, Hannover 2000, S. 143 f.).
- 41 Akte des britischen Home Office über Dora Sophie Mörser, NAK, HO 405/36550
- 42 Voigt, Zuflucht, Bd. I, S. 294
- 43 Vgl. Veziano, Sanremo, S. 82, der allerdings für die Mitwirkung von Weiss und Stern keine Quelle angibt
- 44 Zu den Suiziden unter den jüdischen Emigranten in Sanremo und Umgebung s. Veziano, Sanremo, S. 99 f.
- 45 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 9.8.1939, ADK WBA 18/32
- 46 Ernst Schoen an Walter Benjamin, Brief vom 17.7.1939, zit. nach Walter Benjamin, GB VI, S. 326
- 47 Dora Sophie Kellner an Henry Louis Mencken, Brief vom 19.8.1939, NYPL, HLMP
- 48 Storm-Jameson: Triumph der Zeit, Wien 1934, S. 35
- 49 Neues Wiener Journal, 17. 5.1934
- 50 Dora Sophie Kellner an Gershom Scholem, Brief vom 1.12.1930, INBJ
- 51 Ernst Schoen an Walter Benjamin, Brief vom 17.7.1939, zit. nach Walter Benjamin, GB VII, S.326
- 52 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom 15.7.1939, ADK WBA 21/54-555
- 53 Walter Benjamin an Stefan Benjamin, Brief vom 6.8.1939, GB VI, S. 319. Nach Auskunft von Stefan Benjamins Tochter Mona bereitete Stefan Benjamin sich völlig selbständig auf das Abitur vor und legte es vor einer externen Kommission ab.
- 54 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 9.8.1939, ADK WBA 18/32
- 55 In den Pass-Journalen des Konsulats von Sanremo im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, Berlin, ist keine Benjamin betreffende Eintragung nachweisbar. Ebenso fehlt ein Dossier über Benjamin in den umfangreichen Akten über Pass-Angelegenheiten des Generalkonsulats in Genua.
- 56 Dora Sophie Kellner an Henry Louis Mencken, Brief vom 19.8.1939, NYPL, HLMP
- 57 Neville Chamberlains Rede vom 3.9.1939, zit. nach [https://www.nwzonline.de/wilhelmshaven/euer-land-und-unseres-befinden-sich-jetzt-im-krieg\\_a\\_1,0,3282604951.html](https://www.nwzonline.de/wilhelmshaven/euer-land-und-unseres-befinden-sich-jetzt-im-krieg_a_1,0,3282604951.html)
- 58 Lion Feuchtwanger: Der Teufel in Frankreich, Berlin 2018, S. 43
- 59 Pariser Tageszeitung, 2. 9.1939

- 60 Hans Sahl: Benjamin im Lager, in: Ingrid Scheurmann (Hrsg.): Für Walter Benjamin, Frankfurt/M. 1992, S. 120. Im Folgenden abgekürzt als: Scheurmann, Für Walter Benjamin
- 61 Lisa Fittko: Mein Weg über die Pyrenäen, München/Wien 1985, S. 135
- 62 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 23.10.1939, ADK WBA 18/33
- 63 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 1.12.1939, ADK WBA 18/35
- 64 Ebd. Adolf Otto, 1872-1943, war ein deutscher Sozialreformer, Gründer der alternativen Gartenstadt Falkenberg in Berlin-Grünau, in der die Benjamins 1920 einige Monate gewohnt hatten.
- 65 Walter Benjamin an Gretel Adorno, Brief vom 17.1.1940, GB VI, S. 386. Die Anmerkung der Herausgeber (S. 388), dass es sich um Doras Schein-Ehemann Harry Mörser gehandelt habe, trifft nicht zu
- 66 GS I, 2, S. 697
- 67 Ingrid Scheurmann: Als Deutscher in Frankreich. Walter Benjamins Exil 1933-1940, in: Scheurmann, Für Walter Benjamin, S. 97
- 68 Eva Schöck-Quinteros: Dora Benjamin: «... denn ich hoffe nach dem Krieg in Amerika arbeiten zu können». Stationen einer vertriebenen Wissenschaftlerin, 1901-1946, in: Bonjour, Geschichte. Bremer online Journal Geschichte 4 (2014), S. 16
- 69 Walter Benjamin an Theodor W. Adorno, Brief vom 2.8.1940, GB VI, S. 475
- 70 Vgl. Ingrid Scheurmann: Neue Dokumente zum Tode Walter Benjamins, Bonn 1992, S. 38. Im Folgenden abgekürzt als: Scheurmann, Neue Dokumente
- 71 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 14.4.1938, ADK WBA 18/22
- 72 Zit. nach Michael Seyfert: Deutsche Exilliteratur in britischer Internierung. Ein unbekanntes Kapitel der Kulturgeschichte des Zweiten Weltkrieges, Berlin 1983, S. 28
- 73 Dora Sophie Kellner an Henry Louis Mencken, Brief vom 23.6.1940, NYPL, HLMP
- 74 Ebd.
- 75 Aufbau, 5.1.1940
- 76 Bürgerschaft von Rose B. Freund vom 27. 6.1940, Archiv Mickie (Dina) Draper, London, der ich für die Erlaubnis zur Einsichtnahme in dieses Dokument herzlich danke
- 77 Nach freundlicher Auskunft von Stefans Tochter Mona Benjamin, London
- 78 Zit. nach <https://www.marple-uk.com/misc/dunera.pdf>

- 79 Dora Sophie Kellner an Henry Louis Mencken,  
Brief vom 12.10.1940, NYPL, HLMP
- 80 Henry Louis Mencken an Dora Sophie Kellner,  
Brief vom 31.1.1941, NYPL, HLMP
- 81 Ebd.
- 82 Dora Sophie Kellner an Egon Wissing, Brief vom 4.2.1941, NYPL,  
HLMP
- 83 Dora Sophie Kellner an Henry Louis Mencken,  
Brief vom 10.12.1942, NYPL, HLMP
- 84 Akte Dora Sophie Mörser, NAK, HO 405/36550
- 85 Alle folgenden Angaben nach dem Sammeldokument ASI, Archivio  
di Stato di Imperia, Bericht des Insolvenzverwalters an die Präfektur  
von Imperia, Sept.-Nov. 1940
- 86 Veziano, Sanremo, S. 222. Vgl. dazu auch S. 214 dieses Buches

### **Kapitel V • Walters Stimme**

- 1 Stefan Benjamin an Theodor W. Adorno, Brief vom 3.6.1965,  
Adorno-Archiv Frankfurt/M., Sign. Br. 92/28
- 2 Dora Sophie Mörser an Egon Wissing, Brief vom 4.2.1941, Einlage  
in Mencken-Papers, NYPL, HLMP
- 3 Der Brief selbst ist nicht erhalten. Dora erwähnt ihn aber in einem  
Brief an Scholem vom 15.7.1941, INBJ.
- 4 Näheres zu Benjamins Tod und den Tagen davor bei Scheurmann,  
Neue Dokumente, und Marcel Raabe: Die letzten Stunden Walter  
Benjamins. Eine Rekonstruktion und eine Wanderung, Leipzig 2021
- 5 Gershom Scholem an Dora Sophie Mörser, Brief vom 26.5.1941,  
INBJ
- 6 Stefan Benjamin an Walter Benjamin, Brief vom 11./12.7.1938,  
ADK WBA 21/53
- 7 Dora Sophie Kellner: Angst, in: Die Dame, Zweites April-Heft  
1929, S. 53 ff
- 8 Lisa Fittko: Mein Weg über die Pyrenäen. Erinnerungen 1940/41,  
München 1985, S. 136 ff.
- 9 Dora Sophie Mörser an Gershom Scholem, Brief vom 15.7.1941,  
INBJ
- 10 Ebd.
- 11 Dora Sophie Mörser an Henry Louis Mencken,  
Brief vom 10.12.1942, NYPL, HLMP
- 12 Georg Benjamin war aus dem Zuchthaus Brandenburg-Görden ins

- KZ Mauthausen gebracht worden, wo er am 26. August 1942 unter ungeklärten Umständen ums Leben kam. Als Todesursache wurde «Freitod durch Starkstrom» angegeben. Seine Frau Hilde glaubte nicht an die Selbstmordtheorie. Sie selbst wurde – obwohl studierte Juristin – von 1939 bis 1945 in der Konfektionsindustrie dienstverpflichtet. Auch ihr Sohn Michael überlebte, durfte aber als «jüdischer Mischling» kein Gymnasium besuchen.
- 13 Gershom Scholem an Dora Sophie Mörser, Brief vom 1.4.1942, INBJ
  - 14 Er schrieb dieses Buch «Walter Benjamin – die Geschichte einer Freundschaft» – tatsächlich, allerdings erst 1975, als Dora und Stefan Benjamin schon tot waren und nicht mehr protestieren konnten. Es erschien bei Suhrkamp. Vgl. dazu S. 211
  - 15 Dora Sophie Mörser an Gershom Scholem, Brief vom 17.7.1942, hier zitiert nach Klaus Garber: Walter Benjamin im Spiegel der ihm nächsten Menschen, in: Die Zeit, 17.7.1992. Das Original des Briefes wurde mir von der Israelischen Nationalbibliothek in Jerusalem leider nicht zur Verfügung gestellt.
  - 16 Vgl. Weissweiler, Echo, S. 204
  - 17 Dora Sophie Benjamin an Gershom und Escha Scholem, Brief vom 24.7.1929, INBJ
  - 18 Dora Sophie Kellner an Walter Benjamin, Brief vom 1.1.1934, ADK WBA 17/7
  - 19 Dora Sophie Mörser an Gershom Scholem, Brief vom 15.7.1941, INBJ
  - 20 Akte Dora Sophie Mörser, NAK, HO 405/36550
  - 21 Dora Sophie Mörser an Gershom Scholem, Brief vom 15.7.1941, INBJ
  - 22 Dora Sophie Kellner an Gershom Scholem, Brief vom 1.12.1930, INBJ
  - 23 Dora Sophie Benjamin an Gershom Scholem, Brief vom 28.5.1921, INBJ
  - 24 Dora Sophie Kellner: Das Mädchen von Lagosta, Roman (ursprünglich: Gas gegen Gas, Südwestdeutsche Rundfunkzeitung 1930), als Fortsetzungsroman im Grazer Tagblatt ab dem 25.12.1931
  - 25 Zit. nach Schiller-Lerg, Schoen, S. 988. Das Gedicht ist datiert auf den 20.9.1945
  - 26 Dora Sophie Mörser an Walter Benjamin, Brief vom 14.4.1938, ADK WBA 18/22
  - 27 Akte Dora Sophie Mörser, NAK, HO 405/36550
  - 28 Theodor W. Adorno an Dora Sophie Mörser, Brief vom 13.9.1950, Adorno-Archiv Frankfurt/M., Sign. Br 1042/1

- 29 Dies ist die üblichste und wahrscheinlichste Version, wobei die Angaben über die Anzahl der Tabletten schwanken.
- 30 Der Aufbau, 11.10.1940
- 31 Erich Kästner: Tagebuchnotiz vom 19.1.1941, nach freundlicher Mitteilung von Momme Brodersen, Palermo
- 32 Who killed Walter Benjamin? Ein Film von David Mauas aus dem Jahr 2005
- 33 Vgl. S. 52
- 34 Dora Sophie Mörser an Theodor W. Adorno, o.D., vermutlich 1951, Adorno-Archiv Frankfurt/M. Sign Br 1042/6
- 35 Landesarchiv Berlin, Akte Dora Sophie Mörser, B Rep. 025-07, Nr. 1611/51, S. 38
- 36 Theodor W. Adorno: Nachwort, in: Walter Benjamin: Berliner Kindheit um neunzehnhundert, Frankfurt/M. 2006, S. 111
- 37 Brodersen, Emil Benjamin, S. 28
- 38 Landesarchiv Berlin, Akte Dora Sophie Mörser, B Rep. 025-07, Nr. 1611/51, S. 234
- 39 Sören Schneider an Hermann Spix, E-Mail vom 31.5.2021
- 40 Peter Suhrkamp im «Spiegel» vom 14. 2.1951
- 41 Theodor W. Adorno an Gershom Scholem, Brief vom 15.1.1951, in: Theodor W. Adorno/Gershom Scholem, «Der liebe Gott wohnt im Detail», Briefwechsel 1939-1969, hrsg. von Asaf Angermann, Berlin 2015, S. 68. Im Folgenden abgekürzt als Adorno/Scholem, Briefwechsel. Adorno spielt hier vor allem auf die Kritiken von Max Rychner (Nachgelassene Prosastücke von Walter Benjamin, in: Die Tat, 25.11.1950, S. 13) und Dolf Stemberger (Walter Benjamins Prosa, in: Die Gegenwart, 1.12.1950) an, die in der Tat kaum verständlich sind und den Zugang zu den Texten eher erschweren als erleichtern.
- 42 Gershom Scholem an Theodor W. Adorno, Brief vom 5.1.1951, in: Adorno/Scholem, Briefwechsel, S. 65
- 43 Herbert Belmore an Gershom Scholem, Brief vom 21.1.1951, zit. nach Puttnies/Smith, Benjaminiana, S. n6f.
- 44 Dora Sophie Mörser an Gershom Scholem, Brief vom 9.9.1951, INBJ
- 45 GS VIII, i, S. 19ff.
- 46 GS VI, S. 232fr.
- 47 Dora Sophie Mörser an Theodor W. Adorno, Brief vom 22.9.1950, Adorno-Archiv Frankfurt/M. Sign Br1042/1
- 48 Gershom Scholem an Theodor W. Adorno, Brief vom 9.5.1961, in: Adorno/Scholem, Briefwechsel, S. 244
- 49 Theodor W. Adorno an Gershom Scholem, Brief vom 26.2.1969, ebd., S. 506

- 50 Gershom Scholem an Theodor W. Adorno, Brief vom 9.5.1961, ebd., S. 244
- 51 Ebd.
- 52 Stefan Benjamin an Siegfried Unseld, Brief vom 9.9.1960, DLA Marbach
- 53 Gershom Scholem in einer Notiz vom 30.12.1959 zur Kopie eines Briefes an Dora Sophie Mörser, INBJ
- 54 Dora Sophie Mörser an Gershom und Fania Scholem, Brief vom 16.1.1960, INBJ
- 55 Gershom Scholem an Theodor W. Adorno, Brief vom 20.6.1965, in: Adorno/Scholem, Briefwechsel, S. 355
- 56 Theodor W. Adorno an Stefan Benjamin, Brief vom 9.6.1965, Adorno-Archiv Frankfurt/M. Sign Br 92/28
- 57 Theodor W. Adorno an Gershom Scholem, Brief vom 10.6.1965, in: Adorno/Scholem, Briefwechsel, S. 350
- 58 Stefan Benjamin an Theodor W. Adorno, Brief vom 8.8.1965, Adorno-Archiv Frankfurt/M. Sign Br 92/28
- 59 Stefan Benjamin an Rolf Tiedemann, Brief vom 16.10.1968, Archiv Mickie (Dina) Draper, London
- 60 Veziario, Sanremo, Appendice 5
- 61 Italo Calvino: Wo die Spinnen ihre Nester bauen, München/Wien 1992, S. 63 und 67
- 62 [https://www.gedenkorte-europa.eu/de\\_de/Sanremo.html](https://www.gedenkorte-europa.eu/de_de/Sanremo.html)
- 63 Nach dem Zeugnis ihrer Schwiegertochter Natalia Bourmazovitch-Perlari, vgl. Veziario, Sanremo, S. 222
- 64 Brief an Giulio Schiavoni vom 6.7.1977, zit. nach Veziario, Sanremo, S. 223
- 65 Schiavoni, Postfazione, in: Veziario, Sanremo, S. 222
- 66 Veziario, Sanremo, S. 221 ff.
- 67 Walter Benjamin an Theodor W. Adorno, Brief vom 30.11.1934, GB IV, S. 534
- 68 Walter Benjamin an Gretel Adorno und Theodor W. Adorno, Brief vom 19. 6.1938, Gretel Adorno/Benjamin, Briefwechsel, S. 318
- 69 Walter Benjamin an Fritz Lieb, Brief vom 9.7.1937, GB V, S. 549



## Register

- Adorno, Gretel (geb. Karplus) 47-49, 69, 120-125, 186, 253  
Adorno, Theodor W. (d. i. Theodor Wiesengrund) 47 f., 120-125, 192, 199 f., 204-206, 208, 211, 253  
Arendt, Hannah 133, 176, 233  
  Arnold, Paula (geb. Kellner) 103, 138, 193, 247
- Bandinelli, Bianchi 148 f.  
Barth, Friedy 19  
Beger, Martha Valerie 56  
Belmore, Herbert (d. i. Herbert Blumenthal) 205  
Benjamin, Dora 10, 64, 176 f., 233 f.  
Benjamin, Emil 9, 60, 234  
Benjamin, Georg 7, 19, 98 f., 119 f., 192, 234 f., 245-247, 251, 283  
Benjamin, Hilde 99, 192, 235, 283 f.  
Benjamin, Martha siehe Meyer, Martha  
Benjamin, Michael 192, 235, 284  
Benjamin, Pauline 63, 236  
Benjamin, Stefan 7, 11, 13 f., 19-23, 43-45, 50, 61 f., 74-80, 82, 84-88, 96-107, 129-131, 137, 140 f., 145-147, 149f., 152, 154-157, 168, 173, 178-182, 186, 190 f., 199, 201-203, 207 f., 210, 212, 214f., 236, 239, 255, 258, 280 f.  
Benjamin, Walter 7-14, 22 f., 27, 37, 40-43, 45-54, 58-61, 64 f., 70, 94 f., 97, 99-102, 104, 109 f., 122-124, 129, 132 f., 136, 141-143, 146 f., 150 f., 168, 172-177, 186 f., 189 f., 192, 194f., 199 f., 204-208, 211, 236-240, 245, 247, 257 f., 267
- Bloch, Ernst 207  
Blücher, Heinrich 133  
Blumenthal, Herbert siehe Belmore, Herbert  
Bradish, Charles Richard 181  
Brambach, Reinhold Adalbert 64, 80, 92  
Brandt, Willy 255  
Brecht, Bertolt 41-46, 48 f., 94f., 114, 143, 245  
Brecht, Marianne (geb. Zoff) 127  
  Bredel, Willi 143  
Brieger, 20, 47, 53-61, 81, 268
- Calvino, Italo 213, 216 f.  
Caracciolo, Francesco 264  
Carter, Mary 151f., 166  
Cassirer, Bruno 113  
Cassirer, Paul 158  
Ceconi, Ermanno 157 f.  
Ceconi, Lucie 157-160, 164  
Chamberlain, Neville 170, 257  
Churchill, Winston 178, 257  
Cohn, Alfred 145, 272  
Cohn, Grete (geb. Radt) 145, 272

- Diana, Giuseppe 153 f.  
Dollfuss, Engelbert 46, 248
- Ebhardt, Bodo 63  
Eisner, Lotte 176  
Emanuel III., König von Italien 254
- Feuchtwanger, Lion 143, 167  
Feuchtwanger, Marta 176  
Fittko, Hans 172, 257  
Fittko, Lisa 189  
Floch, Josef 102 f.  
Förster-Nietzsche, Elisabeth 37, 110  
Franco, Francisco 251  
Frank, Hans 148  
Frank, Walter 243  
Fränkel, Fritz 70, 132, 145, 171, 257  
Freud, Sigmund 88,104, 254, 257  
Freund, Rose B. 179 f.  
Friedell, Egon 254
- Gazzo-Sperlari 184, 214  
Geibel, Otto Carl 33 f., 91, 142 f., 146 f.  
Glaser, Konrad 103  
Goebbels, Joseph 148 f., 163, 245, 254  
Goldberg, Oskar 52, 266  
Grynszpan, Herschel 163, 255 f.
- Haardt, Sara 25 f., 34 f., 116-118, 247, 249  
Haber, Fritz 83  
Hergesheimer, Joseph 12  
Herle, Roman 126  
Herzfelde, Wieland 143  
Herzl, Theodor 241  
Hess, Rudolf 148  
Hesse, Hermann 62  
Hessel, Franz 70, 171, 207, 257  
Hessel, Helen 70
- Himmler, Heinrich 148 f.  
Hindenburg, Paul von 244.  
Hitler, Adolf 79, 97, 109 f., 139, 148 f., 244, 247-249, 251, 253-256, 258  
Hoffer, Wilhelm 105  
Horvath, Ödön von 254  
Huch, Ricarda 158  
Huth, Emil 96,140, 238  
Huth, Olga 96, 238
- Joachim, Anita 111-114  
Joël, Ernst 70  
Jung, Guido 153
- Kafka, Franz 42f.  
Kahr, Gustav Ritter von 248  
Karplus, Liselotte 121  
Karplus, Margarete siehe Adorno, Gretel  
Kellner, Anna (geb. Weiss) 18, 46 f., 65, 81, 94,137-140,187, 238 f.  
Kellner, Dora 7-18, 22-27, 33-35. 37, 39 f., 45, 47, 49 f., 57-75. 80f., 83-85, 89 f., 92-97, 100-105, 115 f., 119 f., 122, 125, 127-137, 140-143, 146, 150 f., 154-157, 160, 162 f., 165-167, 169, 173-175, 177-179, 181-183, 185 f., 187-211, 214, 218, 237, 239 f., 244, 246f., 253, 255, 264  
Kellner, Leon 8, 46 f., 103, 135, 137 f., 140, 240  
Kellner, Paula siehe Arnold, Paula  
Kellner, Viktor 138, 193, 241f.  
Kesten, Hermann 53 f., 171, 257  
Kisch, Egon Erwin 143  
Klausener, Erich 44, 248  
Koestler, Arthur 132, 171  
Kokoschka, Oskar 241  
Kollwitz, Käthe 112, 113  
Korngold, Erich Wolfgang 247

- Lacin, Asja 11, 54, 206, 260  
 Landra, Guido 152  
 Lear, Edward 31-33, 38, 40  
 Levy, Maud 35, 37, 109-111  
 Levy, Oscar 35-37, 53, 109-111,  
 252  
 Lieber, Maxim 116  
 Liebermann, Max 112 f., 246  
 Lindner, Ludwig 34, 90-93, 252  
 Löffler, Julie 88, 96
- Magnussen, Harro 63  
 Mann, Erika 26  
 Mann, Heinrich 53, 245  
 Mann, Klaus 26, 69, 143, 243,  
 269  
 Mann, Thomas 62, 158, 251  
 Marcuse, Ludwig 143  
 Mayr-Falkenberg, Ludwig 147,  
 252  
 Mencken, Henry Louis 25, 34 f.,  
 67, 115 f., 118f., 179, 181, 247,  
 249 f., 269  
 Mendelssohn, Ania 104 f.  
 Meyer, Martha (geb. Benjamin)  
 119, 275  
 Michaelis-Stern, Eva 173  
 Moissi, Alexander 51  
 Moral, Reinhard 202  
 Mörser, Harry (d. i. Heinrich  
 Mörser) 132, 134-137, 240, 253  
 Mörser, Heinrich siehe Mörser,  
 Harry  
 Mörser, Zallel (Bezalel) 134  
 Mühsam, Erich 248  
 Musil, Robert 167  
 Mussolini, Benito 78 f., 87, 130,  
 153, 247f., 250f., 253, 257f.
- Nathan, Ernesto 153  
 Nietzsche, Friedrich 36, 109 f.
- Olden, Rudolf 167  
 Olinsky, Fritz 125, 126  
 Otto, Adolf 174, 281
- Pétain, Philippe 258  
 Pius XI., Papst 149, 252, 254, 256  
 Podszus, Friedrich 207  
 Polgar, Alfred 254  
 Polito, Alfredo 22, 38, 40, 81,  
 106, 252, 263  
 Pollak, Max 8, 104, 239
- Rabehl, Walter 19, 22  
 Radt, Grete siehe Cohn, Grete  
 Rath, Ernst von 163, 256  
 Rehbein, Grete 19  
 Remarque, Erich Maria 255  
 Ribbentrop, Joachim von 148  
 Rodin, Auguste 54  
 Röhm, Ernst 44, 247  
 Roth, Joseph 53 f., 267
- Sahl, Hans 171f., 257  
 Sauerbruch, Ferdinand 113  
 Schiavoni, Giulio 215  
 Schleicher, Kurt von 248  
 Schneider-Kainer, Lene 14 f.  
 Schoen, Ernst 133 f., 165, 167 f.,  
 195 f., 207  
 Scholem, Gerhard (Gershom) 23,  
 55, 60, 186f., 190, 192-195,  
 205f., 209-211, 215  
 Scholem, Werner 258  
 Schuschnigg, Kurt 97, 139  
 Shaw, Frank 151, 163, 166, 174,  
 197, 210, 240  
 Steffin, Margarete 41, 46  
 Stern, Giuseppe 164  
 Sternheim, Thea 176  
 Storm-Jameson, Margaret 166 f.  
 Strasser, Georg 248  
 Suhrkamp, Peter 204
- Toller, Ernst 143, 246  
 Tucholsky, Kurt 246, 250  
 Turton, Doris 38

Unselde, Siegfried 208  
Vilmar, Wilhelm 19, 21, 245  
Wagner, Richard 123-125  
Warren, Hugh Pennefather 152,  
156  
Wassermann, Jakob 62  
Weigel, Helene 31, 245  
Weiss, Anna siehe Kellner, Anna  
Weiss, Rosa 164  
Wiesengrund, Theodor siehe  
Adorno, Theodor W.  
Wissing, Egon 69, 120 f., 179,  
186, 242, 247  
Wissing, Gert 15, 27, 69, 242,  
247, 269  
Wolff, Charlotte 207  
Wolff, Ernst 161  
Wozilka, Anna 264  
Zoff, Liselotte 161  
Zoff, Marianne siehe Brecht,  
Marianne  
Zoff, Otto 127 f., 160-162  
Zuckmayer, Carl 254  
Zweig, Arnold 143

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



**MIX**  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
**FSC® C014889**

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage  
Copyright © 2022 by btb Verlag  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Strasse 28, 81673 München  
Covergestaltung: semper smile, München,  
Covermotiv: © akg-images / arkivi  
Autorenfoto: © Horst Galuschka  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Einband: Friedrich Pustet, Regensburg  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-75982-8

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de) [www.facebook.com/btbverlag](https://www.facebook.com/btbverlag)

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader